Eur. 531 n
Mettenborn

Frauenpolitik

UND

Frauenliebe



AN

Europäischen Fürstenhöfen.

VON

ERICH VON METTENBORN.

BERLIN SW.
HUGO STEINITZ VERLAG.
Charlotten-Strasse 2.
1898.

10/5.98.
3717

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Frauenpolitik und Frauenliebe

an Europäischen Höfen.

Erich von Mettenborn

Frauenpolitik und Frauenliebe

an Europäischen Höfen.

Berlin SW. 12.
Hugo Steinitz Verlag.
Charlottenstr. 2.

Die Schwiegermutter Europas.

Am 8. April 1892 feierte König Christian IX. seinen 74. Geburtstag und die goldene Hochzeit. Alle Kinder und die meisten Enkelinnen des Königspaares umgaben es an diesem Tage, die Tochter Marie, Herzogin von Cumberland, Dagmar, die Kaiserin von Rußland, Alexandra, die Prinzessin von Wales, alle mit ihren Gemahlen und Kindern, auch der Sohn Wilhelm, der schon seit Jahren als König Georgios den hellenischen Thron einnimmt, mit Familie. Im Jahre darauf nahmen der König Christian und seine Gemahlin im Juli an den Festlichkeiten zur Vermählung ihres Enkels, des Herzogs von York, in London teil. Im September kam der Graf von Paris nach Kopenhagen, dessen Zusammentreffen mit dem Zaren in Frankreich verblüffte. Am 6. Juli 1894 wurde die silberne Hochzeit des Kronprinzen Friedrich gefeiert, dessen älteste Tochter Luise sich im September mit dem 27jährigen Prinzen Friedrich von Schaumburg-Lippe, einem Sohne des zu Nachod in Böhmen wohnenden Oheims des Fürsten jenes Ländchens, verlobte. König Christian war bei der Bestattung seines Schwiegersohnes, des Zaren Alexander III.

in Petersburg. An der Bestattung seiner 74jährigen Schwester Luise, Äbtissin des adligen Konvents in Itzehoe, teilzunehmen, sah er sich gehindert, weil ihn auf der Reise dahin, in Korsör, ein Unwohlsein befiel, das ihn zur Rückkehr zwang. So wurde es ihm erspart, zum ersten Male nach der Abtretung Holsteins den Boden dieses Landes zu betreten. Im Jahre 1895 erregte es Befremden, daß die am 17. September geborene Tochter des Prinzen Waldemar katholisch getauft wurde, nachdem, bis auf einen Fall, seit 300 Jahren kein Mitglied der königlichen Familie der katholischen Kirche angehört hat. Am 29. Oktober wurde amtlich bekannt, daß der 23jährige Prinz Karl, zweiter Sohn des Kronprinzen Friedrich, sich mit der Prinzessin Maud von Großbritannien, der 27jährigen dritten Tochter des Prinzen von Wales, verlobt habe.

Wie im Mai 1896 aus Kopenhagen mitgeteilt wurde, bildete es dort einen Gesprächsgegenstand, daß bei der Vermählung der dänischen Prinzessin Luise mit dem Prinzen Friedrich von Schaumburg-Lippe keine der in das Ausland vermählten dänischen Königstöchter zugegen war. Das englische Königshaus war wenigstens durch den Herzog von York mit Gemahlin vertreten, die russische Zarenfamilie dagegen blieb völlig fern. Man suchte die Ursache in der geringen Harmonie der dänischen Kronprinzessin mit ihren englischen und russischen Schwägerinnen; die geistig sehr veranlagte Tochter weiland des Schwedenkönigs Karls XV. hat eine ernste, etwas

schwermütige Lebensanschauung und fühlt sich von der wesentlich auf gesellschaftliche Repräsentation gerichteten Gesinnung der beiden Schwägerinnen angeblich wenig angezogen. Die im Jahre 1895 plötzlich proklamierte Verlobung ihres zweiten Sohnes, des Prinzen Karl von Dänemark, mit seiner englischen Kousine, der Prinzessin Maud von Wales, soll die Beziehungen nicht verbessert haben; diese Verlobung kam etwas unerwartet und der dänische Kronprinz reiste am Tage ihrer Proklamation in das Ausland ab, vorher hatte Prinz Karl für den künftigen Gemahl der jungen niederländischen Königin gegolten, seine Mutter ist die Tochter einer niederländischen und die Enkelin einer preußischen Prinzessin; eine Urenkelin der Königin Luise von Preußen. Es ist erklärlich, daß sich bei diesen Voraussetzungen an jenes Fernbleiben der Zarin-Witwe und der Prinzessin von Wales von der jüngsten Familienfeier des Kopenhagener Hofes verschiedene Kommentare knüpften.

Im Dezember desselben Jahres (1896) hieß es: „Prinzessin Maud will nicht nach Dänemark. In Kopenhagener Hofkreisen erregt die verlängerte Abwesenheit des jungen Ehepaares, des Prinzen Karl und der Prinzessin Maud von Wales, großes Aufsehen. Seine hiesige Wohnung steht seit mehreren Monaten bereit. Schon mehrmals wurde die Ankunft des jungen Paares angekündigt, jedoch immer wieder aufgeschoben und scheint vorläufig aufgegeben zu sein. Wenigstens wird versichert, daß niemand über die Ankunft etwas wisse,

und hinzugefügt wird, daß die Prinzessin Maud nicht geneigt sei, England vorläufig zu verlassen. Daß dies zu den mannigfachsten Gerüchten Anlaß giebt, braucht kaum hinzugefügt zu werden. Es heißt, der dänische Kronprinz werde auf seiner Reise auch einen kurzen Besuch in England bei seinem Sohne abstatten, um ihn aufzufordern, die Rückreise zu beschleunigen."

Der Geburtstag der Königin von Dänemark, die wegen der Fülle ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen zu den verschiedensten Fürstenhäusern, und wohl auch wegen der zärtlichen Sorgfalt um das Glück ihrer Schwiegerkinder und der von diesen beherrschten Völker, den Ehrennamen „Schwiegermutter von Europa" erhalten hat, vereinigte am 7. September 1897 am dänischen Hofe einen großen Verwandtenkreis. Einige der Gäste waren vom 27. August, dem Tage der Vermählung der Prinzessin Ingeborg, zweiten Tochter des dänischen Kronprinzen, mit dem Prinzen Karl von Schweden, in Fredensborg geblieben, nämlich die Kaiserin-Mutter von Rußland, der Herzog von Cumberland mit Gemahlin und die ehemalige Königin von Hannover. Mittlerweile war auch der Prinz von Wales mit Familie eingetroffen. Der Kaiser und die Kaiserin von Rußland wollten erst in der zweiten Hälfte desselben Monats nach Dänemark kommen. Der König von Griechenland hatte seinen Besuch zum 80. Geburtstag seiner Mutter davon abhängig gemacht, daß der Friede bis zu diesem Tage geschlossen sein würde. Der Eifer aber, mit dem in Athen darauf

hingearbeitet wurde, daß dies nicht geschehe, sprach nicht für die Heftigkeit des Verlangens des Königs Georg, sich an der Geburtstagsfeier zu beteiligen.

Die dänische Königin Luise ist eine geborene Prinzessin von Hessen-Kassel, sie hat immer zu dem Kreise europäischer Damen gehört, die mit Gustav Rasch über die „Preußenseuche“ Wehe geschrieen. Die Königin Marie von Hannover war schon vor dem Zusammenbruche des Welfenthrones eine erklärte Feindin Preußens, in dieser Gesinnung noch übertroffen durch die vor zwanzig Jahren verstorbene Königin der Niederlande, Prinzessin Sophie von Württemberg. Als 1866 der Kurfürst von Hessen depossediert wurde, war seine Nichte, Prinzessin Luise, schon seit vierundzwanzig Jahren mit dem König Christian IX. vermählt. Gemeinsames Schicksal verstärkte ihre Freundschaft mit der ehemaligen Königin von Hannover und im Jahre 1878 traten die Damen sich noch näher durch die Heirat ihrer Kinder, des Herzogs von Cumberland und der Prinzessin Thyra.

In das dänische Konzert hat seit 1885 die Gattin des jüngsten Sohnes des Königs, des Prinzen Waldemar, den lebhaftesten Ton gebracht. Sie bläst die Piccolo-Flöte. Die Prinzessin Marie von Orleans, Tochter des Herzogs von Chartres, Schwester des thatenlustigen und etwas vorlauten Prinzen Heinrich, der kürzlich seinen Degen mit dem des Grafen von Turin gekreuzt hat, ist geistvoll und keck. Sie hat 1887 versucht, auf eigene Hand Politik zu treiben und Alexander III. am

seidenen Bande gegen die Deutschen ins Feld zu führen. Der französische Militär-Attaché in Kopenhagen leistete ihr Hilfe. Aber der Zar hat das Band abgestreift und der schönen Diplomatin ein Besteck geschenkt — voll goldener Stricknadeln.

Der berüchtigte Foucault, alias Mondion, hat ein dickes Buch geschrieben, splendid, fast verschwenderisch auf Velinpapier gedruckt. Herr Foucault nennt sich auf dem Titel Charles de Maurel, und widmet die 365 Seiten seines Buches dem strikten Nachweise, daß die darin mitgeteilten bulgarischen Dokumente nicht gefälscht, vielmehr von einer goldenen Echtheit sind, direkt von dem Adressaten gestohlen. Wir erfahren, daß Fürst Bismarck, gerade wie er 1870 den Prinzen von Hohenzollern den Spaniern aufdrängte, um den Krieg mit Frankreich anzuzetteln, so den Bulgaren zum Koburger verholfen habe, um Rußland zum Kriege zu reizen. Das Buch liest sich wie ein Roman, enthält auch nichts als Roman, nicht eine Seite Realität und Wahrheit. Es ist erklärlich, daß es ein Publikum fand, dem der böse Wille über alle historische Kritik und über jeden logischen Skrupel hinweg hilft. Man staunt insbesondere auch über die unverwüstliche Natur des Verfassers, der stets unterwegs ist, zwischen Paris, Berlin, Sofia, Petersburg, Brüssel hin- und herreist, um die Spuren der „verbrecherischen", „verräterischen" Politik Bismarcks zu entdecken und alsdann seine angeblichen Enthüllungen an Frau Juliette

Adam für einen Preis zu verkaufen, bei dem nicht bloß die Reisekosten reichlich wieder herauskommen!

Die Aktenstücke in der Form von Briefen des Fürsten Ferdinand an die Gräfin von Flandern waren lediglich erfunden, um die Aufrichtigkeit der deutschen Politik zu verdächtigen. Der Zweifel an der Ehrlichkeit derselben wäre berechtigt gewesen, wenn solche Aktenstücke auf Wahrheit beruhten, da die deutsche Politik das Unternehmen des Prinzen Ferdinand von Koburg in Bulgarien von Anfang an und zu jeder Zeit als ein den bestehenden Verträgen zuwiderlaufendes angesehen, und sich in diesem Sinne allen Kabinetten und insbesondere dem russischen gegenüber amtlich ausgesprochen hatte. Es würde daher, wenn die Aktenstücke, und namentlich das dem deutschen Botschafter in Wien zugeschriebene echt und die Andeutungen in den fingierten Briefen in Wahrheit begründet gewesen wären, der amtlichen deutschen Politik mit Recht der Vorwurf der Duplizität und ihren amtlichen Erklärungen der der Unehrlichkeit haben gemacht werden können. Die deutsche Regierung, welche natürlich bemüht war, beiden befreundeten Mächten das Vertrauen auf ihre Zuverlässigkeit und Offenheit zu erhalten, hatte daher ein lebhaftes Interesse daran, die Unechtheit der Aktenstücke festzustellen und öffentlich zu bekunden. Die angestellten Ermittelungen ergaben, daß zwischen Ihrer königlichen Hoheit der Gräfin von Flandern und dem Prinzen Ferdinand von Koburg

niemals eine Korrespondenz irgend welcher Art stattgefunden hat, und daß eine politische Eröffnung, wie die dem Botschafter Prinzen Reuß zugeschriebene, von diesem niemals gemacht worden ist.

Auch die Beziehungen, welche anderen hohen Herrschaften in den Aktenstücken zugewiesen wurden, haben sich als Erfindungen herausgestellt. Die Aktenstücke sind daher von hinterher ermittelten Personen, lediglich zu dem Zwecke, Mißtrauen zwischen europäischen Mächten hervorzurufen, ohne jede thatsächliche Unterlage erfunden und zusammengestellt.

Aber wie sind die gefälschten Briefe in die Hände des Zaren gelangt? Dieser war im Sommer 1887, wie immer bei seinem Schwiegervater, in Kopenhagen zum Besuch. Hier wußte ihm die Prinzessin Waldemar die Aktenstücke zuzustecken. Alexander III. reiste von da nach Berlin und hielt dem Fürsten Bismarck die fingierten Briefe vor. Der Fürst hatte keine große Mühe, deren Unechtheit klar zu legen. Aber ohne die Mithilfe der französisch-dänischen Prinzessin hätten die eigentlichen Giftmischer nichts ausrichten können. Sie hatten immerhin einen Augenblickserfolg, und es giebt heute noch Leute, die die Papiere für echt halten.

Im März 1894 wurde eine merkwürdige Geschichte, in der die Prinzessin Waldemar, Tochter des Herzogs von Orleans, so wie der plötzlich abberufene frühere Militär-Attaché am dänischen Hofe, Kapitän de Beauchamps, eine Rolle spielte, vom „Figaro“ unter der

Überschrift „Frankreich und der Hof von Kopenhagen" berichtet. Die Vorgänge, die daselbst erzählt wurden, waren wohl geeignet, großes Aufsehen zu erregen. Handelte es sich doch um nichts Geringeres, als daß die aus dem Hause Orleans stammende gegenwärtige dänische Prinzessin im Hinblick auf ihre vortrefflichen Beziehungen zum Zaren, dessen Vertrauen sie im vollen Maße besitzt, als politische Agentin für das französisch-russische Zukunftsbündnis gewonnen werden sollte.

Darf dem „Figaro" Glauben geschenkt werden, so hat der frühere französische Militärattaché, ehe er sich auf seinen Posten begab, vom Elysée aus, und zwar durch Vermittelung des Chefs des Militärstaates des Präsidenten der Republik, General Borius, den Auftrag erhalten, „intimere und minder offizielle Mitteilungen als diejenigen zu liefern, welche man gewöhnlich über die Gedanken, die Dispositionen, und die Eindrücke des Kaisers von Rußland erhält."

Kapitain de Beauchamps, der persönliche Empfehlungen an die Prinzessin Waldemar mitbrachte, wurde von dieser zu einem Diner eingeladen, ein Vorgang, der dem französischen Geschäftsträger in Kopenhagen, Pasteur, dem Sohne des berühmten Forschers, Anlaß bot, sich mit der Begründung zu beschweren, daß er zu diesem Diner nicht geladen worden. Die Prinzessin erklärte jedoch, daß sie Herrn de Beauchamps und nicht den französischen Militärattaché eingeladen habe.

Kapitain de Beauchamps erinnerte sich aber des

ihm vom General Borius erteilten Auftrages und entledigte sich desselben bei seinem nächsten Besuche, den er der Prinzessin abstattete. Diese erteilte zwar nur eine ausweichende Antwort, der französische Militärattaché unterließ jedoch nicht, aus gewissen Angaben Informationen zu schöpfen, die er schleunigst an seinen Auftraggeber berichtete. Einige Tage später teilte er der Prinzessin, um zu beweisen, daß er in der That zu seinem Verhalten autorisiert sei, einen Brief mit, in dem General Borius ihm für seine Information dankte und hinzufügte: „Fahren Sie fort, uns direkt zu unterrichten.“ Jetzt wurde die Prinzessin doch nachdenklich, da sie mit Rücksicht auf ihre Stellung am dänischen Hofe und ihre persönlichen Beziehungen zum Zaren sich nicht verhehlen konnte, daß sie einem gefährlichen Treiben Vorschub leisten könnte.

Der französische Militärattaché kehrte jedoch nach einigen Tagen wieder und unterbreitete der Prinzessin einen förmlichen Fragebogen, den der Gewährsmann des „Figaro“ mit eigenen Augen gesehen haben will, und dessen erste Fragen lauteten:

1) „Was erwartet Rußland von Frankreich, um der Freundschaft zu entsprechen, die dieses ihm bekundet? Meinen Sie, daß der Kaiser von Rußland sich gegenüber Frankreich wenigstens für den Fall der Defensive verpflichtet halte?“

War dieser Fragebogen echt, so würde daraus deutlich hervorgehen, daß Rußland hauptsächlich keine

positiven Verpflichtungen Frankreich gegenüber genommen hat. Die Prinzessin Waldemar ersuchte den Militärattcheé, ihr den Fragebogen zu überlassen, was denn auch geschah. Zwei Tage später erhielt sie einen Brief des Kapitäns de Beauchamps, der unter anderem wörtlich schrieb: „Man (das Elysée) ist sehr begierig, Ihre Antwort kennen zu lernen, und deshalb nehme ich mir die Freiheit, bei meinem Wunsche zu beharren.“ Jetzt glaubte die Prinzessin, den Militärattaché nicht mehr empfangen zu können, ohne gegenüber der französischen Regierung (doch wohl auch gegenüber dem Zaren und dem Königshofe, an dem sie lebt!) inkorrekt zu handeln. Sie ließ den französischen Geschäftsführer Pasteur zu sich kommen und teilte ihm die Vorgänge mit. Herr Pasteur benachrichtigte sofort das französische Ministerium des Auswärtigen und erhielt Instruktionen, auf Grund deren er die in Betracht kommenden Beweisstücke von der Prinzessin Waldemar sich ausbat und erhielt. Inzwischen wurde das Ministerium Dupuy durch das Kabinet Casimir-Périer ersetzt, Pasteur begab sich selbst nach Paris und der Kapitän de Beauchamp wurde abberufen.

Die vom „Figaro“ als durchaus zuverlässig berichtete Geschichte ist in verschiedenen Richtungen hochinteressant. Falls nicht etwa ein Manöver gegen den Präsidenten der Republik, Carnot, vorliegen sollte, würde aus den berichteten Vorgängen gefolgert werden müssen, daß im Elysée neben der offiziellen Wirksamkeit des

verantwortlichen Ministeriums eine persönliche, selbständige Regierungsaktion ausgeübt wird. Höchst bedenklich müßte es aber vielen Franzosen erscheinen, falls diese letztere That sich solcher Mittel bedienen sollte, um auf den Zaren einwirken oder doch dessen vertraulichste Mitteilungen auskundschaften zu lassen. Daß eine orleanistische Prinzessin für diesen Zweck benutzt wird, müßte der ganzen Angelegenheit einen besonders pikanten Beigeschmack verleihen, der im republikanischen Feldlager einigermaßen überraschen würde.

Unter den jüngst veröffentlichten Briefen des Fürsten Bismarck an weiland Se. Maj. Kaiser Wilhelm I. erregt das, aus Varzin vom Frühjahr 1879 datierte Schreiben in Sachen der Welfenpolitik am Kopenhagener Hofe ein besonderes Interesse. Wie aus dem Schreiben hervorgeht, hatte der Kronprinz von Dänemark Veranlassung genommen, bei weiland J. Maj. der Kaiserin Augusta, anläßlich einer persönlichen Begegnung, die welfischen Demonstrationen bei der Vermählung der dänischen Prinzessin Thyra mit dem Herzog Ernst August von Cumberland, 21. Dezember 1878 zu beschönigen, wovon Fürst Bismarck schweigend Akt zu nehmen riet. Bei diesem Anlaß waren nämlich die im Gefolge des welfischen Prätendenten befindlichen hannöverschen Edelleute durch hohe dänische Orden ausgezeichnet worden.

Die Beziehungen zwischen der dänischen und der welfischen Politik sind sehr alt; freilich waren sie nicht

immer freundlicher Natur; die inneren Zustände des damaligen Königreichs Hannover gaben in den sechziger Jahren der Kopenhagener Presse einen gern benutzten Anlaß zur Verspottung des deutschen Wesens und 1863 hat man von Hannover aus für sich in Holstein Partei zu machen gesucht, womit man aber nur bei wenigen und nicht besonders angesehenen Angehörigen der holsteinischen Ritterschaft Erfolg hatte; das Nähere darüber kann in der bekannten neulichen Publikation von Dr. Karl Sammer jun. über die Kieler Vorgänge von 1865—66 nachgelesen werden. Nach 1866 wurde dann von Paris aus, zugleich in Hannover und Kopenhagen, durch literarische Emissäre Fühlung gesucht, nicht ohne daß man sich an dem letzteren Ort, später über die Indiskretion der französischen Freunde beklagte. Als dann im Herbst 1878 die Verlobung des welfischen Prätendenten mit der genannten dänischen Prinzessin erfolgte, war die Kopenhagener Presse mit diesem Akte der dänischen Familienpolitik keineswegs überall einverstanden; in der am 15. Februar 1879 veröffentlichten, aber am 11. Oktober 1878 abgeschlossenen preußisch-österreichischen Vereinbarung über die Beseitigung der nordschleswigschen Klausel (zum Prager Frieden vom 23. August 1866) hat ein großer Teil dieser Presse die erste Wirkung jenes Verlöbnisses erblickt. Obgleich bekanntlich die dänische Agitationspresse in Nordschleswig eifrigst welfesiert, ist auch in Dänemark und Kopenhagen selber die Cumberländische Verwandt-

schaft bei der Bevölkerung nichts weniger als populär, was freilich auch sonst von den kleinstaatlich deutschen Verwandtschaften der für absolutistisch geltenden Königin Louise gesagt werden kann.

Die Großmama Kaiser Wilhelm's II.

Als Sir Robert Peel im Mai 1839 berufen wurde, ein neues Ministerium zu bilden, war er der Ansicht, es würde seine Verwaltung gefährden, wenn Damen, die im Haushalte Ihrer Majestät, ursprünglich auf Empfehlung des Whigministeriums, angestellt und fast alle mit den Führern der Opposition verwandt waren, in der unmittelbaren Umgebung der Königin blieben; namentlich bezeichnete er als solche die Gemahlin des Lordlieutenants von Irland und die Schwester des Staatssecretärs von Irland, der Politik wegen, die er im Gegensatz von seinen Amtvorgängern in Beziehung auf Irland verfolgen müsse. Er verlangte deshalb ehrfurchtsvoll aber nachdrücklich von der Königin einen Wechsel in jenen Hofstellen. Ihre Majestät erwiderte, ein solcher widerstrebe ihrem Gefühl wie dem Herkommen, sie könnte sich daher hierzu nicht entschließen. Darauf gab Peel den empfangenen Auftrag wieder zurück und

die Königin setzte die früheren Minister wieder ein. In dem am folgenden Tage gehaltenen Kabinetsrat erklärte der bisherige Premierminister Lord Melbourne, er habe seiner Gebieterin diese Antwort geraten, sämtliche Minister stimmten ihm zu und übernahmen die volle Verantwortlichkeit für dieses Verfahren. So verfuhren die Königin Victoria und ihr Whigministerium. Es ist wahr, daß die Königin Victoria später Peel alles bewilligte, was sie im Jahre 1839 verweigerte. Es geschah das auf den Rat des Frhrn. v. Stockmar; auch eines unverantwortlichen Ratgebers. Als zu Ende des Jahres 1853 der Prinz-Gemahl Albert von der englischen Presse, wegen seines Einflusses auf die Entschließungen der Königin, heftig angefeindet wurde, schrieb Baron Stockmar unter dem 5. Januar 1854 ausführlich an den Prinzen und setzte auseinander, wie notwendig es gerade in einem konstitutionellen Staate sei, daß der Regent dem Lande nicht als willenlose Null neben dem Ministerium gegenüberstehe. Selbst der zur Eigenmacht so geneigte Lord Palmerston habe ihm kurz vor der Thronbesteigung der Königin als derzeitiger Minister geklagt: „Wir werden ein schwaches Ministerium sein, die Prinzessin kommt aus der Kinderstube auf den Thron; die Nation weiß daher, daß sie ihrem Kabinet gegenüber die königliche Autorität nicht gehörig vertreten kann und das ist eine Sache, die der Nation nicht genehm ist!" Am besten meinte Palmerston würde es sein, wenn die Königin bald einen fähigen Prinzen heirate, der als

ihr quasi Geheimsecretär, dem Kabinet und der Nation gegenüber der Königin, die durchaus nötige Autorität verschaffe. — Stockmar sagt nun weiter: „Unsere Whigs sind nichts als teils bewußte, teils unbewußte Republikaner, die sich zur Krone verhalten wie der Wolf zum Lamm. Und diese Whigs müssen eine natürliche Neigung haben, jene zwar herkömmliche konstitutionelle, aber an sich gefahrschwangere Fiktion zu übertreiben: die Fiktion nämlich, daß es unkonstitutionell sei, den „Namen" und die Person des unverantwortlichen Monarchen in den öffentlichen Debatten zu nennen und zu gebrauchen. Wenn nun die englische Krone den whiggistischen Ministern erlaubt, die Fiktion in praxi als Regel ohne Ausnahme zu befolgen, so soll sie sich nicht wundern, wenn sie selbst schon nach kurzer Zeit die Majorität des Volkes zu dem Glauben herangezogen findet, der König sei dem Rechte nach nichts als eine Pagode, die nach dem Willen ihrer Minister zu nicken oder zu schütteln habe." Das war eine ketzerische Doktrin. Ist für den echten Engländer, wie für seinen Bewunderer auf dem Kontinent die Pagode auf dem Throne, die willenlose Null nicht das Ideal des Konstitutionalismus? Königin Victoria ist allerdings nichts weniger, als eine politische Null gewesen. Spricht man heute von ihrer musterhaften Reserve in der Politik, so bedarf solcher Ausspruch einer gewaltigen Einschränkung, denn die Königin hat sich zu allen Zeiten für ihre offizielle Enthaltsamkeit gründlich schadlos gehalten durch die groß-

artige Entfaltung einer stillen Wirksamkeit, die alles in Schatten stellt, was sich auf dem Festlande von Kamarilla, Nebenregierung, Hintertreppen-Politik und dergleichen in diesem und jenem Lande zu Zeiten geltend gemacht hat, namentlich auch in Preußen. Nur besteht zwischen dem Festlande und dem konstitutionellen Musterlande England der große Unterschied, daß dort die unverantwortlichen Ratgeber die verantwortlichen, d. h. die Minister beim Monarchen, der über beiden steht, auszustechen suchen, in England aber der Monarch oder die Monarchin selber für ihre politische Nullität gegenüber der verantwortlichen Regierung Ersatz sucht in einer geheimen Regierung. Der bekannte Verfasser der vor ca. zehn Jahren erschienenen Schrift: „Mitregenten und fremde Hände in Deutschland" glaubt die Hintertreppenthätigkeit der Königin Victoria auf die äußere Politik beschränken zu dürfen und spricht sie von der Nebenregierung in der inneren Politik frei. Nach seiner Auffassung hat das hochentwickelte System des konstitutionellen Staates auch auf die Frauenpolitik Rückwirkung geübt. In vielen Dingen ist der heutige Minister für eine Dame, und trüge sie selbst die englische Krone auf dem Haupte, völlig unzugänglich geworden. Die Reformbill oder der Fall Bradlaughs und vieles andere sind Dinge, in welchen sich wirklich keine Einflüsse mehr üben lassen, möchten die Damen auch noch so bestimmte Überzeugungen darüber haben. Die Herren Minister, liberal oder conservativ, vertragen dies nicht mehr. Sie

haben das Bestreben, vor ihrer Kammer als ganze Männer zu erscheinen, die nur nach Überzeugung zu handeln pflegen. Kein Einfluß! Ich spüre nichts, sagt der Minister, von einem fremden Einfluß, und er hüllt sich in die Toga seiner konstitutionellen Unbestechlichkeit.

Auf diese Weise wurde das konstitutionelle System auch für die politisierende Damenwelt eine spanische Wand. Es ist nicht nur tugendhaft, davon zu schweigen, daß die Damen Einfluß auf die Politik üben könnten, nein, es ist sogar gefährlich für ein Ministerportefeuille, davon zu reden. So hat sich in der englischen Politik eine süße Gewohnheit herausgebildet, welche als der Gipfel aller staatlichen Vollkommenheit gilt: von der Königin ist gar nicht die Rede. Sie hat es durch ihre Enthaltsamkeit in allen inneren Fragen wirklich dahin gebracht, daß gewisse Fortschrittsleute eigentlich die Theorie aufstellen könnten, der englische König muß immer eine Frau sein. Je mehr die Königin Victoria diesem Ideal entsprach, desto weniger Zurückhaltung brauchte sie sich aber in der äußeren Politik aufzuerlegen. Je mehr sie die Dinge in England — nun über sechszig Jahre im konstitutionellen Fahrwasser hat laufen lassen, wie sie nur immer mochten, um so besser bediente sie sich der spanischen Wand in allen Angelegenheiten des Auslandes. Man kann sagen, daß die Königin in dieser Beziehung den Kaiser Nikolaus und die Kaiserin Eugenie an Wirksamkeit bei weitem übertroffen hat; die

Methode, mit welcher die Königin Victoria ihr Resultat gewann, war gleichsam eine Kombination aus den politischen und familiären Beziehungen Englands zu dem Continent; die Thätigkeit der Königin vereint die Vorzüge des Frauenfleißes, der Verwandtschaft und des politischen Übergewichtes. Sie hat die Mittel der bayrischen Prinzessinnen, des Kaisers Nikolaus und der Kaiserin Eugenie alle zusammen vereinigt, um zu schönen Erfolgen zu gelangen. Und der Schauplatz ihrer Wirksamkeit ist selbstverständlich Deutschland.

Durch eine eigentümliche Verkettung von persönlichen Umständen ist sie, bei allen ihren geistigen Gaben in Bezug auf die Stelle, die sie in den deutschen regierenden Familien einzunehmen hätte, in einer Art von Rechtsirrtum verfallen. Durch ihre intimen Beziehungen zu dem koburgischen und dem hannöverschen Hause entwickelte sich bei ihr die Vorstellung oder das Gefühl, daß sie im Grunde auch im Rate der deutschen Mächte Sitz und Stimme habe, wie ja auch ihr Gemahl Prinz Albert die deutschen Angelegenheiten keinen Augenblick ohne seine Begleitung gelassen hatte. Es gewährte ihr vermutlich große Befriedigung, als man ihr den Titel einer Kaiserin von Indien beilegte, aber noch größere empfand sie, wenn sie in Hannover, Hessen-Darmstadt, Koburg-Gotha und nun vollends in Berlin beachtet wurde und Gehorsam fand. Sie interessiert sich nicht so sehr für die Nabobs ihrer kaiserlichen Länder, als für die guten Deutschen, denen sie gar zu

gern ein Wohlergehen nach ihrem eigenen Ideal verschaffen möchte. Es war indes nicht ihre Meinung, daß die Nation der Denker berufen wäre, sich vorzugsweise in der großen Politik vernehmlich zu machen, und so war sie denn auch von Anfang an eine Gegnerin Bismarcks und ertrug es schwer, daß die Deutschen so unmoralisch waren, den Franzosen Straßburg und Metz wegzunehmen. Die Königin von England konnte freilich nicht, wie ihre Vorfahren, Truppen in Deutschland aufmarschieren lassen; aber was ein fremder Herrscher durch Töchter, Enkel, Vettern, durch Spezialgesandte und Agenten männlichen und weiblichen Geschlechts leisten kann, ist wenigstens alles versucht worden.

Welcher Art der Einfluß war, den der Prince consort Albert von England auf seine Gemahlin ausübte, ersieht man aus der Mißachtung, mit der er, in den fünfziger Jahren, stets von Preußen sprach, und auch noch die preußische Regierung unter dem Prinz-Regenten Wilhelm trotz der anscheinend persönlichen Hochachtung vor demselben ansah. H. v. Treitschke sagt: Der Hochmut der Westmächte stand dem russischen nicht nach. Jedermann kennt die Briefe des Prinzen Albert und die Äußerungen Napoleons III. über Preußens déférence gegen Rußland; die kalte, wegwerfende Verachtung in den Briefen des Prinz-Gemahls, der doch selbst ein Deutscher war und seine Worte besonnen zu wägen pflegte, ist nach unserem Gefühl verletzender, als die rohen Schimpfworte, welche der schroffe, herrische

Nikolaus in Augenblicken des Jähzorns herausgepoltert haben soll.“ Die englische Arroganz trat in vollstem Maße beim Sturze des sehr westmächtlich gesinnten Kriegsministers Bonin hervor. Zeugnis dafür ist ein Brief Alberts vom 9. Mai 1854.

Prinz Albert starb 1861. Seiner Witwe, der Königin Victoria, gestattete ein selten hohes Alter im Juli 1897 das sechzigjährige Regierungsjubiläum zu feiern. Wir gedachten an dem Tage dieser Feier traurigen Herzens des fünfzigjährigen Jubiläums. Nahm daran doch unser damaliger Kronprinz, späterer Kaiser Friedrich III. teil — um sich dort den sicheren Tod zu holen. Denn auf dieser Reise setzte die Wendung ein, durch welche er der Katastrophe, die ein Jahr später eintrat, zugeführt wurde. In nicht aufgeklärter Weise wurde die Reise nach England beschlossen, welche die Überwachung der Mackenzie’schen Behandlung durch die deutschen Ärzte mindestens sehr erschweren und beeinträchtigen mußte, Mackenzie allein war in den Reiseplan eingeweiht. Am 1. Juni erlangten die deutschen Ärzte wenigstens, daß Gerhard mit nach England gehen sollte. Dieser Beschluß wurde alsbald, in ebenfalls nicht aufgeklärter Weise, hinter den Kulissen umgestoßen; es sollte gar kein deutscher Spezialist in der Begleitung des Kronprinzen sein, und als deutscherseits mit Mühe durchgesetzt wurde, daß doch ein solcher, der erste Assistent Gerhardts, Dr. Landgraf, mitgenommen wurde, geschah dies unter der Bedingung, daß derselbe weder

von Gerhardt instruiert werden, noch an denselben aus England berichten durfte. Aus England schleppte der englische Arzt, von der Königin Victoria frisch zum Baronet, wegen seiner Verdienste um seinen hohen Patienten, gemacht, diesen nach Toblach in Tyrol und weiter. Vergebens streckte der alte Kaiser Wilhelm die Hände nach ihm aus, er wollte ihn wenigstens für einen Tag in Berlin haben. Er hat ihn nicht wieder gesehen. „Dafür, daß es so gekommen ist, messen wir — so erklärten die im königlichen Hausministerium nach dem Tode Friedrichs versammelten deutschen Ärzte zu Protokoll — die Schuld dem Arzte bei, der das „zu spät" verschuldet hat durch Übersehen und Abstreiten des Anwachsens der Geschwulst" — nämlich während des Aufenthaltes in England. Furchtbar ist der Gedanke, daß Kaiser Friedrich, soweit menschliches Ermessen reicht, gerettet worden wäre, wenn man den Rat der deutschen Ärzte im Frühjahr 1887 befolgt hätte. Die Kaiserin Friedrich aber sagte bei einer Audienz, welche Mackenzie in Windsor bei ihr am 23. Februar 1889, von 7—8 Uhr abends hatte: „Sie haben volle Freiheit, jedem, der es hören will, zu sagen, daß ich die Schrift der deutschen Ärzte als ein Sammelbuch von Unwahrheiten ansehe, durch welche ich persönlich beleidigt worden bin, und daß Ihr Buch ein großer Trost für mich gewesen ist."

Die Leidensgeschichte des verstorbenen Kaisers Friedrich III., die in England ihre verhängnisvolle

Wendung nahm, erinnert uns daran, daß sie nur ein Glied ist in der langen Kette bitterer Erfahrungen, die uns durch die Bande des Blutes, welche beide Dynastien verbinden, so wenig als durch die Stammverwandtschaft der Nationen erspart geblieben sind, weder in den politischen Beziehungen ber beiden Staaten, noch in den privaten der beiden Höfe. Je mehr wir diese Verwandtschaft würdigen, desto tiefer kommt uns die Polarität zum Bewußtsein, in welche die englische Nation sich gerade unter der Regierung der Königin Victoria, und in welche eben diese sich selbst persönlich zu Deutschland in fast steigendem Maße gestellt hat. Man rechnete auf eine Wendung in den Beziehungen beider Höfe und Länder, als sich die Prinzeß Royal von Großbritannien mit dem preußischen Prinzen Friedrich Wilhelm vermählte. Diese Beziehungen schienen eine noch festere Stütze erhalten zu sollen durch den Besuch der Königin Victoria in Potsdam, der bald nach jener Vermählung im August 1858 erfolgte. Das Gegenteil trat ein. Die Königin Victoria hat sich in Potsdam bis zum Tode Wilhelms I. nicht wieder blicken lassen, noch dessen Besuch erhalten, während sie oft in Deutschland weilte und Gotha und Darmstadt besuchte. Die Zeit dieser Meidung Berlins von 1858—1888 ist ausgefüllt mit fast ununterbrochenen Versuchen der Königin Victoria, sich in die preußische und deutsche Politik einzumischen.

Bismarck stieß auf den Widerstand der Königin

Victoria auch in der inneren Politik, namentlich in dem Verfassungskonflikte, in dem das kronprinzliche Paar von London her in der Unterstützung der liberalen Opposition bestärkt wurde. Das Wort „Fort mit Bismarck“ fiel zuerst aus weiblichem Munde. Es kam der Krieg mit Frankreich, es kamen die großen Siege. Auf englischer Seite hieß es, daß wir uns im Anfange des Krieges bis zum Tage von Sedan ausgezeichnet betragen und damals auch die Sympathie der ganzen Welt für uns gehabt hätten, daß aber seitdem ein Geist der Begehrlichkeit und des Übermutes über uns gekommen sei, ein Gelüste, uns fremdes Gebiet wider Willen der Einwohner anzueignen, das uns nicht allein jener Sympathieen beraube, sondern auch für uns selbst eine Quelle künftiger Gefahren zu werden drohe. Das war ein Trost für französische Ohren, und solche Sprache führte die englische Presse wie die Regierung und ganz besonders die Königin Victoria, die nicht aufhörte sich für Frankreich zu verwenden und die Berliner Damen gern zu Mitschuldigen machen wollte. Im großen Hauptquartier scheuteman sich nicht, von Weiberintriguen zu sprechen. Fünf Jahre später beschuldigte die Königin Victoria den Fürsten Bismarck in einem Briefe am Wilhelm I. kriegerischer Treibereien gegen Frankreich, unmittelbar nachdem ihr erster Minister im Parlament die Erklärung abgegeben, die kriegerische Unruhe jenes Jahres komme nicht von Berlin, sondern von Paris. Im Jahre 1888 starb Kaiser Wilhelm I. Die Königin Victoria eilte nach dreißigjähriger Enthaltung, zum ersten Male wieder,

nach Potsdam, um den neuen Kaiser und die neue Kaiserin zu begrüßen. Hatte der politische Kompaß bis dahin nach Rußland gewiesen, so richtete ihn Kaiser Wilhelm II. nach Bismarcks Entlassung sofort nach England. Man weiß, welche Glorifikation seine Reisen dahin im liberalen Deutschland und England fanen, und welche Wirkung dieselben für die russische Politik hatten.

Als unmittelbar, nach den Besprechungen des Deutschen Kaisers mit dem Prinzen von Wales und Marquis of Salisbury, auf der zweiten Reise nach England im August 1890 und nach den Ordensauszeichnungen des Reichskanzlers von Caprivi und des deutschen Botschafters in London, Graf von Hatzfeld, Kaiser Wilhelm II. den Zaren wieder aufsuchte, da fand er in Rußland nichts als höfliche persönliche Gastfreundschaft und kühle politische Ablehnung. Bismarck setzte daher der zweiten Kaiserreise nach Rußland seinen Widerspruch entgegen. Er warnte, das hochmütige Russentum zu verwöhnen. Der Erfolg zeigte wie richtig der Fürst geurteilt hatte, die Aufnahme entsprach den Erwartungen nicht. Die Truppenschau war eine nichtssagende Parade, und verstimmt und unbefriedigt kehrten die preußischen Herrschaften nach Berlin zurück. Ein neuer, feierlicher Besuch in England sollte nun die Scharte auswetzen. England, das seinen Vorteil versteht, versäumte nicht, die deutschen Gäste mit unerhörtem Jubel, mit nie dagewesener Pracht zu empfangen. Vertiefte man doch so den Gegensatz zwischen Berlin und

Petersburg und gewann eine Deckung gegen den Moskowiter, der Englands verhaßtester Rivale ist. Die Antwort auf diesen demonstrativen Empfang blieb nicht aus. Die französische Flotte erschien in Kronstadt und bewies, daß ein Zusammenwirken Rußlands und Frankreichs gegen die deutsche Ostseeküste eine strategische Möglichkeit sei. Der Zar hörte stehend die Marseillaise an, Bruderküsse wurden ausgetauscht, anzügliche Reden in Menge gehalten.

In seiner ersten Thronrede, vom 25. Juni 1888, gedachte Kaiser Wilhelm II. zwar der Beziehungen zu Österreich-Ungarn und Italien mit großer Wärme, erwähnte der persönlichen Freundschaft des Herrschers zu dem Zaren, schwieg dagegen von England absolut. Es ist später behauptet worden, daß dieses Schweigen auf einen persönlichen Befehl des Kaisers zurückzuführen sei. Es lag dem ein Familienzwist zu Grunde, während die beiderseitigen Regierungen nichts zu wünschen übrig ließen, wie das später Salisbury nach der Entlassung Bismarcks gegenüber verleumderischen Behauptungen der Kreuzzeitung mit den Worten bekräftigte: „Ich stelle in absoluter Weise in Abrede, daß irgend eine Entfremdung in den Beziehungen zwischen England nnd Deutschland, als Kaiser Wilhelm II. den Thron bestieg, geherrscht hat.“ Im Jahre darauf machte der deutsche Kaiser den Versöhnungsbesuch in Osborne. Aber erst nach der Entlassung Bismarcks zeichnete sich die deutsch-englische Intimität mit einer

Schärfe am politischen Horizonte ab, die in Petersburg und Paris überaus schnell den Gedanken an das Gegengewicht aufkommen ließ, das Herr von Caprivi in seiner Rede in Osnabrück wiederum als ein Gleichgewicht bezeichnen zu dürfen glaubte.

Der deutsche Kaiser setzte die Besuche in England fort — bis 1896. Noch steht in Jedermanns Erinnerung, wie die „Times“ sich herausnahm, Sr. Majestät dem Kaiser zu empfehlen, in London eine „Lektion politischer Weisheit“ entgegenzunehmen. Danach folgten aus Anlaß von Jamesons Ritt nach Johannesburg und des Telegramms Kaiser Wilhelms an den Präsidenten Krüger neue brutale Angriffe, die sowohl gegen die Person des Kaisers, wie gegen Deutschland und alles Deutsche gerichtet waren; dann, als die Abstimmung Deutschlands in Kairo den englischen Interessen zu entsprechen schien, kam eine kurze Pause der Ernüchterung, und die Londoner Presse begann bereits die Rückkehr Deutschlands zu einer „gesunden Politik“ zu feiern. Aber wie kurze Zeit hat das gedauert! Gleich nachdem Kaiser Wilhelm in seiner Langmut an Max Müller in Oxford ein Begrüßungs-Telegramm zu dem Siege der Oxforder Studenten im Ruderwettkampfe schickte, fand die „Morning-Post“ es gut, in einem wahrhaft unerhörten Artikel auszuführen, daß England bereit sein werde, trotz alles „Unrechts“, das Deutschland gethan, den deutschen Kaiser nach wie vor zur Regatta in Cowes zuzulassen, aber nur unter

der Bedingung, daß er vorher seiner Canossapflicht gegen England Genüge gethan habe.

Ist die Königin Victoria der alten Praxis treu geblieben, die sie zu Zeiten König Wilhelms hartnäckig ausgeübt, so muß es während der jüngsten Wirren einen fleißigen Briefwechsel zwischen der Königin und Berlin gegeben haben, einen Briefwechsel, neben dem offiziellen zwischen Regierung und Regierung. Wilhelm I. legte die Schriftstücke der Königin immer v. Bismark vor, der sie begutachtete, Wilhelm II. wird es wohl kaum nötig gehalten haben, die Briefe aus Windsor oder von der Insel Wight erst dem Fürsten Hohenlohe vorzulegen.

Im April 1896 bestätigte das angebliche „Court-Zirkular" die Mitteilung der „Berl. Neuest. Nachr." von der Entsendung des königlichen Flügeladjutanten Major von Jacobi, von der Botschaft in Rom an das Hoflager der Königin Victoria in Cimiez mit einem Handschreiben des Kaisers Wilhelm. Major von Jacobi hatte am 16. April vormittags die Ehre des Empfanges bei der Königin, der er seit längerer Zeit persönlich bekannt ist. Auch in London galt es in gut unterrichteten Kreisen bls feststehende Thatsache, daß Kaiser Franz Joseph der Königin Victoria versprochen habe, die deutsch-englische Verstimmung heben zu helfen, und wer sich der übereifrigen Preßcampagne erinnerte, die in der Wiener und Pester Publizistik während der letzten Märzwoche in dieser Richtung stattfand, konnte über die Richtigkeit wie über die Bedeutung der Nachricht nicht im Zweifel sein. In

England wurde der Vermittlungsversuch des Kaisers Franz Joseph — allen Wiener Ableugnungen und den etwas lahmen Berliner offiziösen Verlautbarungen zum Trotz — als eine feststehende und erfolgreiche Thatsache angesehen. So veröffentlichen fast sämtliche Londoner Blätter das folgende Reuter-Telegramm:

„Paris. Dienstag. Der „Eclär" sagt, daß es sehr interessant sei, den verschiedenen Phasen der Flirtation (sic) zwischen Großbritannien und Deutschland zu folgen. Deutschlands Haltung in der Sache der ägyptischen Schuldenkasse hat den alten Streitigkeiten zwischen beiden Ländern ein Ende gemacht. Kaiser Wilhelms Besuch in Cowes, von welchem das Blatt spricht, als ob er bereits feststände, wird — wie es hinzufügt — in diesem Jahre viel mehr ein politischer Aufenthalt, als ein Vergnügungsausflug sein."

Für die englischen Blätter schien hier der Wunsch der Vater des Gedankens zu sein; sie gaben sich keine Rechenschaft von dem großen Bedauern aller patriotischen Kreise Deutschlands, das die Verwirklichung dieses Wunsches begleiten würde.

Aus den Tagen der Jubiläumsfeierlichkeiten in London wurden nachträglich verschiedene Mißklänge bekannt und zwar solche, die gerade Deutschland angingen. Zwar die Nichtbeteiligung der deutschen Botschaft in London an den Festlichkeiten darf jetzt als genügend aufgeklärt gelten und kann nicht als Symptom

der Verstimmung angesehen werden. Sodann ging aber einem Berliner Blatt die Mitteilung zu, daß in gewissen Kreisen die wiederholten Erinnerungen des deutschen Kaisers an die Waffenbrüderschaft von Waterloo sehr übel vermerkt würden. Namentlich die Gedenkzeichen, die Kaiser Wilhelm am 18. Juni wiederholt seinem englischen Dragoner-Regiment gewidmet hatte, seien Gegenstand einer sehr lebhaften Erörterung geworden, und in Londoner diplomatischen Kreisen wolle man wissen, daß kein Geringerer als der Prinz von Wales, der von jeher seine Neigung zu Frankreich mit besonderer Wärme bekundet hat, sich in diesem Sinne über den zum letzten 18. Juni von unserem Kaiser dem Regimente gesendeten Kranz sehr abfällig geäußert habe.

Der Prinz von Wales ist Chef des preußischen Regiments Blücher. In der Uniform dieses Regiments erschien er im März 1890 in dem Offizierskasino, wo ihm zu Ehren ein Festmahl gegeben wurde, dem auch der Kaiser beiwohnte. Die Toaste, welche dabei ausgebracht wurden, trugen das Gepräge außerordentlicher Herzlichkeit. Der deutsche Kaiser erwähnte in seinem Trinkspruche alle Bande zwischen Deutschland und England. Er nannte die Königin Victoria die Mutter und Großmutter beider Länder; er drückte seinen Stolz und seine Freude aus, daß er der englischen Marine als Admiral angehöre, und er erinnerte an die alte Waffenbrüderschaft von Waterloo, auf dessen Schlachtfeld sich englisches und deutsches Blut im Kampfe mischte. Der

Prinz von Wales dankte in eben so warmen Ausdrücken. Er bezeichnete es als ein Glück, daß es ihm vergönnt worden sei, wieder einmal nach Berlin zu kommen und drückte den Wunsch aus, bald abermals die deutsche Hauptstadt besuchen zu können.

So wenig im allgemeinen Höflichkeiten, die zwischen fürstlichen Personen ausgetauscht werden, den Gang der Geschichte bestimmen, glaubte man damals doch nicht verkennen zu dürfen, daß die Wärme des Tones, in welchem der deutsche Kaiser und der Prinz von Wales mit einander verkehrten, eine gewisse politische Bedeutung habe. Selbst in England faßte man den Besuch des englischen Thronfolgers in Berlin in diesem Sinne auf. Die „Times“ erklärte, wenn das vertrauliche Verhältnis zweier Fürstenhäuser so nachdrücklich betont werde, wie dies eben in Berlin geschehen, handle es sich um etwas mehr, als eine Familienkundgebung. Zwischen Deutschland und England bestehe kein Bündnisvertrag und England sei der Tripelallianz nicht beigetreten, aber es werde alles thun, um den Ausbruch eines europäischen Krieges zu hindern und im allgemeinen viel eher auf Seiten Deutschlands, als auf der seiner Feinde stehen. Der deutsche Kaiser sei von der Notwendigkeit eines freundschaftlichen Einverständnisses mit England überzeugt und darum könne man voraussetzen, daß General v. Caprivi die Politik Bismarcks auch inbezug

auf England fortführen werde. Noch entschiedener drückte sich die „Morning-Post“, das Organ Salisburys, aus. Sie sagte, der Besuch des Prinzen von Wales in Berlin bedeute den Wiedereintritt Englands in das europäische Staatenkonzert, er sei das äußere Zeichen einer Politik, welche anerkenne, daß England, ohne seine Unabhängigkeit aufzugeben, an den europäischen Fragen mächtigen Anteil nehme. Die letzte Rede Kaiser Wilhelms zeige, daß er die wahre Grundlage der zwischen England und Deutschland bestehenden herzlichen Beziehungen zu würdigen wisse.

So wie im März 1890, hat unser Kaiser wiederholentlich seine Zugehörigkeit zur britischen Armee mit beredten Worten gerühmt. Es durfte im Jahre 1894 ein englisches Blatt über ihn schreiben: „Der deutsche Kaiser läßt keine Gelegenheit vorübergehen, die Wertschätzung zu zeigen, die er für seine Ehrenämter in der britischen Armee und Marine hegt. Beweis dafür ist der glanzvolle Empfang, den er den britischen Offizieren bereitet hat, die nach Berlin gesandt waren, den Kaiser als Oberst-Inhaber des ersten Dragoner-Regiments zu beglückwünschen. Kein Mensch konnte mehr gefeiert werden, als diese Offiziere.“

Bei dem Frühstücksmahl im Kasino der Garde-Dragoner lehnte der Kaiser den Toast auf seine Person ab und brachte das Hoch auf die Königin von Großbritannien und Irland aus, „bei deren Regiment er

gegenwärtig als Gast weile, und die ihm die hohe Ehre erwiesen habe, ihn zum Chef eines ihrer ersten Regimenter gemacht zu haben.“ Sobald die begeisterten Hurrahs und die englische Hymne „God save the Queen“ verklungen waren, sandte der Kaiser ein eigenhändig aufgesetztes Telegramm an seine königliche Großmutter ab, in welchem er derselben von dem ausgebrachten Hoch Kenntnis gab. Weiter toastete der Kaiser auf das englische Dragonerregiment, dem anzuhören und dessen Chef zu sein ihn mit größtem Stolz erfülle; er gehöre dadurch dem englischen Offiziercorps an, und auf diese Weise sei ein Band frisch geknüpft worden, welches seit einer langen Reihe von Jahren das britische mit dem preußischen Heere verbunden habe. In der Uniform eines englischen Obersten hat in demselben Jahre der deutsche Kaiser der Kaiserin Eugenie einen Besuch abgestattet.

Wenn später der Prinz von Wales als Chef des Regimentes Blücher über den dem englischen Dragoner-Regiment von unserem Kaiser gesandten Kranz sich abfällig geäußert hat, so entspricht das wenig dem Stolz und der Freude mit der Wilhelm II. sich immer von neuem darüber äußert, daß ihm die Königin die Würde eines Admirals der englischen Marine verliehen hat, welche England groß gemacht. Wohin das Herz den Prinzen von Wales zieht, hat er wiederholentlich an den Tag gelegt. Er trat in dieser Richtung besonders im Jahre 1878 auf der Pariser Weltausstellung beim Bankett, das die englischen Aussteller am 31. Mai ihm

zu Ehren veranstalteten, hervor. Sonst pflegte der britische Thronfolger die öffentliche Meinung nicht durch seine politischen Ansichten und Velleitäten in Anspruch zu nehmen, sondern zog es vor, derselben auf anderen Gebieten des öffentlichen und sozialen Lebens Stoff zur Unterhaltung zu bieten. Während seines Aufenthaltes in Paris als Präsident der englischen Ausstellungskommission hatte er schon mehrfach Äußerungen politischer Natur gethan, die, wie nicht anders zu erwarten, die Tageschronik lebhaft beschäftigten. Dazu gehörte das vielfach besprochene Bonmot, daß „Österreich stets im Rückstande" sei. Sein, bei dem erwähnten Bankett auf die französische „Exekutive" und den Generalkommissar der Ausstellung, ausgebrachter Toast füllte die Spalten der französischen Zeitungen mit hochpolitischen Kommentaren. Der Kern dieses Toastes, wie viele Variationen auch über die Fassung desselben kursierten, war: „Mein ganzes Herz gehört Frankreich!"

Der Prinz von Wales führte im März 1890, als Gast im Kasino der preußischen Gardedragoner-Offiziere und des deutschen Kaisers begreiflich, eine andere Sprache; eine solche, wie wir oben mitteilten, die die angesehensten englischen Blätter zu den kühnsten Erwartungen in Bezug auf die Beziehungen der beiden stammverwandten Nationen hinriß. Aber wir wissen alle, was aus diesen Erwartungen geworden ist, während das Wort, das der Prinz von Wales 1878 in Paris gesprochen, sich

voll bewährt hat. Dieser Prinz ist der Repräsentant der Nation, deren Sympathien nun einmal den Franzosen gehören, trotz der blutigen Kriege, die Frankreich und England ehemals mit einander geführt haben und trotz aller Reibereien von heute. Er ist auch der Repräsentant der Nation, die vor dem alten Rivalen den nötigen Respekt besitzt, der ihr Deutschland gegenüber mehr und mehr abhanden gekommen ist.

In wie wenig taktvoller Weise knüpfte im Juni 1896 die „Times" an den Sieg, den die Yacht des Kaisers bei der englischen Regatta errungen hat, Betrachtungen an, die von deutscher Seite um so weniger ohne Widerspruch bleiben konnten, als der huldvolle Empfang, der den Mitgliedern der Institution of naval Architects bereitet wurde, für jeden Unbefangenen aufs neue bekundete, daß dem ritterlichen Sinne unseres Kaisers jeder kleinliche Zug fern liegt. Eine Eigenschaft, welche die englischen Staatsmänner und Zeitungen in ihrer Art, Sachen zu beurteilen und zu behandeln, nur zu oft, insbesondere in der letzten Zeit, haben vermissen lassen. Die Anspielung auf das „englische Blut" in den Adern des Kaisers steht auf gleicher Höhe mit dem vorangegangenen Versuchen der englischen Presse, dem Kaiser, mit Rücksicht auf verwandtschaftliche Beziehungen, als eine Art von Mentor entgegenzutreten.

Das Verhalten der deutschen Botschaft in London bei den letzten Jubiläumsfeierlichkeiten ist jetzt, wie schon

bemerkt, aufgeklärt. Wir wollen ihm keine besondere Bedeutung beilegen. Dasjenige des Prinzen von Wales entspricht seiner ganzen Vergangenheit und bestätigt alles, was zumal in der letzten Zeit England an Gesinnung und Stimmung gegen Deutschland offenbart hat.

Das englische Volk feierte im Juli 1893 mit seinem Königshause das frohe Ereignis der Vermählung des Thronerben, des Prinzen Georg von Wales mit der Prinzessin Victoria Mary von Teck. Prinz Georg von Wales, Herzog von York, ist seit dem etwa anderthalb Jahre zuvor erfolgten Tode seines älteren Bruders, des Herzogs von Clarence und Avondale, der einzige Sohn des Prinzen von Wales. Er hat noch drei Schwestern, von denen bis dahin nur die älteste, die Prinzessin Luise, und zwar mit dem Herzog von Fife, vermählt war. Im Gegensatz zu seinem verstorbenen älteren Bruder galt der Herzog stets für das schweigende Mitglied der königlichen Familie. Frühzeitig erwachte in ihm der Drang zum Marinewesen, und scherzend soll er zu seinem Bruder gesagt haben: „Ich freue mich, daß ich nicht König werde wie du. Ich will Matrose sein und allerhand Abenteuer auf der See erleben.“ Auf seine Kadettenzeit folgte die Kreuzfahrt um die Welt an Bord der „Bacchante“; sie dauerte drei Jahre und wurde später von den Brüdern in ihren veröffentlichten Tagebüchern „Cruise of the Bacchante“ anschaulich geschildert.

Damit kam die Marinezeit für den Prinzen Edward zu Ende; Prinz Georg aber setzte seine Matrosenlaufbahn fort, diente fast auf jeder Station, in Ostindien, Australien, Südafrika, Amerika, im Mittelmeer und im Kanal, und schließlich ward ihm der Erdball ebenso geläufig wie die Schiffe der englischen Marine. Als er es bis zum Schiffskommandanten gebracht hatte machte der unerwartete Tod seines Bruders seinen Seemannsträumen leider ein Ende; der Weg der zum Throne führt fesselt ihn an andere Pflichten, aber als Seemann fühlte er sich nach wie vor und erschien dem Herkommen entgegen bei der Trauung in Kommandanten-Uniform.

Seine Braut, Prinzessin Victoria, Mary von Teck, ist zwei Jahre jünger als er; sie ward 1869 im Kensington-Palast geboren. Der Roman ihres Lebens kannte kaum einen anderen Schmerz, als den Tod ihres ersten Bräutigams, des Herzogs von Clarence, im Anfang des Jahres 1892. Nur die erhöhte Blässe ihres Antlitzes verriet dem spähenden Auge den inneren Kampf; nur die die ihr näher standen wußten ihr Leid und Weh. Man nannte sie stets die Prinzessin „May", ein Kosename statt der feierlichen Mary, und als Prinzessin „May" trat sie vor einigen Jahren in die Gesellschaft ein. Sie galt — und ist es noch — für die hübscheste der englischen Prinzessinnen, groß, schlank und blauäugig. Von dem Vater erbte sie die Schönheit, von der Mutter die Herzensgüte. Signor Tosti vervoll-

kommnete ihre Singstimme, die nicht stark, aber höchst ansprechend ist. In der Litteratur zieht sie die ernsten Werke den Romanen vor. Mit besonderer Vorliebe beschäftigt sie sich mit der Armenfrage, verwendet einen Teil ihres Taschengeldes als Almosen für arme Kinder und sitzt oft an deren Krankenbette, Trost spendend und aufmunternd. In ihrer Kleidung verrät sie besonderen Geschmack, ohne der Mode sklavisch zu fröhnen. Was sie bei den Briten besonders beliebt machte, war der englische Schliff ihres äußeren Auftretens. Ihr Vater ist Württemberger, ihre Mutter eine Welfin; indessen hat sie sich das englische Wesen trotz der ausländischen Abstammung und der internationalen Erziehung ganz zu eigen gemacht. Sie ist daher die „englische Prinzessin" par excellence, so daß es seit den Zeiten Jakobs II. das erstemal war, daß der Thronerbe sich seine Braut unter den Töchtern des Landes aussuchte.

Die Vermählungsfeier wurde durch verschiedene Hoffestlichkeiten eingeleitet. Der großen Gala-Vorstellung im Koventgarden-Opernhaus zu Ehren des Brautpaares wohnten alle zur Hochzeitsfeier eingetroffenen Fürstlichkeiten bei. Das, mit tausenden von Rosenbouquets und anderen herrlichen Blumen, geschmückte Haus bot durch die glänzenden Uniformen und Damentoiletten einen prächtigen Anblick. Gounods „Romeo und Julia" wurde vortrefflich aufgeführt, die ganze Festlichkeit verlief auf das Glänzendste.

Die Trauung fand am 6. Juli 1893 in der

Chapel Royal des St. James-Palastes statt, in derselben Schloßkirche, in der die Königin Victoria dereinst selbst, und auch die Kaiserin Friedrich, getraut wurden. Die Kapelle ist klein und der Palast altmodisch und unbequem, aber über dem Ganzen schwebt der Duft vergangener Zeiten. Der Hochzeitszug, vom Buckingham-Palast und dem Palais des Prinzen von Wales zur St. James-Kapelle, gestaltete sich zu einem glänzenden Schauspiel. Eine unübersehbare Menschenmenge hatte alle Plätze besetzt, von denen sich ein Blick auf den Zug der königlichen Wagen mit der glänzenden Garde-Kürassier-Eskorte bot. Auf dem ganzen Wege wurden die Fürstlichkeiten, vor allem die Prinzessin May von Teck auf das begeistertste begrüßt. Bei der Vermählungsfeier vollzog der Erzbischof von Canterbury die heilige Handlung. Während die Königin zum Altar schritt, wurde Sullivans Kaisermarsch gespielt. Unmittelbar hinter der Königin schritt die Brautmutter, Herzogin von Teck, geführt vom Großherzog von Hessen, darnach kam der Bräutigam, von seinem Vater und vom Herzog von Edinburg geleitet. Unter den Klängen des Brautmarsches aus „Lohengrin" bewegte sich die Braut nach dem Altar, geführt von ihrem Vater und ältesten Bruder. Die Braut war äußerst bleich, infolge der Aufregung und Hitze, schien sie einer Ohnmacht nahe, doch gab sie, ebenso wie der Bräutigam, das Jawort mit klarer Stimme. Beim Verlassen der Kapelle wurde Mendelssohns Hochzeitsmarsch gespielt. Die Toilette

der Herzogin von York bestand bei ihrer Trauung aus Brokat mit Silber und einem Vordereinsatz aus weißer Seide. Orangezweige fielen an den Seiten herab. Der Brokatstoff war in Spittalfields gewebt und enthielt ein außerordentlich geschmackvolles Blumenmuster. Der Brautschleier bestand aus alter, wertvoller Spitze, und war schon von der Mutter der Braut, der Herzogin von Teck, bei deren Hochzeit getragen worden. Er war, wie es bei den königlichen Bräuten in England üblich ist, zurückgeschlagen, und ließ also das Gesicht frei. Das Bouquet der Braut bestand aus den seltensten weißen Blumen, besonders vorherrschend war die schöne weiße „Rose von York“. Auch die zehn Brautjungfern, zum Teil sehr zarten Alters, Cousinen und Nichten der Braut, trugen zu ihren weißseidenen Kleidern Sträuße von weißen Rosen; weiße Rosen und Orchideen trug auch die Prinzessin von Wales. Das Kleid, welches die Herzogin von York auf ihrer Fahrt von London nach Sandringham anhatte, bestand aus cremefarbiger Seide mit Gold, dazu trug sie einen kleinen Goldhut mit cremefarbigen Federn.

Nach Beendigung der kirchlichen Feier begaben sich die Königin, die übrigen Fürstlichkeiten, Prinzen und Prinzessinnen mit dem neuvermählten Paare zum Dejeuner nach dem Buckingham-Palast zurück. Nach dem Dejeuner traten die Königin, das neuvermählte Paar und der Vater der Braut auf den Balkon, woselbst sie, von der dichtgedrängten Menge stürmisch begrüßt, mehrere

Minuten verweilten. Der Feierlichkeit in der St. James-Kapelle wohnten unter anderen auch der Premierminister Gladstone und Gemahlin bei. Die St. James-Kapelle bot während der Hochzeitsfeierlichkeit einen äußerst glänzenden Anblick; die Herren waren zumeist in großer Uniform, die Damen in den kostbarsten Galatoiletten erschienen; die indischen Prinzen trugen prächtige mit Edelsteinen bedeckte Kostüme. Der deutsche Kaiser war durch den Prinzen Heinrich vertreten. Der Herzog von York, der Prinz von Wales und der russische Großfürst-Thronfolger (jetzt Kaiser Nicolaus) hatten Marineuniform angelegt. Aus Anlaß der Vermählung waren alle öffentlichen Gebäude und Hauptstraßen prächtig mit Fahnen und Guirlanden geschmückt, besonders die Straßen, welche der Hochzeitszug passierte. Im St. James-Palast sollte das neuvermählte Paar nach der Rückkehr von der Reise Wohnung nehmen, bis im natürlichen Verlauf der Dinge der Herzog Prinz von Wales König von England wird.

Vier Jahre darauf feierte das englische Volk das sechzigjährige Regierungsjubiläum der Königin, wie zehn Jahre zuvor das fünfzigjährige. Wir kommen weiter darauf zurück und wollen hier zunächst von den Umständen berichten, unter denen die Königin auf den Thron gelangte. Wir folgen den „Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn Christian Friedrich von Stockmar.“

Stockmar war der Sohn eines coburgischen Justiz-

beamten bürgerlichen Standes. Nach der Vollendung seiner Gymnasialbildung, die er in Coburg empfing, bezog er 1805 die Universität und studierte bis 1810 in Würzburg, Erlangen und Jena Medizin. „Es war ein kluger Streich“ meinte er später, als er die Kunst des Aesculap längst an den Nagel gehängt hatte, „ursprünglich Medizin studiert zu haben; ohne das dabei erlangte Wissen, die psychologischen und physiologischen Aufklärungen, die mir von da aus geworden, würde mein savoir faire oft habe betteln gehen müssen.“ Auf die Bildung seines Charakters wirkte aber vorzugsweise die ernste schwere Zeit des napoleonischen Regimentes. Der Haß und die Verachtung des Rheinbundwesens, der Kleinstaaterei, die Sehnsucht nach Einheit, Macht und Größe des Vaterlandes, die nachmals den Greis bis zum letzten Hauch durchdrungen, erfüllten schon damals die Seele des Jünglings. Einen tiefen Eindruck machte eine Scene auf ihn, die für die Stimmung jener schwülen Tage charakteristisch genug sein dürfte, um hier eine Wiedergabe zu verdienen. In einem Kreise, der vorwiegend aus Studenten bestand, wurden Mordpläne gegen Napoleon geschmiedet. Da erhob sich ernst ein alter preußischer Offizier: „Laßt das gut sein, so sprechen junge Leute. Wer die Welt länger kennt, der weiß, daß die Franzosenherrschaft nicht mehr lange dauern kann; vertraut auf den natürlichen Gang der Dinge!“ Diese Worte öffneten Stockmar den Blick für die Hohlheit des Napoleonischen Regiments und be-

gründeten in ihm für alle Zeit den Glauben an da Walten einer sittlichen Macht in dem Leben der Völker.

Seine praktische Wirksamkeit als Arzt war nicht von langer Dauer. Im Jahre 1810 ließ er sich in Coburg nieder, wo ihn bald ein enges Freundschaftsbündnis mit Rückert verknüpfte, dessen oberflächliche Bekanntschaft er schon in Würzburg gemacht hatte. Ihm teilte der Dichter zuerst seine geharnischten Sonette mit, ihm sandte er die bekannten „fünf Märlein für mein Schwesterlein", um sie zum Druck zu befördern, ihm schüttete er in manchem offenherzigen Briefe die mannigfachen Bekümmernisse aus, mit denen er damals rang. Persönlich mit in den Krieg zu ziehen, dazu fühlte sich Rückert nicht tauglich; aber gerade dieses Gefühl erweckte ihm sichtliches Mißbehagen. „Ich bin in der größten Dumpfheit und Niedergeschlagenheit", schreibt er einmal, „wenn nicht bald jemand kommt und mich mit auf Reisen oder in den Krieg nimmt, so bin ich fertig!" Ein ander Mal wirft er die Schuld auf seine poetischen Entwürfe. „Ich wollte, ich könnte die Poesie von meinem Halse abschütteln, die schwerer daran hängt, als ein Weib und zehn Kinder; so stände ich morgen unter den preußischen Freiwilligen." Stockmar hatte mit solchen Beängstigungen nicht zu kämpfen, sein Beruf als Arzt wies ihm unzweifelhaft die Stelle an, in welcher er dem Vaterlande zu dienen hatte. Bis zum November 1813 leitete er mit einem alten Chirurgen zusammen ein Militärlazaret in Coburg, in welchem der Typhus

(wie damals bekanntlich überall), so fürchterlich hauste, daß alle übrigen Ärzte den Mut verloren, daran zu wirken. Stockmar hielt aus, bis ihn die Krankheit selbst niederwarf. Als er sie dann in verhältnismäßig kurzer Zeit überstanden, folgte er den Heeren auf den Schauplatz des Krieges, der jetzt bis an und über den Rhein vorgedrungen war. Anfangs 1814 wurde er Oberarzt der herzoglich sächsischen Contingente und bald darauf Stabsarzt des fünften deutschen Armeecorps, in welcher Eigenschaft er die Spitäler in Mainz, Oppenheim, Guntersblum und Worms zu führen hatte. Auch das Jahr 1815 fand ihn wieder an seinem Platze, diesmal als Arzt bei den sächsischen Regimentern, die im Elsaß operierten. Bei dieser Gelegenheit trat er dem Prinzen Leopold von Coburg, dem nachmaligen König der Belgier, näher und schloß damit eine Bekanntschaft, welche seinem Leben eine ganz neue Wendung geben sollte.

Prinz Leopold war damals 25 Jahre alt. Mit 15 Jahren war er, kurz vor der Schlacht bei Austerlitz, in die russische Armee eingetreten und hatte im Stabe des Großfürsten Constantin die Feldzüge 1813 und 1814 mitgemacht. Bei dem bekannten Besuche, welchen die alliierten Fürsten im Juni 1814 von Paris aus dem englischen Prinzregenten machten, war er im Gefolge Alexanders mit nach London gekommen. Hier lernte er die voraussichtliche Erbin der englischen Krone, die Prinzeß Charlotte kennen. In der königlichen Familie walteten, wie man weiß, die ärgerlichsten Zer-

würfnisse ob, man kann die Situation nicht krasser schildern, als mit den Worten, welche Prinzeß Charlotte Stockmar gegenüber von ihren Eltern brauchte. „Meine Mutter“, sagte sie, „war schlecht, aber sie wäre nicht so schlecht geworden, wenn mein Vater nicht noch schlechter gewesen wäre.“ Gerade damals wurde, beinahe unter den Augen der fremden Gäste, eine Familienscene aufgeführt, wie sie nur an diesem Hofe möglich war. Charlotte hatte sich, dem Wunsche des Prinzregenten gemäß, im März 1814 mit dem Erbprinzen von Oranien verlobt; ihre Mutter, mit der sie nur alle vierzehn Tage einmal zusammenkommen durfte, war dabei gar nicht befragt worden; nicht einmal der Bräutigam hatte es für nötig gehalten, sich ihr zu nähern. Schon dies hatte die Braut begreiflicherweise schwer verdrossen, allerlei Verhandlungen über die Frage, ob das junge Paar nach seiner Vermählung in England oder in Holland residieren solle, hatte das gute Einvernehmen noch mehr geschädigt; endlich schlug das Betragen Oraniens bei der Anwesenheit der fremden Monarchen dem Faß den Boden aus. Der Prinzessin und ihrer Mutter war die Teilnahme an den Hoffesten untersagt worden; dennoch beging Oranien die Rücksichtslosigkeit, auf denselben zu erscheinen. In Folge dessen erklärte seine Braut ihm mündlich, sie sei entschlossen, England nach der Hochzeit nicht zu verlassen, weil sie die einzige Stütze ihrer Mutter in diesem Lande sei, auch müsse sie verlangen, daß derselben nach ihrer Ver-

mählung ihr gemeinsames Haus immer offen stehe. Als der Erbprinz dies nicht zugestehen wollte, sagte sie ihm gerade heraus und wiederholte es schriftlich: dann sei die Heirat nicht möglich. Ihr Vater, der Regent, geriet darüber in heftigen Zorn und beschloß einen feierlichen Strafact auszuführen. Am 12. Juli erschien er plötzlich im Warwick-House, der Residenz seiner Tochter, entließ ihre gesamte Dienerschaft und kündigte ihr eine Art von Verbannung nach Cranebourne-Lodge bei Windsor an. Schnell entschlossen bat die Prinzessin, sich einen Augenblick zurückziehen zu dürfen, um sich von ihrer Gemütsbewegung zu erholen, warf sich in einen Mietswagen und entfloh zu ihrer Mutter nach Connaught-Place, woher sie freilich schon in der Nacht durch ihren Onkel York zurückgeholt wurde, um einige Tage später das Exil in Cranebourne anzutreten. Kurz vorher aber hatte sie die Bekanntschaft Leopolds gemacht, nachdem ihre Tante York, eine Schwester Friedrich Wilhelms III., durch einen Ball die Gelegenheit dazu gegeben hatte. Es war schnell zu einer Verständigung zwischen beiden gekommen, auch die Herzöge York, Kent und andere Mitglieder des Hauses waren der projektierten Verbindung geneigt. Von dem Prinzregenten durfte man allerdings für jetzt keine Zustimmung erwarten, aber Leopold rechnete auf die allmähliche Wirkung der Zeit. Nach anderthalb Jahren geduldigen Wartens traf ein, was er erhoffte; im Januar 1816 erging an ihn eine Einladung zu einem Besuch in

England; und wenn sich dann auch an Ort und Stelle noch einige Schwierigkeiten zeigten, so wurden sie doch überwunden, und die Vermählung konnte bereits am 2. Mai gefeiert werden.

Gleich nachdem dieser erwünschte Ausgang durch die Verlobung gesichert schien, hatte sich Leopold an Stockmar gewandt und demselben die Stelle eines Leibarztes angeboten. Dieser ging darauf ein und war am 31. März bereits in London. Überraschend schnell wandte sich sein Verhältnis zum Prinzen und seiner Gemahlin in vertraute Freundschaft um. An das Wesen der Prinzessin mußte man sich freilich erst gewöhnen. „Sonderbare Manieren," schrieb Stockmar, als er sie zum erstenmale sah, in sein Tagebuch, „die Hände beständig auf dem Rücken, Brust und Leib herausgedreht, nie ruhig auf den Beinen, von Zeit zu Zeit einmal gestampft, viel gelacht und noch mehr geschwatzt. Mein erster Eindruck war nicht sehr vorteilhaft; des Abends gefiel sie mir besser." Dem Prinzen hingegen konnte man sogleich die größte Hochachtung nicht versagen und sie steigerte sich bei Stockmar bald bis zur aufrichtigsten Bewunderung. Das häusliche Leben des jungen Paares verfloß in ungetrübtem Glück. „Mein Herr ist der beste aller Ehemänner in allen fünf Erdteilen," heißt es in dem Tagebuche, „und seine Gemahlin hat für ihn eine Summe von Liebe, deren Größe nur mit der englischen Staatsschuld verglichen werden kann." Ein unerwartet frühes Ende war diesem

Glücke beschieden; schon am 6. November 1817 starb die Prinzessin, nach der Geburt eines toten Knaben. Als Arzt war Stockmar zu seiner großen Beruhigung bei diesem traurigen Ereignis gar nicht beteiligt. Er war nur des Prinzen Leibarzt und hatte sich der Behandlung der Prinzessin gänzlich ferngehalten; als Freund des trostlosen Gatten aber war er auf's tiefste dadurch erschüttert. Wie vertraut das Verhältnis zu seinem Herrn bereits war, zeigte sich an dem Lager der Toten. „Wir gingen nach dem Sterbezimmer; er küßte, am Bettknieend, die kalten Hände, dann sich aufrichtend, drückte er mich an sich und sagte: „Ich bin nun ganz verlassen; versprechen Sie mir, immer bei mir zu bleiben!" Ich versprach es. Gleich nachher erinnerte er mich wieder, ob ich wohl wisse, was ich versprochen. Ich sagte ja u. s. w. Nun verlasse ich den Prinzen nur, wenn es dringende Geschäfte erfordern. Ich esse allein mit ihm und schlafe in seinem Zimmer. Sobald er des Nachts erwacht, stehe ich auf, sitze plaudernd an seinem Bette, bis er wieder einschläft. Ich fühle immer mehr: Mein Lebenserbteil sind unerwartete Wendungen." „Fürstengunst," meinte er einige Wochen später, „ist im allgemeinen keinen Pappenstiel wert; er aber ist in jeder Beziehung ein ehrlicher, guter Mann, und daher ein unvergleichlicher Fürst."

Dies enge freundschaftliche Verhältnis fand bald seinen Ausdruck auch darin, daß Leopold einen anderen Leibarzt annahm und seinem Vertrauten die Leitung

seiner persönlichen Geschäfte und Hofhaltung als Secretär, Schatzmeister und Comptroller of the Household übertrug, eine Stellung, in der Stockmar bis 1831 verblieb. Auch bewirkte der Prinz, daß sein Freund 1821 in den sächsischen Adelsstand und 1831 in den bayrischen Freiherrnstand erhoben wurde, wozu sich in den vierziger Jahren der österreichische Freiherrntitel gesellte. Seinen ständigen Wohnsitz nahm Stockmar trotz seiner neuen Stellung in Coburg, wo er sich 1821 mit seiner Cousine Fanny Sommer vermählte. Allein da Prinz Leopold es für angemessen hielt, wegen des englischen Jahrgehalts von £ 50 000 das er bezog, in England zu wohnen, so brachte natürlich auch sein Schatzmeister den größten Teil des Jahres dort zu und verlebte während der nächsten 36 Jahre durchschnittlich nur 6 Monate im Schoße seiner Familie, die er sogar mehrere Jahre hinter einander nicht zu sehen bekam. So hatte er fast bis in sein siebzigstes Jahr keine ganze und volle Heimat, ein Opfer, das dem gemütvollen, mit zärtlichem Familiensinn begabten Manne gewiß nicht leicht ward und in seine gesamte Existenz etwas Geteiltes und Zwiespältiges brachte.

So lange Prinz Leopold keine politische Rolle spielte, hatte natürlich auch Stockmar keine Gelegenheit, in das Getriebe der diplomatischen Verhandlungen einen tiefern Blick zu thun, geschweige denn selbst einzugreifen. Erst mit dem Ausgang der zwanziger Jahre änderte sich dies. Allerdings war dem Prinzen schon 1825 von Griechen-

land aus das Angebot der Krone des Zukunftsreiches gemacht worden, aber auf Cannings Rat hatte er es abgewiesen. In den ersten Monaten 1829 aber kehrte es von beachtenswerter Seite wieder. Wahrscheinlich hatte der damalige griechische Präsident Capodistrias den Prinzen in seinen Besprechungen mit den Gesandten Rußlands, Englands und Frankreichs, die nach der Schlacht von Navarin Konstantinopel verlassen hatten, in Vorschlag gebracht; daraufhin sandte Leopold im Mai den Bruder seines Freundes, Karl Stockmar, zu Capodistrias. Diesem war es wohl schwerlich mit seinem Vorschlage Ernst gewesen, da er eigensüchtigere Zwecke verfolgte, und so zeigte denn sein Verhalten gegen Karl Stockmar eine große Lauheit, von der Leopold, dem die Aussicht auf die griechische Krone damals äußerst verlockend erschien, durchaus nicht entzückt war. Gleichwohl hätte er, wie sich später herausstellte, besser gethan, wenn er sich mit geringerem Eifer und größerer Vorsicht beworben hätte. Auch Stockmars Rat bewegte sich in dieser Richtung. Er warnte seinen Herrn, sich in direkte Unterhandlungen mit der Londoner Konferenz einzulassen, er bedürfe dazu einer Mittelsperson, und er mahnte ihn, seine Zusage von vornherein an bestimmte Bedingungen zu knüpfen. Auch nahm Leopold wirklich einen Anlauf dazu. Als die Konferenz ihm die Krone auf Grund des Protokolls vom 3. Februar 1830 anbot, verzichtete der Prinz zwar ohne weiteres Widerstreben auf die Forderung, daß Candia mit Griechenland vereinigt werde, aber stellte doch in

einem Briefe an die Konferenz fünf Bedingungen auf, die er als unerläßlich bezeichnete und von denen die bessere Begrenzung des neuen Reiches im Norden und die Zusage finanzieller und militärischer Unterstützung die wichtigsten waren. Auch wünschte er, daß den Griechen das Recht eingeräumt werde, Einwendungen gegen seine Person zu machen. Als ihm die Bevollmächtigten aber vertraulich erklärten, daß sie darauf nicht eingehen würden, ließ er den letzten Wunsch ganz fallen und entschloß sich, jene fünf „Bedingungen" in bloße „Bemerkungen" (observations) umzuwandeln. Von diesen fand denn nur eine Berücksichtigung; sie betraf die Garantie für eine Anleihe von 60 Millionen Francs. Die Spezialverhandlungen, welche darüber geführt wurden, überließ der Prinz Stockmar, den er zu seinem Geschäftsträger bei der Konferenz ernannte, während er selbst nach Paris reiste. Allein sehr schnell sollte er sich überzeugen, wie verkehrt es gewesen sei, auf jene Bedingungen zu verzichten. Aus Griechenland kamen die traurigsten Berichte über die Stimmung des Volkes, wenn Leopold nicht bessere Grenzen mitbringe, und die Befragung der Nationalversammlung über seine Wahl erwirke, so werde seine Lage eine verzweifelte sein. Aufs neue stellte nun der Prinz an die Konferenz diese beiden Forderungen. Aber er hatte nicht allein den Kummer, sie abgelehnt zu sehen, sondern er mußte, als er infolgedessen seine Kandidatur zurückzog, die bitterste Beurteilung selbst von wohlgesinnten Personen sich gefallen lassen. Allgemein

hielt man für das geheime Motiv seiner Handlungsweise die Hoffnung, Regent von England zu werden, zu der ihm die plötzliche Erkrankung Georg IV. einen freilich sehr schwachen Schimmer zu verheißen schien. Und diese Verdächtigung der Zeitgenossen, von denen nur Stein genannt sei, hat dann bis auf die neueste Zeit Geltung behalten; auch Gervinus glaubt in seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts an sie und scheint erst nachträglich, wahrscheinlich durch Mitteilungen Stockmars, sich von ihrer Grundlosigkeit überzeugt zu haben. Fortan wird gegenüber der authentischen Darstellung der Sachlage, wie sie von den „Denkwürdigkeiten" geboten wird, diese Anschuldigung verstummen müssen, wenngleich man Leopold nicht von dem Fehler lossprechen kann, einen Schritt, der in einem früheren Augenblick ihm nur zur Ehre gereichen konnte, erst dann gethan zu haben, als die übrigen Beteiligten mit gutem Recht annehmen durften, er habe auf denselben ein für alle Mal verzichtet.

Das Scheitern der griechischen Hoffnungen war das politische Lehrgeld, welches der künftige König der Belgier zahlen mußte. Daß er es nicht umsonst gezahlt, fand er bald Gelegenheit, zu beweisen. Es würde zu weit führen, hier auf die französische Julirevolution näher einzugehen, welche ihm den Weg zum belgischen Thron bahnen sollte. Aber kurze Erwähnung verdient ein stolzes, echt französisches Projekt, mit dem sich der Minister Polignac im Herbst 1829 trug, und von dem der Welt jetzt wohl zuerst sichere Kunde wird. Es handelte sich um nichts

Geringeres, als um eine völlige Umgestaltung der Karte Europas. Die Türkei, deren Hauptstadt eben damals auf das ernstlichste von den Russen bedroht schien, war zum Opferlamm an erster Stelle erkoren. Mit den Donaufürstentümern sollte Rußland, mit Bosnien und Serbien Österreich abgespeist werden, der Rest war dem König der Niederlande zugedacht. Dessen Besitzungen sollten dann geteilt werden, so daß England die Kolonien, Frankreich Belgien, Preußen Holland erhielten. Ja, Polignac ging in seiner Großmut so weit, auch Sachsen noch dem Hohenzollernstaat zu überlassen und den Monarchen des letzteren Landes mit einem neugebackenen Königreich Austrasien zu entschädigen, dessen Hauptstadt Aachen und dessen Grenzen Rhein und Maas werden sollten. Da der südliche Teil der Rheinprovinz zur Vergrößerung Bayerns bestimmt war, so wurden dem preußischen Könige allerdings auch recht ansehnliche Opfer angesonnen; allein den nördlichen Teil des Rheinlandes sollte er doch als Verbindung mit seinen neuen holländischen Provinzen behalten und so glaubte man auf seine Zustimmung rechnen zu dürfen.

Nachdem dieser Plan im Ministerconseil gründlich durchgesprochen war, sollte er dem Gesandten nach Petersburg geschickt werden, übrigens nur mit der ausdrücklichen Weisung, keinen Gebrauch davon zu machen, wenn etwa inzwischen der Friede zwischen Rußland und der Türkei abgeschlossen wäre; aber kaum waren diese Instruktionen genehmigt, so langte bereits die Kunde von dem Frieden

zu Adrianopel in Paris an, und das ganze Projekt mußte als schätzbares Material zu den Akten wandern. Daß es da nicht ganz ohne Verwertung geblieben sei, möchte man fast aus manchen Einzelheiten gewisser napoleonischer Vorschläge zu vermuten geneigt sein. Jedenfalls ist es ein merkwürdiges Zeugnis dafür, wie gewisse Gelüste in Frankreich zu allen Zeiten und unter allen Regierungen bestanden haben.

Die Fürstin Lieven, die geistreiche Gemahlin des russischen Gesandten in London, meinte einmal, mit Polignacs Geist sei es ungefähr ebenso weit her, wie mit Talleyrands Ehrlichkeit, und die Geschichte hat gewiß keinen Grund, ihr zu widersprechen. Wie mit anderen Dingen, so ging es dem letzten Minister Karls X. auch mit Belgien, er provozierte ungefähr die gerade ganz entgegengesetzte Lösung von der, die er wünschte. Die Pariser Julirevolution rief den Septemberaufstand in Brüssel hervor. Als der erste Versuch, ihn zu unterdrücken, mißlungen war, wendete sich der König Wilhelm an die Großmächte und bat um Hilfe. Diese ließen ihre Londoner Gesandten sich als Konferenz konstituieren, und erkannten schon im Dezember die Unabhängigkeit Belgiens im Prinzip an. Nachdem Louis Philipps Bemühungen, seinem Sohne Nemours den neuen Thron zu verschaffen, gescheitert waren, wandten sich die Blicke der Beteiligten auf Leopold von Coburg. Aber dieser war durch seine Erfahrungen gewitzigt, und Stockmars eindringlicher Rat, feste Bedingungen zu stellen, blieb

nicht wieder unbeachtet. Einer Deputation von vier Mitgliedern des belgischen Kongresses, die im April 1831 zu ihm kam, erklärte er, die Krone nur dann acceptieren zu können, wenn die Grenz- und die Schuldfrage geordnet sei; dagegen versprach er schon jetzt, gleichfalls auf Stockmars Rat, die neue belgische Verfassung eventuell ohne Einschränkung und Vorbehalt anzunehmen. Diese Zusage trug viel dazu bei, Leopolds Wahl im Kongreß am 4. Juni 1831 zu befördern; allein auch jetzt weigerte er sich standhaft, die Krone anzunehmen, so lange nicht die Konferenz sich über die Grenz- und Schuldfrage entschieden, und der belgische Kongreß dieser Entscheidung zugestimmt habe. Erst als beides durch die sogenannten 18 Artikel geschehen war, reiste er in sein Königreich ab und übernahm die Regierung, Stockmar blieb in England zurück, um dort eine sehr delikate Angelegenheit zu ordnen. Leopold bezog, wie schon erwähnt, ein englisches Jahrgehalt von £ 50 000. Da es ihm durch Parlamentsakte ohne Klausel zuerkannt war, konnte es ihm rechtlicher Weise nicht wieder genommen werden. Allein ebenso zweifellos war es, daß er seiner unabhängigen Stellung als Monarch eines fremden Landes ernstlich schadete, wenn er englischer Pensionär blieb. Es galt nun, einen Weg ausfindig zu machen, welcher diesen Nachteil beseitigte und doch die bestehenden Ansprüche für unvorhergesehene Fälle wahrte. Stockmar entwarf deshalb im Auftrage des Königs einen Brief an den Premier Lord Grey, in

welchem Leopold erklärte, es sei nicht seine Absicht, als Souverän Belgiens, irgend einen Teil jenes Jahrgeldes zu beziehen. Es solle dasselbe vielmehr zunächst zur Abwickelung seiner Verbindlichkeiten in England dienen und sobald diese erledigt seien, einem Kuratorium übergeben werden, welches nach Abzug der Kosten für die Instandhaltung des Schlosses Claremont, der Pensionen, milden Beiträge und ähnlicher Verwilligungen, die seither ausgezahlt worden, den gesamten Rest in die englische Staatskasse abzuliefern habe.

Dieser Brief fand anfangs den lebhaftesten Beifall bei allen Parteien und wurde mit den schmeichelhaftesten Äußerungen über die Großmut des Königs aufgenommen. Als sich aber die Abwickelung der Geldgeschäfte über Erwarten lange hinaus zog, so daß der englische Schatz bis Anfang 1834 durchaus keine Rückzahlungen erhielt, wurden die Radikalen und Tories ungeduldig und brachten die Angelegenheit mehrfach und zwar in sehr unangenehmer Weise im Parlament zur Sprache. Für Stockmar war es dabei ein sehnlichst herbeigewünschter Augenblick, als er endlich die Verbindlichkeiten Leopolds, die sich auf etwa £ 83000 beliefen, berichtigt hatte und die weitere Verwaltung der verabredeten Kommission übergeben konnte. Diese war dann (seit 1834) in der Lage, jährlich über £ 30000 dem Staatsschatz zurückzuzahlen.

Wir verzichten darauf, die vielfach interessanten Mitteilungen, welche die „Denkwürdigkeiten“ über den

weiteren Verlauf der belgischen Dinge und besonders über die Festungsfrage bringen, hier im Auszuge mitzuteilen. Bekanntlich ist über diese und einige andere, vorzugsweise England betreffende Kapitel, die Stockmar behandelt, durch Bulwers Biographie Palmerstons neuerdings sehr dankenswertes Material veröffentlicht worden, so daß die Berührungspunkte zwischen beiden Büchern sehr zahlreich sind.

Nachdem Stockmar seine Mission in England beendet hatte, kehrte er nach Deutschland zurück. Eine offizielle Stellung in Belgien, sei es auch nur im Hofdienste des Königs, anzunehmen, vermied er wohlweislich; durch eine Pension, die Leopold ihm auf das englische Jahrgeld angewiesen, war für seine Bedürfnisse ausreichend gesorgt. Die freiere, unabhängige Lage, in die er sich nunmehr versetzt sah, lockerte aber nicht im mindesten die innigen Beziehungen, die ihn mit dem englischen Könige verbanden, auch fehlte es ihm nicht an Gelegenheiten, seine Anhänglichkeit und seine Tüchtigkeit stets von neuem zu bewähren. Den nächsten Anlaß dazu bot die Verlobung des Prinzen Ferdinand von Coburg mit Donna Maria, der Königin von Portugal; neben dem koburgischen Minister von Carlowitz war Stockmar es, der die vorläufigen Verhandlungen zu führen hatte und den Heiratskontrakt (1835) unterzeichnete. Wenige Monate, nachdem die koburgische Familienpolitik diesen Erfolg glücklich errungen hatte, es war Anfang 1836, machte Leopold seinem Vertrauten

bereits Mitteilung von einem neuen Plan, den er im Stillen wohl schon lange mit sich herumtrug; es war die Vermählung der Prinzeß Victoria mit ihrem Vetter, dem Prinzen Albert. An Bewerbern fehlte es der künftigen Herrscherin Albions natürlich nicht; englische preußische, holländische, württembergische Kandidaturen tauchten auf. Es galt deshalb, vorsichtig zu operieren. Prinz Albert selbst wurde einstweilen gar nicht ins Geheimnis gezogen; er mußte im Mai mit Vater und Bruder auf Einladung seiner Tante Kent einen Besuch in England machen und sich so unwissentlich präsentieren. Der Heiratsplan wurde mit keinem Worte berührt; Leopold aber mochte doch Kunde haben, daß der Eindruck, den sein Neffe zurückgelassen, ein sehr günstiger sei. Sofort wurden nun Anstalten getroffen, um ihn für die glänzende Laufbahn, die sich ihm eröffnete, würdig vorzubereiten. Ein zehnmonatlicher Aufenthalt in Brüssel, am Hofe des Oheims, machte den Anfang; daran schloß sich für etwa drei Semester der Besuch der Universität Bonn und den Beschluß machte eine italienische Reise, auf welcher Stockmar die Rolle des Mentor übernahm. Inzwischen war aber der Schleier des Geheimnisses den beiden nächst Beteiligten gegenüber gelüftet worden. Die junge Königin (sie hatte 1837 den Thron bestiegen), war bereitwillig auf den Vorschlag des Oheims eingegangen; nur hatte sie, im ersten lebhaften Gefühl ihrer Verantwortlichkeit als Regentin verlangt,

daß die Vermählung noch einige Zeit hinausgeschoben werde. Nach Alberts Rückkehr aus Italien erklärte sie sich bereit ihn zu empfangen; am 10. Oktober 1839 kam der Prinz in Windsor an und bereits am 15. wurde die Verlobung gefeiert.

Eine Berliner Egeria.

Als Graf Arnim, der deutsche Botschafter in Paris, nach dem Kriege von da am 1. September 1873 nach Berlin gekommen, bei Bismarck war, sagte ihm dieser: Seit acht Manaten, seit einem Jahre, habe ihn Graf Arnim an seiner Gesundheit geschädigt, ihm die Ruhe geraubt: „Sie konspirieren mit der Kaiserin. — Sie haben Beziehungen zum Hofe, welche mich schon früher verhindert haben, Sie hierher zu berufen.“

Über die Kaiserin Augusta hat sich Bismarck sehr häufig beklagt. Kaiser Wilhelm II. nannte dieselbe im vorigen Jahre in Koblenz eine „große Frau“. Fürst Bismarck, der auch den alten Kaiser lieber den Tapferen, den Ritterlichen oder den Treuen, als den Großen genannt haben möchte, würde dieses Urteil sicher nicht unterschreiben. Er bewahrt an die Frau seines alten Herrn keine allzu freundliche Erinnerung. Im August 1897 noch sagte er: „Die hohe Frau hat an der Abnutzung meiner Nerven sehr stark mitgearbeitet. Sie war von selbst eine nervöse, unstete und unruhige Natur, trieb gern Politik und war gleich Feuer und Flamme, wenn man auf ihre Pläne nicht einging, eingehen konnte. Unsere Friktonen begannen früh. Als

der Prinz von Preußen 1848 nach England gehen und ich ihn aufsuchen wollte, um ihm dringend zu raten, er solle in Potsdam bleiben, die ganze Armee und ein großer Teil der Landbevölkerung sei für ihn und seine Reise würde schlecht wirken, wollte sie mich nicht zu ihm lassen. Sie war aufgeregt, schlug sich, wie immer in solcher Stimmung, mit der flachen Hand aufs Knie und erklärte mir sie müsse vor allen Dingen für die Zukunft ihres Sohnes sorgen. Später erfuhr ich von einem merkwürdigen Plane, der in ihrem Palais ausgekocht worden war. Vincke sprach mich im Landtag an und sagte, er wolle den Antrag stellen, der Prinzessin von Preußen die Regentschaft zu übertragen; wie ich darüber dächte? Ich fragte zunächst, warum denn der Prinz nicht Regent werden solle? Der Prinz meinte Vincke sei im Lande unmöglich geworden. Schön sagte ich, wenn Sie Ihren Antrag stellen werde ich beantragen, Sie als Hochverräter verhaften zu lassen. Der Antrag unterblieb, weil er ohne die Unterstützung der äußersten Rechten aussichtslos war. Meine Beziehungen zu der Prinzessin wurden dadurch nicht besser und sie konnte auch, als sie Königin und Kaiserin geworden war, ihren eigentümlichen Groll gegen mich nie ganz verbergen. Ihre Neigung für alles Französische und Katholische wirkte dabei mit; an ihrem Hofe entstand im Laufe der Zeit eine Kamarilla, die nicht immer unbedenkliche Mittel anwandte, um ihr Ziel zu erreichen und ich hätte Vieles nicht durchsetzen können, wenn der alte

Herr, der unter diesen Dingen übrigens nicht weniger litt als ich, in der Stunde der Entscheidung schließlich nicht stets bei der Stange geblieben wäre. Diese Kämpfe kosteten doch aber Nervenkraft — besonders als sie in der Konfliktszeit den König zur Abdankung überreden wollte und ich ihn energisch beim Portepee fassen mußte. Ich kann wohl sagen, daß dieser langjährige Damenkrieg meine Gesundheit mehr angegriffen hat, als alle offenen Gefechte im Parlament und diplomatischen Dienst."

Wer die zahlreichen Unterredungen genauer verfolgt hat, die Fürst Bismarck während seines Exils seit 1890 mit Besuchern gehabt, dem kann es nicht entgangen sein, wie der langjährige Kampf mit den Damen noch immer sein Gedächtnis beschäftigt. Unstreitig werden auch seine Memoiren viel davon zu erzählen wissen. Erst vor einiger Zeit fand sich in den „Hamb. Nachr." eine historische Reminiscenz, in der das Blatt lebhaft dagegen protestierte, König Wilhelm I. habe vor dem Kriege mit Frankreich auch den Grafen Schleinitz zu Rate gezogen. „Der Minister v. Schleinitz war wohl der vertraute Ratgeber der Königin Augusta, nicht der des Königs." Man versteht die Bemerkung, wenn man die Beziehungen des damaligen Ministers des königlichen Hauses zum Grafen Bismarck erwägt. „Der französische Botschafter Gontaut Biron in Berlin war sehr bereit, mich und Gortschakoff, die von diesem gewünschte Rolle spielen zu lassen. Denn Gontaut-Biron hatte gute Beziehungen mit den mir wenig zugeneigten Kreisen der Kaiserin

Augusta und des Zentrums," sagte Bismarck im November 1892 zu Hans Blum.

Ein anderes Mal sprach er von dem „mächtigen Einflusse, der den Minister Falk zum Rücktritt gedrängt habe."

Wir sagen: noch heute kann Fürst Bismarck die Damen nicht vergessen. Als er noch in voller Thätigkeit war, und zumal in kritischen Lagen, sei es nach innen oder nach außen, hat er in Privatgesprächen keineswegs mit seiner Klage über die Not, die ihm von jener Seite bereitet wurde, hinter dem Berge gehalten, auch sich nicht selten sehr drastisch geäußert, ein Beweis, wie ernst er den Widerstand nahm. Heute, im Ruhestand des Fürsten, wirken andere Persönlichkeiten auf die Nerven desselben. Da sollte im Jahre 1869 ein Oberpostdirektor aus Hannnover in Frankfurt a. M. angestellt werden, den das Kabinet des Kaisers — Herr v. Mühler — nicht haben wollte. Bismarck nennt diesen Widerspruch einen in der preußischen Dienstpragmatik „unerhörten". Worüber aber hatte man sich zuerst zu beschweren? Über die Damen. Er schreibt an Roon: „Ich weiß nicht, ob Mühler (Kabinet) einen anderen Postkandidaten in petto hat, oder ob er nur jene frivole Motivierung der Allerhöchsten Entscheidung fabriziert hat, um irgend welcher weiblichen Einbläserin (folgen Namen einflußreicher Damen) den Mantel umzuhängen. Aber ich kann weder mit der Postkamarilla noch mit Haremintriguen bestehen und niemand kann verlangen,

daß ich Gesundheit, Leben und selbst den Ruf der Ehrlichkeit oder des gesunden Urteils opfere, um einer Laune zu dienen. Ich habe seit sechsunddreißig Stunden nicht geschlafen, die ganze Nacht Galle gespieen und mein Kopf ist wie ein Glühofen, trotz Umschlägen. Es ist aber auch um den Verstand zu verlieren. Verzeihen Sie meine Aufregung, nachdem Ihr Name unter der Sache steht, kann ich ja nicht annehmen, daß Sie bei der Form der Unterschrift sich die Sache angeeignet, oder auch nur geprüft haben. Ich selbst überlasse dergleichen dem makellosen Philippsborn (dem damaligen Generalpostdirektor), aber nicht dem Kabinetsminister Mühler oder (Name einer Frau)".

Über die Kronprinzessin, spätere Kaiserin Friedrich III. hat sich Bismarck immer schonender ausgedrückt. Er sagte von ihr einmal, indem er ihre Klugheit und politische Zurückhaltung rühmte: „Man muß sie nur nicht in ihren Kunstneigungen stören und England gut behandeln."

Die Kaiserinnen Augusta, Friedrich III., Auguste Victoria stellen unter einander wunderbar verschiedene Erscheinungen am preußischen Hofe dar. Unsere heutige Kaiserin hat gewiß auch ihre politischen Sympathien und Antipathien, aber von Bemühungen, sich in die Politik ihres Gemahls zu mischen, kann, im Gegensatz zu ihren Vorgängerinnen, wohl nicht die Rede sein. Sie besitzt eine intime Freundin und strenge Gesinnungsgenossin, die ihr als mütterliche Autorität gilt. Die Gräfin

Waldersee ist von Geburt Amerikanerin. Als Tochter eines reichen New-Yorker Bankiers kam sie mit ihrem Vater nach Europa und lernte in einem Badeorte einen Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein kennen, der sich sofort in die junge und fascinierende amerikanische „beauty“ verliebte und sie schon nach kurzer Zeit als seine Gattin heimführte. Die Ehe war, da die Amerikanerin nicht von fürstlichem Geblüt war, eine morganatische, aber der Kaiser von Österreich verlieh der Neuvermählten als Hochzeitsgeschenk den Titel einer Fürstin von Noer. Sechs Monate später erlitt der Prinz von Schleswig-Holstein einen Schlaganfall, dem er schon nach wenigen Tagen erlag. Mit 25 Jahren Witwe geworden, im Besitze eines ungeheuren Vermögens, sah sich die Fürstin von Noer, die noch immer eine blendende Erscheinung, voll Geist, Anmut und natürlicher Grazie war, bald von einem Schwarme von Verehrern umgeben, unter denen man den glänzendsten Namen des deutschen, österreichischen und russischen Adels begegnete. Ihr Palast in Wiesbaden, wo sie Wohnung genommen hatte, glich dem Hofe eines mächtigen Fürsten; von den feenhaften Festen, die hier gegeben wurden, sprach man in ganz Europa. Unter ihren vielen Bewunderern zeichnete die Amerikanerin besonders einen aus. Ehrgeizig, unabhängig und prädestiniert, eine führende Rolle zu spielen, wollte sie ihr Schicksal nicht an das Geschick eines Mannes knüpfen, der die Grenze seiner Carrière und seiner sozialen Stellung bereits erreicht hatte, sondern

sich lieber mit einem homo novus vermählen, der, ein aufsteigender Stern, eine glänzende Zukunft gewährleistete. Ein solcher Mann war Graf Waldersee, der Günstling des Königs Wilhelm von Preußen und des Fürsten Bismarck.

Der Graf galt schon damals als einer der tüchtigsten Offiziere des Generalstabes und nach dem deutsch-französischen Kriege war es für eingeweihte Kreise kein Geheimnis mehr, daß Moltke ihn einstmals zu seinem Nachfolger designieren werde. Das gräfliche Ehepaar lebte in Berlin, wo der Salon der Gräfin als eine Macht galt, mit der man, da er den Vereinigungspunkt aller Bismarckfreunde bildete, wohl zu rechnen hatte. Und als Prinz Wilhelm, der jetzige Kaiser von Deutschland, die Prinzessin Auguste Victoria von Schleswig als seine Gattin heimführte, war es der Gräfin Waldersee vorbehalten, der jungen Prinzessin am Hofe, wo sie anfangs wegen ihres schlichten Wesens und bescheidenen Auftretens etwas kühl empfangen wurde, die Bahn zu ebnen. Das prinzliche Paar hat der Gräfin Waldersee diesen Liebesdienst niemals vergessen und als Kronprinz Wilhelm als Kaiser Wilhelm II. den Thron seiner Väter bestieg, galt es bei allen Wissenden als feststehende Thatsache, daß die Nymphe Egeria der neuen Regierung die Amerikanerin sein würde, der der Kaiser und die Kaiserin in gleicher Weise verpflichtet waren. So kurz die Ehe der Gräfin mit dem Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein gewesen, so entwickelte sich doch von daher jene kirchliche

Richtung, die wir kennen gelernt haben und die sie auf den Grafen Waldersee übertrug.

Dieselbe Richtung führte sie eng mit ihrer gleichgesinnten Freundin, der Kaiserin, zusammen. Bekannt und viel besprochen worden ist die Waldersee-Versammlung im Herbst 1887, in welcher Fürst Bismarck einen Versuch, den Prinzen Wilhelm für die Sache Stöckers zu captivieren, erblickte. Das spätere Schicksal Stöckers entschied bei beiden Damen ihre Abneigung gegen Bismarck. Was von dem Enthusiasmus derselben für Bismarck gesagt und geschrieben ist, beruht auf erdichteten Anekdoten. Die Trennung der Kaiserin von der Gräfin Waldersee wie von deren Gemahl im Frühjahr 1891 war eine schmerzlichere, als die von dem großen Staatsmanne im Jahr zuvor. Es läßt sich denken, mit welchen Empfindungen in ihrer Umgebung die hohe Dame hörte:

„Es ist ziemlich unbehaglich in Staat und Reich. Überall begegnet man kopfschüttelnden und achselzuckenden Menschen. Zufrieden mit dem Gange der Dinge ist keiner, dessen Herz warm für Vaterland und Kirche schlägt. Nur die Gegner des Bestehenden freuen sich; aber sie wissen nicht, wie sie die Zeichen der Zeit deuten sollen. Ungewiß erscheint alles. Die Regierung will alle gewinnen und merkt nicht, daß sie dabei alle vor den Kopf stößt. Die Sperrgeldervorlage ist offenbar ein Zeichen der Schwäche: außer dem Centrum begreift man weder den Inhalt des Entwurfs, noch die Form der

Einbringung. Die Kolonialdebatten offenbaren gleichfalls einen Mangel an Klarheit und Entschiedenheit. Nun ist die Verabschiedung des Grafen Waldersee dazu gekommen und hat von neuem die allgemeine Verwunderung erregt. Wenn mancher vielleicht gemeint hat, diese Maßregel würde auf der Linken Befriedigung hervorrufen, so stellt sich diese Anschauung als ein Irrtum heraus. Nur die auswärtige Judenpresse feiert die Versetzung des Generalstabschefs mit wilden Ausbrüchen befriedigten Hasses. Die besonneneren Männer des Liberalismus, ja selbst des Fortschrittes halten ihre Bedenken nicht zurück. War doch Graf Waldersee anerkanntermaßen der befähigtste unter den hohen Offizieren der Armee, besonders für die Aufgabe der Erziehung des Offizierkorps. Auch in den außerpreußischen Staaten Deutschlands ist man betroffen, und im Auslande, besonders in den mit uns verbündeten Reichen, kann man dem schnellen Schritte der Veränderungen, wie er in Berlin jetzt herrschend ist, nicht folgen. Wer in den letzten Wochen durch Deutschland gereist ist und mit Patrioten über die öffentlichen Zustände geredet hat, der hört von allen Seiten die Frage: „Was soll das bedeuten? Was soll daraus werden? Wohin soll das führen?“ Seit jener Zeit ist alles Sinnen und Trachten der Kaiserin auf die Rückkehr ihrer Egeria nach Berlin gerichtet.

Am 11. März 1891 stattete Graf Waldersee von seinem neuen Wohnorte Altona aus, dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruh einen längeren Besuch ab. Für

die Konjekturalpolitiker ist wohl selten ein so ergiebiger Stoff aufgetaucht, wie dieser Vorgang. Was ließ sich im Anschluß daran nicht alles über das Verhältnis des Kaisers zu dem Fürsten Bismarck, über die Zukunft des Grafen Waldersee, über die Stellung des Herrn von Caprivi 2c. kombinieren? Besonders da die einfache Erklärung, die Nachbarschaft von Altona und Friedrichsruh, vielen im Hinblick auf den Anlaß zum Ausscheiden des Generals von Lesczynski aus dem Dienst unzureichend erscheinen mußte. Vielleicht war sie trotzdem die richtige, aber auch dann konnte der Besuch ein Symptom sein, nämlich das einer Verminderung bedauerlicher Gegensätze zwischen Monarch und Altkanzler. Indessen zum 1. April kam kein Glückwunsch mehr vom Königlichen Schlosse in Berlin nach Friedrichsruh.

Gegen Ende des Monats Mai 1892 wurde in Hof- wie diplomatischen Kreisen ziemlich ernstlich von der Möglichkeit gesprochen, daß es demnächst zu einer Aussöhnung zwischen dem Kaiser und Fürsten Bismarck kommen werde. Immerhin fehlte es nicht an Stimmen, welche diese Möglichkeit unter Hinweis auf alles das, was sich seit dem Rücktritt des Fürsten ereignet hatte, wenn auch nicht für ausgeschlossen, so doch für sehr unwahrscheinlich erklärten. Jedenfalls aber war es viel bemerkt worden, daß sich der Kaiser in den letzten Tagen wiederholt mit dem Kaiserlichen Gesandten in Haag, Grafen Rantzau, dem Schwiegersohne des Fürsten Bismarck, der aus Anlaß des Besuches der

Königinnen der Niederlande zur Zeit in Berlin weilte, lange und angelegentlich unterhalten hatte. Wenn mancherseits auf die scharf kritische Beleuchtung des neuen Kurses in den „Hamburger Nachrichten“ hingewiesen wurde, so war man in den dem Kaiser persönlich nahestehenden Kreisen der Meinung, der Monarch lege, wie auf Preßäußerungen überhaupt, so auch insbesondere auf die in den „Hamburger Nachrichten“ in früherer und späterer Zeit erfolgten Kritiken erheblich geringeres Gewicht, als vielfach vermutet werde. Überdies aber sei es noch keineswegs ausgemacht, daß gerade die schärfsten Angriffe der „Hamburger Nachrichten“ gegen die Politik der jetzigen Regierung auf den Fürsten Bismarck zurückzuführen seien. In eingeweihten Kreisen wollte man wissen, daß eine Begegnung des Kaisers mit dem Fürsten Bismarck, wenn nicht bereits gelegentlich der Kaiserfahrt nach oder von Kiel aus Anlaß des Besuches des Kaisers von Rußland am 7. Juni, dann zu Beginn der Nordlandreise des Kaisers im Juli, zu gewärtigen sei. Daß die Aussprache ganz unter vier Augen stattfinden würde, galt als selbstverständlich. Übrigens konnte bei dieser Gelegenheit konstatiert werden, daß die Eröffnung der Aussicht zu einem Ausgleich, selbst bis tief in die Sphäre der früheren politischen Gegner des Fürsten, sympathisch berührte.

In einem Briefe vom Hofe aus dem Anfange des Monats Juni hieß es etwas abweichend davon: „In Hofkreisen spricht man allen Ernstes von einer nahe

bevorstehenden Begegnung des deutschen Kaisers mit dem Fürsten Bismarck. Gelegentlich seines Jagdaufenthaltes in Pröfelwitz soll sich der Kaiser geneigt gezeigt haben, sich mit dem Fürsten Bismarck auszusöhnen, wenn der Fürst erkläre, daß er die Haltung der „Hamburger Nachr." bezüglich ihrer Polemik gegen die Kaiserliche Regierung verleugne. Es wird für möglich gehalten, daß bereits gelegentlich der Kaiserfahrt nach Kiel oder von dort zurück eine Begegnung des Kaisers und des Fürsten Bismarck unter vier Augen stattfinden werde. Einflußreiche Kreise sind bemüht, die Aussöhnung noch im letzten Augenblicke zu verhindern, weil sie sich wenig Ersprießliches davon versprechen. Indessen glaubt man insbesondere in mittelparteilichen Herrenhauskreisen, daß der Kaiser trotzdem fest bleiben und die Aussöhnung mit dem Fürsten Bismarck unter allen Umständen herbeiführen werde, falls nur der Fürst den ersten Schritt thue. Ob Prinz Heinrich bereits eine Sondierung vorgenommen, oder der Prinzregent von Braunschweig, der stets für die Aussöhnung war, in dieser Richtung thätig gewesen ist, scheint einstweilen noch zweifelhaft zu sein. Die Kaiserin gilt nicht als eine Freundin des Planes. Ebenso wenig dürfte der Minister-Präsident Graf Botho zu Eulenburg, der seit seinem Sturze als Minister des Innern im Jahre 1878 durch den Fürsten Bismarck demselben begreiflicherweise wenig hold ist, dem Plane zuneigen. Graf Caprivi dagegen widerstrebt ihm nicht — noch weniger aber Graf Waldersee.

„Die Kaiserin gilt nicht als eine Freundin des Planes.“ Das war allerdings der Fall, desto heißer ersehnt sie die Rückkehr Waldersees nach Berlin. Diese Sehnsucht ist um so größer, als sie von dem Nachfolger der Reichskanzler Caprivi und Hohenlohe ein anderes Regierungssystem erwarte, das ihrer politischen Einsicht mehr entsprechen würde, ganz abgesehen davon, daß die Gräfin Waldersee durch den neuen Reichskanzler wieder in ihre Arme zurückgeführt würde.

Die Gemahlin des Reichskanzlers Fürsten Hohenlohe widerstrebte, angesichts des hohen Alters des Fürsten bis zum letzten Augenblicke, seiner Berufung auf den Reichskanzlerposten und beauftragte ihren in Straßburg weilenden Sohn Alexander, nach Berlin zu reisen, um ihre Bedenken beim Fürsten geltend zu machen. Bei der Ankunft, auf dem Bahnhofe bereits, sagte Fürst Hohenlohe zu dem Sohn auf dessen Bitte, seine Gesundheit zu schonen: „Ich kann nicht anders.“ Die Bedenken der Fürstin waren es auch, die das deutsche Kaiserpaar veranlaßten, ihr am 30. Oktober 1894 nach Aussee, wo die Fürstin damals weilte, zu telegraphieren, ihr Gemahl bringe ein Opfer für das ganze Reich.

Vielleicht war es nur der Umstand, daß das Telegramm an eine Dame ging, der die Kaiserin Auguste Victoria zu einem politischen Schritte sich entschließen ließ. Die Kaiserin zieht sich möglichst von der Politik zurück, kann ihr aber doch nicht überall aus dem Wege gehen. Wie kann man sich überhaupt vorstellen, daß

eine Dame an der Seite eines mächtigen Herrschers, der im Mittelpunkte aller Politik steht, jedes Interesses für dieselbe bar sein sollte. Der Grad der aktiven Einmischung mag bei Königinnen und Kaiserinnen ein noch so verschiedener sein, Kaiserin Auguste Victoria ist sicherlich keine Kaiserin Augusta und keine Kaiserin Friedrich III., sie hat aber immerhin gewisse politische Züge verraten.

Um eine Äußerung richtig zu verstehen, die unsere Kaiserin einige Zeit vor der Thronbesteigung ihres erlauchten Gemahls gethan, müssen wir uns vergegenwärtigen, welcher Aufgabe sich die hohe Dame an der Seite des Prinzen Wilhelm die Jahre zu vorzugsweise seit ihrer Vermählung gewidmet hat. Etwa vierzehn Tage nach der Thronbesteigung Kaiser Friedrichs III. wurden von seiner Gemahlin Deputationen aus den Vorständen der Institute und Vereine, deren Protektorat seinerzeit von ihr als Kronprinzessin übernommen war, in das ehemalige kronprinzliche Palais zu einer Audienz befohlen. Die Einladung war namentlich ergangen an den Frauen-Groschenverein, Victoria-Lyceum, Luisenstiftung, Wadzeck-Anstalt, Heimathaus für Töchter höherer Stände, Friedrichsstift, Lette-Verein, Kleine Kinderbewahr-Anstalt Nr. 15., Pestalozzi-Frauenverein, Pensionsstiftung für deutsche Lehrerinnen und Erzieherinnen, Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten, Victoriahaus für Krankenpflege, Verein für häusliche Gesundheitspflege, Victoria-Fortbildungsschule für Mädchen,

Hauptverein für Knabenhandarbeit, Baruch-Auerbache-Waisen-Erziehungsanstalten. Es hatte sich dementsprechend eine sehr ansehnliche Versammlung eingefunden, in welcher die Vorsitzenden der Verwaltung und Mitglieder des Vorstandes vertreten waren.

Kaiserin Friedrich sprach sich mit einzelnen Vorständen über die Lage der Verwaltung aus, über wünschenswerte Änderungen und Erweiterungen der statutenmäßigen Zwecke, für welche sie bereitwillig Ihre fernere Mitwirkung und Unterstützung zusagte. In dem weiteren Verlauf der Unterhaltung mit einzelnen Mitgliedern der Deputationen sprach die Kaiserin über die allgemeine Lage der Verhältnisse sich in ungefähr folgenden Sätzen aus:

Sie fühle als ihre nächste heilige Pflicht die Fürsorge der Gattin für den hohen Gemahl bei dessen leidendem Gesundheitszustand. Dazu sei seit dem 9. März die schöne aber schwere Pflicht hinzugetreten, welche die Königinnen unseres Landes jederzeit treu erfüllt haben. Sie sei sich im vollsten Maße des Berufes bewußt, welcher Ihr als Königin von Preußen und als deutsche Kaiserin obliege, und werde diese Pflichten nach ihren besten Kräften erfüllen. Unter diesen sozialen Pflichten habe Sie bisher die sittliche und geistige Bildung der Frauen, die Fürsorge für Gesundheitspflege, die Förderung des Fortkommens und der Erwerbsfähigkeit, vorzugsweise des weiblichen Geschlechts ins Auge gefaßt und Sie hoffe, unter treuer Mitwirkung der Frauen Berlins und des Landes noch mehr

als bisher leisten zu können. Sie sehe den schönsten Lebensberuf einer Fürstin in der unermüdlichen Thätigkeit für die Verbesserung der gesammten Lebenslage der notleidenden Klassen, aber eben, weil Sie diesen Beruf als einen so hohen und schwer zu erfüllenden kenne, müsse Sie zweifeln, ob es Ihr gelingen werde, der an Sie gestellten Aufgabe so zu genügen, wie Sie es von Herzen wünsche.

Vergleicht man mit dem sozialen Programm der Kaiserin Friedrich dasjenige der Kaiserin Auguste Victoria, wie es in den verschiedenen Schreiben an Herrn von Levetzow und anderswo ausgesprochen und durch eine Reihe von Unternehmen, besonders ihre Berliner Kirchengründung, zur Ausführung gelangt ist, so wird man die Nüance nicht verkennen, die beide Richtungen, bis zu einem gewissen Grade trennt. Die soziale Frage kann eben, soweit der Beruf hoher Damen an sie herantritt, von verschiedenen Seiten aufgefaßt werden. Die augustenburgischen Tendenzen, wie sie von der Kaiserin Auguste Victoria und ihren holsteinischen Verwandten vertreten werden, scheiden sich mehr oder weniger, wenigstens in ihrem tieferen Grunde, von denen ihrer englischen Verwandten. Wir werden sehen, wie die ehelichen Verbindungen zwischen den verschiedenen fürstlichen Linien versöhnend eingewirkt haben und noch einwirken.

Prinz Christian, Onkel der Kaiserin, ein Bruder ihres Vaters, ist mit einer Tochter der Königin Victoria von England, Prinzessin Helene, vermählt, wohnt in

England und ist oft mit Gemahlin in Berlin zum Besuche gewesen. Im Jahre 1878 machte Prinz Wilhelm, der heutige Kaiser, eine Reise nach Schottland. In London traf er mit dem Prinzen Christian zu Schleswig-Holstein und seiner Gemahlin, Helene von Großbritannien, zusammen. Sie residierten im Sommer in Cumberland-Lodge, einem Landsitz im weiten Parke von Windsor, kamen aber ab und zu nach London, wo sie im Buckingham-Palast abstiegen. Die Nichte des Prinzen Christian, Auguste Victoria von Schleswig-Holstein, war vor ihrer Vermählung häufig zum Besuch in Cumberland-Lodge. Ob der 19jährige Jüngling schon damals, 1878, seiner künftigen Braut begegnet ist, können wir nicht konstatieren. Mit der Familie, der die Prinzessin angehörte, stand das kronprinzliche Haus in intimem, freundschaftlichem Verkehr. Den Gerüchten über den vor einigen Jahren gemeldeten Übertritt der Prinzessin Christian von Schleswig-Holstein zum Katholizismus entgegentretend, schrieb ein der Prinzessin nahestehender Korrespondent: „Die Prinzessin ist eine höchst strenge Protestantin und ergebene und treue Anhängerin der evangelischen Kirche. Kein Mitglied der königlichen Familie interessiert sich mehr für alles kirchliche Wirken, keines unterstützt dasselbe eifriger. Im Ostende Londons kennt man die Prinzessin unter dem Namen „unsere Prinzessin“ und ihre häufigen Besuche in den Armendistrikten, wenn sie Bazare oder andere Wohlthätigkeitsunternehmungen eröffnet, haben sie selbst den ärmeren Klassen in Whitechapel und Bothmalgreen nahe

gebracht. Am höchsten aber wird sie verehrt im Londoner Hospital, welches sie regelmäßig besucht. Ihre sanfte und freundliche Stimme hat schon manchen Kranken getröstet, ganz abgesehen von der praktischen Unterstützung, welche sie den Bedürftigen zu teil werden läßt, nachdem dieselben das Hospital verlassen haben."

Man hört es aus dieser Sprache gleich heraus, daß es das augustenburgische Element ist, in dem sich die englische Prinzessin bewegt. Die Tochter der Königin Victoria hat unter dem kräftigen Einfluß des deutschen Gemahls eine kirchliche Richtung gewonnen, die sonst im englischen Königshause nicht hervortritt. Prinz Christian ist wie sein verstorbener Bruder Friedrich, der Vater unserer Kaiserin, streng lutherisch gesinnt. Wie die Vermählung des holsteinschen Prinzen Christian mit einer Tochter der Königin Victoria zwei verschiedene Elemente zu einem verschmolzen hat, so haben der Sohn des Kaisers und Kaiserin Friedrich und die Tochter des Herzogs von Augustenburg einen Bund geschlossen, in dem, wie das Starke mit dem Zarten, zwei so verschiedene Lebensrichtungen sich zu einer innig verknüpfen. Alles was Augustenburgisch ist, atmet mehr oder weniger einerlei Geist. In den Adern der Gräfin Waldersee fließt kein schleswig-holsteinsches Blut, aber sie war die ehemalige Gattin eines schleswig-holsteinschen Prinzen, dieselbe Dame, von der einst bei ihrem Abschiede von Berlin gesagt wurde: was ist diese edle, tief im Glauben begründete Frau der Stadt Berlin,

den evangelischen Christen der Hauptstadt gewesen! Dieselbe Dame, von der es hieß: „Die Armen der Stadt werden ihre milde Hand vermissen, den Leidenden war sie persönlich ein Engel des Trostes geworden; die Dankbarkeit hat ein Recht, das auszusprechen — und zwar um so mehr, als die Gräfin nicht Dank von Menschen sucht, sondern im Aufblick auf den Liebe übt, der da spricht: „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan."

Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein, der Bruder unserer Kaiserin, ragt durch sozialreformatorische Bestrebungen hervor, die sich durchaus im Geiste seiner erlauchten Schwester bewegen. Die Ziele der deutschen Adelsgenossenschaft, deren Ehrenvorsitzender er ist, liegen ganz besonders, von anderen Förderungen abgesehen, in der Unterstützung verarmter und notleidender Volksschichten und werden auf möglichst praktische Weise verfolgt. Der Kaiser, persönlich in kirchlicher Beziehung der treue Sohn seiner freisinnigen Mutter, unterstützt durchaus die Tendenzen seiner augustenburgischen Verwandten. Er sprach die Übereinstimmung als Prinz (1887) in der bekannten Waldersee-Versammlung mit den Worten aus, daß gegenüber den Tendenzen einer anarchistischen und glaubenslosen Partei der wirksamste Schutz von Thron und Altar in der Zurückführung der Massen zum Christentum und zur Kirche, und damit zu der Anerkennung der gesetzlichen

Autorität und der Liebe zur Monarchie, zu suchen sei. Der christlich-soziale Gedanke sei deshalb mit noch mehr Nachdruck als bisher zur Geltung zu bringen und die Stadtmission nicht nur in Berlin, sondern auch in anderen großen Städten, welche dieses segensreiche Werk bisher gefördert habe, bedürfe daher einer kräftigeren Unterstützung als bisher, seitens aller christlich und monarchisch gesinnten Elemente, ohne Unterschied der Parteien. Vor allem sei es nötig derselben eine gesichertere und breitere Grundlage finanziell zu verschaffen und, da der Ernst der Zeit festliche Veranstaltungen zu diesem Zwecke, wie er sie ursprünglich schon vor Jahresfrist beabsichtigt habe, ausschließe, so habe er mit Allerhöchster Genehmigung des Kaisers diese Versammlung berufen, um über die Mittel und Wege zu beraten, auf welchen das von ihm bezeichnete Ziel in anderer Weise erreicht werden könnte.

Bald nach der Waldersee-Versammlung traten die erschütternden Ereignisse ein, von denen das ganze Land, wie das Herrscherhaus betroffen wurde, der Tod Kaiser Wilhelms I. und die Thronbesteigung des schwer erkrankten Kaisers Friedrich. Es konnte nicht fehlen, daß in der Umgebung der Kronprinzessin Worte fielen, die auf den in der nächsten Zeit zu erwartenden Fall eines neuen Thronwechsels hindeuteten. „Ich zittere," sagte die Prinzessin, „wenn ich daran denke; wir waren so frei und so glücklich, mein Mann wird eine schwerere Verantwortlichkeit zu tragen bekommen und ich werde

weniger von ihm haben.“ Gewiß ein charakteristischer Ausspruch einer Prinzessin, die im Begriff stand, mit der Krone der Königin und Kaiserin geschmückt zu werden. Nicht der Gedanke an den höheren Glanz und die größere Machtfülle, die diese Krone verleiht, nahm einen Raum in der Seele der künftigen Herrscherin ein, sondern nur derjenige an die größere Last der Verantwortlichkeit für den künftigen Herrscher, an den möglichen Wandel in den Beziehungen zwischen Mann und Frau. Nichts von Ehrgeiz, nichts von ungeduldigem Herbeisehnen des großen Augenblicks, des Überganges aus dem Prinzenstande zur höheren Macht, sondern die Besorgnis, der Verlust der „Freiheit“ könnte das Glück stören, das beide, die Prinzessin und der Prinz, bisher einmütig in der Wirksamkeit auf einem beschränkten Gebiete gefunden.

Die Kaiserin Auguste Victoria hat die große Lebensaufgabe, die sie sich gestellt, auf dem Throne in früherer Weise fortsetzen und erweitern können, trotz des schmerzlichen Verlustes ihrer lieben Verwandten, der Gräfin Waldersee und des Mannes, der einst sie seine liebe Freundin in öffentlicher Versammlung nennen durfte, des Hofpredigers Stöcker. Die Erhebung auf den Thron und die hohe Politik haben die von der Kaiserin ausgesprochene Besorgnis nicht ganz unbegründet gelassen. Die Thätigkeit der hohen Dame auf ihrem speziellen Gebiete hat aber deswegen keine Hemmnisse erfahren, sondern nur neue und kräftige Förderung. Ein Gedanke

aber, der in dem vor ihrer Thronbesteigung gethanen Ausspruch enthalten ist, hat eine eigentümliche praktische Beleuchtung erfahren. Die Besorgnis vor der größeren Last der Sorgen und der Verantwortlichkeit des Gemahls auf dem Throne, das daraus entspringende Bedürfnis und Verlangen, diese Last nach Kräften erleichtern zu helfen, hat zu einem politischen Verhalten der Kaiserin geführt, das in der Geschichte, auch in der preußischen, einzig dastehen dürfte. Aber immer noch rechnet sie auf die Rückkehr von Gräfin und Graf Waldersee.

Spricht man von Damenpolitik, so denkt man dabei meist an ungehörige Einmischungen. Mehr als ein Zug aus dem Leben unserer Kaiserin beweist im Gegenteil eine geradezu ideale Bethätigung ihres Interesses an der Politik. Hier ein Beispiel: Man kennt die Geschichte des Volksschulgesetzes. Man darf annehmen, daß die Tendenz desselben den Überzeugungen der Kaiserin entsprach. Gewiß interessierte sie sich auch für das Zustandekommen der Vorlage. Die Gemahlin eines Herrschers liest Zeitungen, wie gewöhnliche Sterbliche, sie nimmt Partei in den Tagesfragen, sie unterhält sich mit ihrer Umgebung darüber, auch wenn ihr nichts ferner liegt, als irgend welchen Einfluß auf den Gang der Dinge auszuüben. Am allerwenigsten wurde bei unserer Kaiserin das Schulgesetz zu einer Versuchung irgend welche Thätigkeit zu Gunsten desselben zu entwickeln. Ihre Zurückhaltung in politischen Dingen kennt nicht nur der Eingeweihte, sie würde schon durch den

selbständigen Charakter des Kaisers geboten sein. Nun kam das Unerwartete. Monate waren seit dem Einbringen des Schulgesetzes vergangen, Graf von Zedlitz und Graf Caprivi lebhaft für dasselbe eingetreten und die Öffentlichkeit glaubte, daß sie die regis voluntas ausführten, daß sie des Königs Kurs steuerten. Plötzlich verschwanden Graf Zedlitz und der Entwurf. Bald hieß es auch, Graf Caprivi werde zurücktreten. Jetzt trat die Kaiserin aus ihrer passiven Rolle heraus. Sie schrieb an Caprivi, bat ihn, zu bleiben, den Kaiser nicht zu verlassen, das Land nicht einer ungewissen Zukunft zu übergeben, nachdem eben erst das Verhältnis zwischen der Krone und dem ersten Reichsbeamten sich befestigt hätte und seit Bismarcks Rücktritt die Dinge wieder in ein sicheres Gleis gekommen wären u. s. w. Caprivi blieb. Die Kaiserin hatte dem Monarchen die Qual der Wahl eines Nachfolgers ersparen, sie hatte ihm die Last neuer Sorgen abnehmen wollen. Der Kaiser war in den Tagen der Krise nach Hubertusstock gereist, Graf Caprivi begab sich eben dahin und nahm Abstand von seinem Rücktritt als Reichskanzler. Dieser erfolgte bekanntlich im Herbst 1894.

Die Kaiserin hat, wie man versichert, den Grafen Caprivi sehr ruhig scheiden sehen, ruhiger als den Fürsten Bismarck. Gewisse neuere Erscheinungen hatten sie lebhaft den Gegensatz empfinden lassen, der nach Bismarcks Entlassung mehr und mehr in der Haltung der öffentlichen Meinung gegenüber der Person des Kaisers her-

vortrat. Die tägliche Beschäftigung der Presse in allen Lagern mit der persönlichen Politik des Monarchen berührt die Kaiserin überaus empfindlich. Es entspringt diese Peinlichkeit ihrer täglichen ängstlichen Sorge, wie sie dem Gemahl das schwere Amt erleichtern könnte und die sie um so mehr drückt, als das Übel des Hineinziehens der Krone in die Debatte nur durch den Wandel des ganzen Regierungssystems beseitigt werden könnte.

Der Bruder der Kaiserin, Herzog Ernst Günther, hielt auf dem Adelstage von 1894 eine Rede, in der er über die Adelszeitung sich folgendermaßen aussprach:

„Es sind zu meiner tiefen Betrübnis vor nur kurzer Zeit im Adelsblatt Artikel erschienen, die sich meiner Auffassung nach nicht mit dem Standpunkt vereinigen lassen, welchen der Edelmann seinem Könige gegenüber hat und gottlob in der überwiegenden Majorität auch einnimmt. Ich werde auf den Artikel nicht eingehen, den meisten Herren wird er bekannt sein, denn er hat viel reden gemacht, aber was mich mit besonderer Trauer erfüllt hat, ist die Wahrnehmung, daß meine Beurteilung vielleicht nur von einer Minorität geteilt wird. Meine Herren, lesen Sie den Artikel, Hand aufs Herz, und dann fragen Sie sich, wie das zusammengeht mit der royalistischen Gesinnung. Verteidigen Sie Ihren Standpunkt in den konservativen Parteiblättern. Sie haben das Recht dazu, die Pflicht, und wenn es sachlich geschieht, wird es Ihnen zur Ehre gereichen, lassen Sie

aber die Persönlichkeit unseres Königs aus dem Spiel, namentlich in einem Blatt wie das Adelsblatt, das wohl den Zwecken des Adels, der Religion und der Kontinuität dienen soll, nicht aber zum Agitationsblatt sich hergeben darf. Meine Herren, Ihre Väter und Brüder haben für den König auf den Schlachtfeldern geblutet, und ihr letzter Ausruf war: „Es lebe der König!" Und wenn mancher jetzt ruhmlos zu Grunde geht, der unverschuldet ins Elend gekommen, als ein Opfer seiner Zeit, ehren Sie den gefallenen Genossen, verlangen Sie aber nicht wild denselben vom Könige zurück."

Es wissen wohl wenige, daß die Anregung zu dieser Ermahnung von der Kaiserin ausgegangen ist. Sie setzte in dieser Beziehung große Hoffnungen auf den Fürsten Hohenlohe.

Graf Waldersee wurde vergebens nach Caprivi in Berlin erwartet. Er ist persona gratissima beim Kaiser. Es mag ihm im Frühjahr 1891 nicht leicht geworden sein, das Amt eines Corpskommandeurs in Altona zu übernehmen, nachdem er Chef des Generalstabs in der Hauptstadt gewesen war. Er schien damals der kaiserlichen Gunst verlustig gegangen zu sein. Man hörte sodann von dem häufigen Verkehr des neuen Corpskommandanten mit Friedrichsruh. Um so mehr wurden die Auszeichnungen beachtet, welche der bald wieder versöhnte Kaiser dem Grafen Waldersee zu Teil werden ließ. Sie beschränkten sich anfangs nur auf kleine Auf-

merksamkeiten. Sie wurden gleichwohl politisch gedeutet. Im Laufe des Jahres 1892 fiel Hellsehern zuerst auf, daß der General zu den Wenigen gehörte, die mit einer Einladung zu den Jagdfesten auf Schloß Blankenburg beehrt waren. Allerdings waren diese Einladungen vom Prinz-Regenten zu Braunschweig ausgegangen. Aber es ist selbstverständlich, daß auf die Liste der Einzuladenden nur solche Namen gestellt wurden, deren Träger als dem kaiserlichen Gaste besonders genehm und willkommen bekannt waren. Noch auffälliger mußte die Einladung des Grafen Waldersee zu der Lutherfeier in Wittenberg erscheinen. Allerdings war er nicht der einzige kommandierende General, der hierzu geladen war. Auch die Generale v. Versen und v. Hähnisch hatten eine Einladung erhalten. Aber ihre beiden Armeecorps standen in engsten militärischen Beziehungen zur Feststadt Wittenberg, während solche für das vom Grafen Waldersee befehligte IX. Armeecorps vollständig fehlten. Dort galt die Auszeichnung offenkundig den betreffenden Truppenkörpern, in diesem Falle unzweifelhaft nur der Person des Generals. Es konnte nicht fehlen, daß man hieraus eigene Schlüsse politischer Art zog. Ein Zufall war es auch nicht, daß kurz zuvor in Auslassungen, deren Ursprung im Reichskanzleramt zu suchen war, für den Fall des etwaigen Rücktritts des Grafen Caprivi als dessen Nachfolger Graf Waldersee genannt wurde. Dieser Name bedeutete insofern ein ganzes Programm, als an der maßgebenden Stelle nicht nur der fort-

dauernde Verkehr des Grafen Waldersee mit dem Fürsten Bismarck, sondern auch die Thatsache längst bekannt war, daß zwischen diesen beiden Männern, denen man ehedem eine weitgehende Meinungsverschiedenheit in wichtigen Fragen nachsagte, eine vollkommene Verständigung stattgefunden hatte. Daß unter solchen Umständen für scharfsichtige Kreise die vielfachen Auszeichnungen des Grafen Waldersee durch den Kaiser doppelt auffallend sein mußten, scheint begreiflich. Nun gab es bald größere kaiserliche Ehrungen des Grafen. Er erhielt im Herbst 1894 den höchsten Orden, den Kaiser Wilhelm II. zu vergeben hat. Sofort knüpften sich daran wieder politische Commentare, „Caprivi geht, hieß es, und Graf Waldersee kehrt vielleicht bald nach Berlin zurück. Er ist ein schneidiger, gottesfürchtiger Kriegsmann, auch auf diplomatischem Gebiet zu Hause. Vielleicht erfüllt sich doch noch, was Herr Stöcker und seine Freunde hofften, als sie einst die Versammlung im Hause des Grafen Waldersee abhielten, zu der auch der damalige Prinz Wilhelm eingeladen und erschienen war."

Es kam anders; statt Graf Waldersee trat Fürst Hohenlohe an die Stelle Caprivis. Aber für den General in Altona gab es neue Auszeichnungen. Im September 1895 stand die Ernennung des Führers der Nordarmee bei den soeben beendeten Kaisermanövern des kommandierenden Generals des IX. Armeecorps, Graf Waldersee zum Generalobersten im Vordergrunde

der Diskussion, und das um so mehr, als bekanntlich kein General in den letzten Jahren und ganz besonders wieder in der allerjüngsten Zeit so oft genannt wurde, wie der neue Generaloberst. In allen militärischen Kreisen hat es von jeher nur eine Stimme des Lobes über die militärischen Fähigkeiten des Generals gegeben. Viel mehr als aus den kurzen telegraphischen Mitteilungen aus Stettin hervorging, habe, so versicherte eine Anzahl höherer Offiziere, der Aufmarsch der Nordarmee Bewunderung erregt. Es darf auch wohl daran erinnert werden, daß der verstorbene Generalfeldmarschall Moltke es war, der zu seinem Nachfolger den Grafen Waldersee vorschlug. Die ersten Kaisermanöver unter Kaiser Wilhelm II. (bei Müncheberg und Dahnsdorf) leitete Graf Waldersee und wiederholentlich hat dann später der Kaiser Gelegenheit genommen, den Grafen als seinen Lehrmeister zu feiern. Als Graf Waldersee von seinem Posten als Generalstabschef enthoben wurde, lebte Moltke noch, und der Kaiser soll, so wurde damals erzählt, sich zu dem greisen Strategen begeben und ihn gefragt haben: wen er (Moltke) wohl als Generalstabschef vorschlagen würde? Die Antwort soll gelautet haben: „Graf Waldersee." In der Ordre, in der Graf Waldersee seine Entlassung als Generalstabschef erhielt und zum kommandierenden General des IX. Armeecorps ernannt wurde, ist ausdrücklich ausgesprochen worden, daß später er einmal auch Verwendung als Führer größerer Truppenverbände erhalten

werde. Wenn sodann der Kaiser in der Ordre vom September 1895 die Hoffnung aussprach, daß das Armeecorps sich nach der Höhe der heutigen Leistungsfähigkeit auch ferner unter der Leitung des Grafen Waldersee halten werde, so konnte und kann er auch heute wohl nicht an den Grafen als Reichskanzler denken. Den General erwarten andere Lorbeeren als diplomatische im nächsten Kriege.

Die Kaiserin scheint demnach ihre Egeria nicht so bald in größerer Nähe zu haben.

Im April 1898 wurde Graf Waldersee als Generalinspekteur der 3. Armee-Inspektion nach Hannover versetzt.

Staatsraison und Liebe.

Unsere Kenntnis des Berliner Hoflebens in der Zeit des alternden Friedrich Wilhelm III. hat durch die Aufzeichnungen der Gattin des Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten unter dem Fürsten Hardenberg, des Grafen Christian Günther v. Bernstorff, eine nicht unbeträchtliche Bereicherung erfahren. Die pietätvolle Hand einer Enkelin, des Fräulein Elise v. d. Bussche-Kassel, hat allerdings aus der Fülle des vorhandenen Stoffes so manche wertvolle Einzelheit diskreter Weise ausgemerzt, immerhin ist noch viel übrig geblieben, was für die Kenntnis der damaligen Zeitgeschichte und ihrer hervorragenden Vertreter und Vertreterinnen von Wichtigkeit ist.

Die Gräfin Elise v. Dornath, aus altem holsteinischen Adelsgeschlecht, war kaum siebzehn Jahre alt, als sie sich ihrem um zwanzig Jahre älteren Oheim, dem Grafen Bernstorff, antrauen ließ. Bernstorff war schon in jungen Jahren zu Ansehen gelangt. Wenige Jahre nach seiner Vermählung ernannte ihn sein Souverän, der König von Dänemark, zum Gesandten in Wien, und hier war es, wo die näheren Beziehungen

zu Wilhelm von Humboldt und dessen Familie so große Bedeutung für das spätere Leben der Bernstorffs gewannen. Auf das harmlos glückliche Leben, das sie führten, hatte Frau von Humboldt mit ihrem ausgezeichneten Geist und ihrer hohen Bildung einen bedeutenden Einfluß und das gesellige Leben der lustigen Kaiserstadt verscheuchte die Sorgen um die politische Gestaltung des Kontinents.

Bald nach Schluß des Wiener Kongresses wurde Bernstorff als Gesandter an den preußischen Hof versetzt. Im April 1817 siedelte die Familie nach Berlin über, wo sie fast zwei Jahrzehnte bleiben sollte. Einer der ersten, der den Fremden auf das Liebenswürdigste entgegenkommt, ist der alte Blücher. Er giebt ihnen zu Ehren ein feierliches Mittagsessen, und seine Beredsamkeit setzt alle in Staunen. Er ist unermüdlich im Ausbringen von Gesundheiten, wandert bei jedem neuen Trinkspruch um den Tisch herum und hat für jeden Einzelnen Worte des Scherzes. Blücher war es auch, der, obwohl mit Hardenberg auf gespanntem Fuße stehend, ihm auf diktatorische Weise erklärte, er müsse dem König den Grafen Bernstorff für das jetzt neu zu besetzende Amt eines Chefs des Departements der auswärtigen Angelegenheiten vorschlagen. Nach seinem Wunsch geschahs denn auch; Bernstorffs Liebenswürdigkeit und Anmut siegten über den hohen Geist Wilhelms v. Humboldt, dem das Amt zugesagt, und im September 1818 übernahm der damals dänische Diplomat die

Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Preußens, obwohl man ihm keine besonderen Talente zutraute und zumal Freiherr von Stein in seiner kernigen Weise Zweifel an seiner Fähigkeit aussprach. Beläufig sei erwähnt, daß um Ostern 1819 das früher Eichstädtsche, später Alopenssche Palais in den Besitz des preußischen Staates überging, mit allem, was enthielt, um den Preis von 80000 Thalern. Mit einem Ball im Herbst desselben Jahres weihte der Minister das neue Heim ein, in dem als gefeiertster Gast die große Sängerin Catalani mit ihrem kleinen Gemahl erschien, dem eitlen Narren Valabrégues.

Schon damals bezog der preußische Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein Gehalt von 18000 Thalern, und die junge Gräfin weiß kaum, wo sie mit dem vielen Gelde hin soll. Sehr bald aber merkt sie, daß trotz aller wirtschaftlichen Veranlagung selbst 18000 Thaler so schnell dahinschwinden, daß, um den pekuniären Nöten abzuhelfen, eine Tabatière nach der andern, kostbare Ehrengeschenke des Ministers, hingegeben werden müssen.

Der Hof Friedrich Wilhelms III. bot der auf den Verkehr mit ihm angewiesenen Gesellschaft wenig Abwechslung. Der König lebte wenig gesellig, er war zufrieden, wenn er am Abend einige schweigsame Stunden im Schauspielhause oder in der Oper zubringen konnte; rauschenden Festen war er stets abhold gewesen. Außerhalb des Palais bemerkte man auch wenig von dem

Leben und Treiben der königlichen Familie. In welch lebhafte Aufregung aber ward die Berliner Gesellschaft versetzt, als es hieß, der König habe sich von neuem vermählt. Niemand hatte ahnen können, daß der König sich mit dergleichen Plänen trüge, und nun wurde die nicht mehr anzuzweifelnde Thatsache den Berlinern bekannt. Mit der ihr eigentümlichen Frische und Anschaulichkeit berichtet Gräfin Elise, daß sich am 10. November 1825 Fürst Wittgenstein, der Intimus des Königs, bei ihr hatte melden lassen, um ihr die vor einigen Tagen stattgehabte Vermählung des Königs mit der Gräfin Harrach mitzuteilen, noch unter dem Siegel des Geheimnisses, denn der König wolle erst Tages darauf seine Gemahlin einem kleinen Kreise vorstellen, den er zum Mittagsmahl geladen hatte.

Die Unzufriedenheit der Berliner über die Vermählung des Königs äußerte sich zum Teil in einer allgemeinen und stillen Trauer, hie und da aber fehlte es nicht an Äußerungen der Entrüstung und häßlicher Bekrittelung. Die Gräfin Auguste von Harrach war keine unbekannte Erscheinung am Berliner Hofe. Sie war mehrere Jahre hindurch auf den Bällen erschienen und als „anspruchsloses, gutes Mädchen" geschätzt worden. Die jungen Herren am Hof hatten ihr eifrig gehuldigt, so wenig die bescheidene junge Gräfin daran Gefallen fand. Sobald man aber erfuhr, daß der König sie zu seiner Gemahlin erkoren hatte, verstummten die Huldigungen so sehr, daß es ihr stets an Tänzern fehlte,

bis der König die Etikette einführte, daß sie, wie die anderen Prinzessinnen, zum Tanze ansagen ließ.

Am größten war der Verdruß in der königlichen Familie selbst, und die Großfürstin Nikolaus (Prinzeß Charlotte) hatte ihn nicht einmal dem Vater gegenüber bemeistern können. Dennoch gelang es ihrem Gemahl, den König dazu zu bestimmen, der Gräfin von Hohenzollern und Fürstin von Liegnitz eine bessere Stellung bei Hof und in der königlichen Familie zu geben, denn, so berichtet die Gräfin Bernstorff, „die Furcht (des Königs), sich durch jugendliche Zärtlichkeit für die junge Frau ein Ridicule zu geben, verleitete den König zu einem Betragen gegen sie, dessen Kälte wirklich empörend erscheinen mußte. Er sah sie im Beisein Anderer nie, geschweige, daß er mit ihr gesprochen hätte. Er zeigte sich nie an ihrer Seite. Als sie ihm später einmal auf einer Reise in die Provinzen folgen wollte, hatte man in irgend einer kleinen Stadt den König und die Fürstin in zwei Nachbarhäusern einquartiert und zur Verbindung zwischen ihren Wohnungen eine Thür durch die Mauer gebrochen. Da ward aber der König sehr böse und schalt ohne Ende.“ Doch nicht allein durch solche Kälte mochte er der armen jungen Frau, die ganz auf ihn angewiesen war, oft recht wehe thun, er erschwerte ihr das Leben auch dadurch, daß er sie durchaus in den Privatstand herabdrücken wollte. Dadurch trat das Unbehagen und Unklare ihrer Lage noch greller hervor; ihre Vereinsamung ward immer größer und es mußte

sich ihr oft das schmerzliche Gefühl der Verlassenheit aufdrängen. An der Tafel saß sie ganz unten; wenn der Hof in die Kirche ging oder sonst wohin fuhr, mußte sie mit, doch ihre zwei Füchse vermochten sie nicht so schnell zur Stelle zu bringen, wie sie gesollt, und sie war ein Nachzügler überall. Erst in späteren Jahren wurde ihr trübseliges Leben angenehmer und verlor viel von den peinlichen Erfahrungen der ersten Zeit.

Eng befreundet war die Gräfin Bernstorff mit der fürstlich Radziwillschen Familie. Sie war daher in der Lage, über die Beziehungen des Prinzen Wilhelm zur Prinzessin Elise Radziwill Zuverlässiges mitzuteilen. Es war zu Anfang des Jahres 1825, als ihr Prinz Wilhelm auf einer Festlichkeit beim Minister von Schuckmann zuflüsterte, sein Vater habe ihm erlaubt, seine Schwester, die Großfürstin, bis Posen zu begleiten und Radziwills zu besuchen. In dieser Erlaubnis liege gewissermaßen die allerdings unausgesprochene Einwilligung des Königs in seine Heirat mit Elise. Der König habe auch seinen jubelnden Dank für diese Erlaubnis mit Wohlwollen aufgenommen. Die Gräfin Bernstorff hielt sich daraufhin für berechtigt, ihre Freude über dieses Glück ihrer Freundin brieflich ihr gegenüber Ausdruck zu geben. „Dieser Brief,“ berichtet sie, „traf sie noch ganz glücklich und berührte Saiten ihres Herzens, die lange verstummt schienen, die aber nach dem Erscheinen des Prinzen, der sie als Bräutigam begrüßte, neu erklangen. Einige

Tage verflossen dem jungen Paare und den schwer getäuschten Eltern in dieser glücklichen Illusion, die auch leider dem Hofstaat mitgeteilt und daher publik ward." Durch einen Fall von einer Treppe in Posen wurde Prinz Wilhelm so schwer verletzt, daß er, nach Berlin zurückgekehrt, sechs Wochen lang hoffnungslos darniederlag, bis er schließlich doch gerettet wurde. „Diese sechs Wochen," so schließt die Gräfin ihren Bericht über das Drama des Prinzen und der Prinzessin, „sollten verhängnisvoll für das Schicksal der beiden Liebenden werden; der König wurde aufs neue von allen, die gegen die Heirat waren, bestürmt. Er war sehr ungehalten über das voreilige Bekanntwerden der Verlobung und legte nun endgültig sein Veto ein."

An der Geselligkeit des benachbarten Radziwillschen Hauses, das ein wahrer Musensitz durch des Fürsten Anton ausübende Talente für Dichtkunst, Musik und Malerei war, nahmen die Bernstorffs regen Anteil. Pflegekinder der Fürstin, geborenen Prinzessin Louise von Preußen, waren die beiden Kinder des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, Blanche (später Frau von Roeder) und Louis von Wildenbruch, der Vater des Dichters. Beide Geschwister lebten im Radziwillschen Palais, das, wie die Gräfin Elise Bernstorff schreibt, einer Arche Noah glich, es nahm immer Heimatlose auf, und schien sich stets elastisch zu erweitern.

Auch die prächtigen Hoffeste weiß die Erzählerin, die an ihnen teilgenommen hat, in anmutiger Weise zu

schildern, und vor allem das Fest der weißen Rose mit seinen unvergeßlichen Eindrücken und die Vermählungsfeierlichkeiten zu Ehren des Prinzen Wilhelm und der Prinzessin Augusta, bei denen der russische Kaiser Held aller Veranstaltungen war. Den russischen Gästen erwies der Hof dadurch noch eine besondere Aufmerksamkeit, daß die Prinzessinnen und Hofdamen sich russisch kleideten. Selbst Gneisenaus Töchter erschienen „in wagenradähnlichen Toques von rosa Flor und Band“ und des Staunens über den aufgebotenen orientalischen Luxus war kein Ende.

Eine schier unabsehbare Reihe Berliner Persönlichkeiten, deren Namen heute zum Teil verklungen sind, ziehen in den vor uns liegenden Tagebuchblättern an unseren Augen vorüber; die Familie Stolberg, Heinrich v. Arnim, Alexander von Humboldt und das Tegelsche Haus, die Prediger Theremin, Goßner, Lisco und Strauß, die gräfliche Familie Voß und viele andere. Mit besonderer Liebe wird Gneisenaus und Klausewitzens gedacht, mit deren Familien die Bernstorffs enge Freundschaft verknüpfte. Der Gräfin Elise glückliche Tage hörten auf, als der Gatte erkrankte. Er erlag langem Leiden im Jahre 1835. Seine ministerielle Thätigkeit ist nicht durch reichen Inhalt ausgezeichnet. Sie bewegte sich in Hinneigung zu Rußland. Seine Witwe hat ihn um 32 Jahre überlebt. Ihr Leben erlosch erst im Jahre 1867. Auf der Höhe des Nizzaer Schloßberges, auf dem von majestätischen Bergen eingefaßten evangelischen

Kirchhof liegt sie begraben, deren lebensvoll, frisch und anmutig geschriebene Denkwürdigkeiten in der Berliner Memoirenliteratur einen bleibenden Platz einnehmen werden gleich den Briefen der jüngeren Gabriele von Bülow.

Warum erinnern wir an jene Zeit? Damals befand sich ein Prinz des Hauses Hohenzollern in einer Lage, an die alle Welt im Jahre 1888 dachte, wo sein Sohn, der Kaiser Friedrich III. das Glück seiner Tochter Victoria der Staatsraison opferte. Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser, gab seinen Nachfolgern ein ruhmwürdiges Beispiel, als er auf die Hand der von ihm heißgeliebten Fürstin Radziwill verzichtete, weil sein Vater gegen die Heirat war. Auch Friedrich Wilhelm III. liebte nach dem Tode der Königin Luise eine schöne französische Dame, und war im Begriff, sich mit ihr zu vermählen, stand aber davon ab, als Gneisenau und Schön, um ihre Meinung befragt, ihm davon abrieten.

Wir sagen, Kaiser Friedrich III. opferte das Glück seiner Tochter Victoria. Wenigstens mußte sie auf ihre erste Liebe verzichten. Man darf nicht vergessen, daß der Kaiser Alexander II. von Rußland, nachdem er seinen Verwandten Prinz Alexander von Battenberg glücklich in Bulgarien als Fürst installiert hatte, sogleich auf die Verheiratung desselben dachte, und natürlich hatte er eine russische Partie im Auge, um dadurch die Bande, mit denen der Zar den jungen Fürsten an sich fesselte, noch straffer zu ziehen. Nun war allerdings

eine Vermählung sobald nicht auszuführen. Besaß doch Fürst Alexander nicht einmal eine Wohnung, um eine junge Frau anständig zu placieren. Bis das im Bau befindliche Palais des Fürsten vollendet war, flatterte das fürstliche Banner, der goldene Löwe im roten Felde, über einer ganz kleinen Villa, die abseits von der konstantinopolitanischen Heerstraße lag. Fürst Alexander hatte dort seinen Junggesellenaufenthalt. Für die Gründung einer standesgemäßen Ehe fehlte jede Bequemlichkeit und jeder nur einigermaßen fürstliche Luxus. Die Hoffestlichkeiten beschränkten sich auf kleine Diners, zu denen der Fürst die Konsuln, Offiziere, Minister einlud. Und auch bei diesen Veranstaltungen war das primitive Bulgarentum im stande, allerlei Zwischenfälle und Verlegenheiten herbeizuführen; denn auch die Feinen im Volke paßten noch immer besser in den Schafpelz, als in den Frack oder aptierten Gehrock. Es war mehrmals vorgekommen, zur Zeit, als die Liberalen regierten, daß fürstliche Tafelgäste sich ihrer Duzbrüderschaft mit hervorragenden russischen Nihilisten rühmten, oder von den vertrauten Beziehungen sprachen, die sie in besseren Tagen mit der Perowskaja unterhalten hatten. Fast machte es einen tragikomischen Eindruck, sich einen jungen deutschen Fürstensohn und ehemaligen Offizier unserer glänzenden Garde unter solchen Verhältnissen und als Fürsten in solchen Umgebungen sich vorzustellen. Da mußte noch viel geschehen, ehe eine Hausfrau ihren Einzug halten konnte. Zwar bestrebten sich

u. a. russische Händler, möglichst viele Messer und Gabeln in das Land einzuführen, welche bis dahin noch ein seltener Luxus gewesen waren; wie man hörte, machten sie aber nicht große Geschäfte, denn die braven Bulgaren verstanden diese Instrumente noch nicht recht zu verwenden. Sonderbar würden gar manche Sitten eine Prinzessin aus einem europäischen Kulturlande anmuten. Ist es doch auf Bällen der guten Gesellschaft, die auch der Fürst mit seiner Gegenwart beehrte, vorgekommen, daß am Büffet einige kühne Fingergriffe in die Schüsseln gewagt wurden und daß einzelne besonders flotte Bulgarentänzer, denen die Temperatur gar zu hoch war, ihre Schuhe unter ihren Stühlen deponierten und dann schlankweg, zum nicht geringen Schrecken Mancher, aber zum großen Amusement des Fürsten, in Strümpfen das Tanzbein schwangen.

Es kam nun Alexander III. auf den russischen Thron; der Palast des Fürsten von Bulgarien in Sofia ging seiner Vollendung entgegen, und so brachte der Zar bei seiner Krönung in Moskau, wo auch Fürst Alexander erschien, wieder das Heiratsprojekt aufs Tapet. Daraus wurde nichts, und so wurde die spätere politische Verstimmung am russischen Hofe schon vorbereitet.

Fürst Alexander hatte sein Herz schon vergeben. Er besuchte mehrere Male seinen Bruder Heinrich, der in Potsdam bei der Garde stand, und fand in „Friedrichskron“ stets die beste Aufnahme. Folgendes sind Thatsachen. Im Mai 1884 erschien Fürst Alexander

wieder in Potsdam. Damals war es in Berlin allgemeines Stadtgespräch, daß die Verlobung des Fürsten mit der Prinzessin Victoria unmittelbar bevorstände. Es hieß sogar, diese Verlobung würde bei einem kronprinzlichen Diner im Neuen Palais proklamiert werden. Das Diner fand allerdings statt und zwar zu Ehren des anwesenden Fürsten von Bulgarien, alle übrigen daran geknüpften Gerüchte entbehrten aber der Bestätigung. Jetzt hieß es, diese Angaben wären nicht unbegründet gewesen; vorhandene Absichten des Fürsten von Bulgarien seien aber an der ablehnenden Entscheidung des Kaisers Wilhelm gescheitert. Die Besprechungen, welche Fürst Bismarck mit dem Kaiser und dem damaligen Kronprinzen hatte, standen mit dieser Angelegenheit im Zusammenhange. So meldete u. a. die „Kreuzzeitung", die es doch wohl wissen mußte: Es wurde schon damals ausdrücklich in mehreren Zeitungen erwähnt, daß nicht bloß Kaiser Wilhelm, sondern auch sein Sohn dem Plane widerstrebten, und daß der letztere, als im Jahre darauf die Erhebung in Bulgarien ausbrach, sich Glück wünschte, seine Tochter nicht dem schwankenden, vulkanischen Boden jenes Landes anvertraut zu haben. Es hatte sich u. a. auch die Königin von Rumänien zu Gunsten der Verbindung verwandt. Prinzessin Victoria fühlte sich allerdings durch das heldenmütige Auftreten Alexanders — ein solches wurde ja damals in den Zeitungen fast romantisch ausgemalt — in ihrer Neigung nur noch bestärkt. Das Heiratsprojekt galt aber als vollständig

aufgegeben und die Fama beschäftigte sich schnell mit einer anderen Partie für dieselbe Prinzeß Victoria. Es war auffallend, wie beflissen ernste Zeitungen waren, den jungen Kronprinzen von Portugal, der sich in Potsdam zum Besuche aufhielt, zum Bewerber um die Hand der Prinzessin zu machen. Eine solche Verbindung wäre eine verwandtschaftliche Annäherung der beiden Koburger Linien gewesen, von denen die eine in London, die andere in Lissabon regiert, aber die Konfession bildete eine unübersteigliche Scheidewand; es kamen für die Vermählungspläne immer nur die englische Königsfamilie, sowie die Oranier und Wasas, oder deutsche Fürsten in Betracht.

Zar Alexander III. hatte in diesem Augenblicke eine so günstige Gelegenheit, wie sie selten einem Menschen geboten wird, sich vor aller Welt großmütig und ritterlich zu zeigen, indem er erklärte: „Ich grolle nicht, Freundschaft kann zwischen mir und dem Prinzen Alexander Battenberg nicht bestehen, aber seiner Braut Gram zu bereiten, das sei ferne von mir, darum erkläre ich, daß diese Heirat mit Prinzeß Victoria für mich nicht kränkend ist und daß sie am wenigsten mich politisch zu Ungunsten Deutschlands beeinflussen wird.“ So konnte aber der Zar nicht sprechen, das erlaubte seine Verbitterheit nicht.

Die Zarin und die Zarin-Witwe.

Die Verlobung des Großfürsten-Thronfolgers von Rußland mit der Prinzessin Alix von Hessen war an einem Apriltage des Jahres 1894 im Schlosse zu Koburg verkündet worden. Der Großfürst, geboren am 18. Mai 1868, vollendete demnächst sein 26. Lebensjahr, Prinzessin Alix, die jüngste Schwester des regierenden Großherzogs von Hessen, war geboren am 6. Juni 1872, ein Jahr nach der Rückkehr ihres Vaters aus dem französischen Kriege.

Wenngleich man, namentlich in heutiger Zeit, bekanntlich weit davon entfernt ist, fürstliche Familienbeziehungen als ausschlaggebend für die Wege der hohen Politik anzusehen, so ist es andererseits doch eine feststehende Thatsache, daß in dem großen Familienkreise der Königin Victoria, in welche der Großfürst-Thronfolger mit seiner Verlobung trat, diese Beziehungen doch schon wiederholt von recht starkem Einflusse auf die Politik gewesen sind. Die russisch-englische Spannung von 1885 wurde wesentlich durch diese Familienbeziehungen gemildert, der Druck der letzteren hat sich bekauntlich auch für Preußen in den auf das welfische Haus bezüglichen Angelegenheiten

von 1866 bis in eine spätere Zeit erfolgreich fühlbar gemacht. Wenn bei verschiedenen anderen Anläßen das politische Wetterglas auf einen Sturm zu deuten schien, der dann ohne Entladung an Europa vorüberging, so sind es meist jene weitverzweigten Familieneinflüsse gewesen, die geräuschlos, aber sicher für den Frieden arbeiteten, der stets im englischen Interesse lag.

Von den drei Schwestern der Prinzessin Alix war die älteste, Viktoria, an den am englischen Hofe lebenden Prinzen Ludwig Battenberg, den Bruder des unglücklichen ersten Fürsten von Bulgarien, vermählt; die zweite, Elisabeth, an den Großfürsten Sergius von Rußland, einen Bruder des Kaisers; die dritte, Prinzeß Irene, an den Prinzen Heinrich von Preußen. Dieser nächste Verwandtenkreis des jung verlobten fürstlichen Paares bezeichnete zugleich in feinen Linien die Berührungspunkte der politischen Atmosphäre, welche dabei zunächst in Betracht kamen. Die Großmutter des Thronfolgers, die Gemahlin des Kaisers Alexander II., war bekanntlich gleichfalls eine großherzogliche Prinzessin von Hessen. Für beide Höfe handelte es sich somit um die Wiedererneuerung alter verwandtschaftlicher Beziehungen, welche den verstorbenen Zaren bekanntlich oft nach Jugenheim an der Bergstraße geführt haben, und es stand zu hoffen, daß damit auch jene alten Bande der Sympathie sich erneuern würden, welche Kaiser Alexander II an Deutschland, namentlich freilich an die Person Kaiser Wilhelms I. knüpften.

Durch die Thatsache, daß die Schwester des russischen Zaren als Herzogin von Sachsen-Koburg-Gotha in den Kreis der deutschen Fürstinnen getreten war, daß ihre Tochter Gemahlin eines deutschen Landesherrn geworden, dessen Schwester wiederum vom russischen Thronfolger heimgeführt wurde, haben die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Höfen von Berlin und Petersburg sich so vervielfältigt, daß man wohl an ihre stark wirkende Kraft für die friedliche Entwickelung der europäischen Interessen glauben darf. Um so mehr wiederhallt ganz Deuschland im Frühjahr 1897 von einem Zwischenfalle, der zuerst in kurzen Worten des Karlsruher Hofberichtes also mitgeteilt wurde: „Die großherzoglichen Herrschaften hatten die Absicht, heute früh nach Darmstadt zu reisen, um Ihren Majestäten dem Kaiser und der Kaiserin von Rußland und Ihren königlichen Hoheiten, dem Großherzog und der Großherzogin einen Besuch abzustatten. Se. königliche Hoheit, der Großherzog erhielt auf seine Anfrage gestern Abend die Antwort, der Kaiser habe schon über die Tage bis zu seiner Abreise von Darmstadt verfügt und könne die großherzoglichen Herrschaften daher nicht mehr empfangen." Die als amtliche Nachricht figurierende kurze Annoncierung konnte nicht anders als stark aufregend bei jedem Leser in unserem Vaterlande wirken. Man konnte sich, wie man zu sagen pflegt, „keinen Vers darauf machen". Was ist vorgefallen? wurde gefragt, das eine solche Brüskierung des großherzoglich badischen Hofes veranlassen konnte? Und

gerade dem Großherzog von Baden, diesem jedem deutschen Herzen teuerste, so hochverehrte Fürst, der nächst Kaiser Wilhelm I. am meisten und feurigsten unter den Fürsten Deutschlands bei dem großen Einigungswerke des Vaterlandes mitgewirkt hat, welcher der erste war, der in Versailles auf des Thrones Stufen dereinst dem König Wilhelm den Gruß als deutschen Kaiser zurief, der während seiner langjährigen Regierung sich stets in Treue für sein Volk und das deutsche Reich bewährt und sich dadurch ein unvergängliches Denkmal bei allen patriotisch empfindenden Deutschen gestiftet hat, diesem mußte es geschehen, so ganz unumwunden zurückgewiesen zu werden von einem Souverän, der als Gastfreund in seiner Nähe auf deutscher Flur weilte. Auf der anderen Seite hat der junge Zar Nikolaus bisher sich aufs freundschaftlichste zu unserem Kaiserhofe sowohl wie zu anderen deutschen Fürstlichkeiten gezeigt, es ist seit seinem Regierungsantritte sehr bald ein anderer Klang in dem ganzen Verkehr zwischen Rußland und Deutschland zu hören gewesen und vieles Schroffe hat sich gemildert und geebnet. Nach allem ist anzunehmen, daß nicht etwa politische Gründe der scharfen Ablehnung zu Grunde lagen, sondern die Sache vielmehr auf ein Mißverständnis untergeordneter Beamter zurückzuführen sein möchte, die in der vorstehenden ungeschickten Form sich des gegebenen Auftrags entledigten. Nach mehrfachen Nachrichten von anderer Seite sollte die Sache auf einer Verstimmung

der betreffenden Höfe beruhen. Eine merkwürdige Erklärung ging dahin:

„Es besteht bekanntlich eine Verstimmung zwischen dem Zaren und seinem Großoheim, dem Großfürsten Michael Nikolajewitsch, dem Schwager des Großherzogs von Baden. (Der Großfürst war der Gemahl der 1891 verstorbenen Prinzessin Cäcilie von Baden.) Diese Verstimmung ist zum guten Teil zurückzuführen auf die vom Zaren Alexander III. aufs schärfste gemißbilligte Vermählung des Großfürsten Michael Michaelowitsch, des Sohnes des Großfürsten Michael Nikolajewitsch, mit der Gräfin Sophie Merenberg, der Tochter des Prinzen Nikolaus von Nassau aus dessen morganatischer Ehe mit Natalie von Doubelt, geborene v. Puschkin. Großfürst Michael Michaelowitsch ist wegen dieser Ehe aus Rußland verbannt, nur einmal, wenn wir nicht irren, war es ihm gestattet, in einer dringenden Familienangelegenheit die Heimat auf kurze Zeit zu besuchen. Gräfin Sophie Merenberg ist die richtige Cousine der Erbgroßherzogin von Baden, geborenen Prinzessin Hilda von Nassau. Großfürst Michael Michaelowitsch hat seinen ständigen Wohnsitz in Wiesbaden. Die Vorurteile, welche von Seiten des russischen Herrscherhauses gegen die Gräfin Merenberg gehegt werden, werden von deutscher Seite nicht in dem Maße geteilt. Ein Bruder der Gräfin Sophie, Graf Georg, ist Lieutenant im Husaren-Regiment König Wilhelm I. Nr. 7 und zur Zeit kommandiert zum Militär-Reitinstitut in Hannover.

Er ist übrigens seit 2½ Jahren mit Prinzessin Olga Jurjewska, einer natürlichen Tochter Kaiser Alexander II. vermählt, ein Umstand, der wohl noch zur Erhöhung der Vorurteile des russischen Kaiserhauses gegen die Familie Merenberg beigetragen hat. Begreiflicherweise hat es von Seiten der hohen Verwandten nicht an Versuchen gefehlt, diese Vorurteile zu überwinden und eine Versöhnung zwischen dem Zaren und dem Großfürsten Michael Michaelowitsch herbeizuführen. Man vermutet nun, daß auch neuerdings und vielleicht von Mitgliedern der badischen großherzoglichen Familie solche Anstrengungen gemacht worden seien, und daß diese ein persönliches Zerwürfnis im Gefolge gehabt haben. Großfürst Michael Nikolajewitsch ist bekanntlich der letzte noch lebende Sohn des Kaisers Nikolaus I. und der Prinzessin Charlotte von Preußen, der Schwester Kaiser Wilhelms I."

Man muß bekennen, daß die Auffindung dieses Beweggrundes für die Zurückweisung des Besuches des Großherzogs wenigstens ein eifriges Studium des gothaischen Hofkalenders verrät. Da wurde weiter in einzelnen Blättern erzählt, die russische Kaiserin sei bitter böse auf die Großherzogin von Baden, weil diese irgend einmal sich dagegen ausgesprochen habe, daß Prinz Max von Baden die Prinzessin Alix von Hessen heirate. Ob die Großherzogin von Baden dieser Missethat schuldig ist, wissen wir nicht; aber wir wissen, daß die Prinzessin Alix, die heute russische Kaiserin ist, der Großherzogin

jedenfalls für diese Ablehnung einer Familienverbindung nur dankbar sein könnte, da sie dadurch die Gattin des Selbstherrschers aller Reußen geworden ist. Wenn aber die Prinzessin Alix als Kaiserin Alexandra Feodorowna eine so stolze Frau ist, wie es ihre Würde erfordert, so wird sie sicherlich mit ihrem Namen auch unliebsame Erinnerungen ausgewischt und nicht in die Ehe und in ihr neues Vaterland mitgenommen haben. Da hieß es weiter, die Großherzogin von Baden solle auch einige Bemerkungen über den Glaubenswechsel der Prinzessin Alix gemacht haben, die der Kaiserin Alexandra Feodorowna zu Ohren gekommen seien. Auch das wird nichts als Hofklatsch sein, da die Fürsten und Völker sehr gut gewußt haben, welche Folgen eine Vermählung mit dem russischen Thronfolger haben mußte. Weshalb sollte auch die Großherzogin von Baden mehr Anstoß an dem Religionswechsel der ihr ferner stehenden Prinzessin von Hessen nehmen, als an dem der griechischen Kronprinzessin, die eine Schwester des deutschen Kaisers, also eine Nichte der Großherzogin ist?

Als der heutige Zar sich mit der Prinzessin Alix von Hessen verlobte, wurde deren Glaubenswechsel in der Presse vielfach erörtert. Für den regierenden Kaiser von Rußland und dessen Gemahlin, also auch für den Thronfolger und dessen Gemahlin, schreibt das gegenwärtig geltende Reichs- und Hausgesetz die Angehörigkeit zur griechisch-orthodoxen Kirche ausdrücklich vor. Aber auch ohne diesen Zwang, der nur für die künftige



Alexandra, Kaiserin von Russland.

Zarin, nicht für die Großfürstinnen besteht, haben die deutschen Prinzessinnen, die sich nach Rußland verheirateten, regelmäßig ihren Glauben gewechselt, so erst noch im April 1892, wo die russische Großfürstin Sergius, geborene Prinzessin Elisabeth von Hessen, ihre Konfession abschwur. Von allen Ehebündnissen deutscher Fürstentöchter in Rußland bietet nur das der Prinzessin Elisabeth von Sachsen-Altenburg mit Großfürst Konstantin (Sohn) und das der Gemahlin des Großfürsten Wladimir, einer geborenen Prinzessin von Mecklenburg, durch die der Konfession bewahrte Treue ein erfreuliches Bild. Von den zahlreichen, nach Deutschland verheirateten russischen Großfürstinnen ist dagegen keine einzige zur Konfession ihres Gemahls übergetreten. Vor zwei Jahren, als die Großfürstin Sergei den Glauben wechselte, sagte ein Diplomat in Petersburg: „Anläßlich des bevorstehenden Übertritts einer deutschen Fürstentochter zur russischen Orthodoxie gedenkt man unwillkürlich des Schicksals der vielen deutschen Fürstinnen, welche, verlockt durch äußeren Glanz, ihre deutsche Heimat mit der russischen vertauschten. Waren doch leider bisher vornehmlich die deutschen Fürstenhöfe „der Heiratsmarkt“ für die russischen Großfürsten“; so, und noch schärfer bezeichnete sie einst der verstorbene Großfürst Konstantin Pawlowitsch. Wird die Verlobung einer deutschen Fürstentochter mit einem Großfürsten bekannt, so blickt man in der vornehmen russischen Gesellschaft zunächst ziemlich hochmütig auf die bevorstehende Verbindung,

spottet über die zu erwartende geringe Mitgift der Betreffenden und meint, es würde wohl auch in diesem Falle, wie in allen vorhergehenden, einiger Zeit bedürfen, um die neue Großfürstin heranzubilden, ihr die deutschen Manieren, die ungeschickte Art, sich anzukleiden, die deutsche Aussprache des Französischen und dergleichen gesellschaftliche Fehler abzugewöhnen. Jemehr dann eine Großfürstin im Russentum aufgeht, je mehr sie ihrer Hinneigung und Beziehungen zur alten Heimat entsagt, je mehr sie sich franko-russifiziert, d. h. Russin mit französischem Zuschnitt wird, desto mehr gewinnt sie Boden in der russischen Gesellschaft. Aber was gewinnt sie in ihrem inneren, ihrem häuslichen Leben?" Vor fünf Jahren war einmal die Rede von der Verlobung der Prinzessin Margarethe, Schwester unseres Kaisers, mit dem Zarewitsch. Es gab Stimmen in Deutschand, welche es mit der Konfessionswechsel-Frage bei dieser Gelegenheit sehr leicht nahmen. Man hoffte ebenso sehr auf die Kaiserin Friedrich, wie auf den Fürsten Bismarck. Erstere werde aus religiöser Toleranz und letzterer aus Gründen der hohen Politik alles aufwenden, damit Kaiser Wilhelm in den Konfessionswechsel willige. Im Gegenteil wurde von seinen Freunden gesagt: Daß eine deutsche Fürstentochter im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, — dem Jahrhundert Kaiser Wilhelms, Bismarcks und Moltkes, der Siege von Königgrätz und Sedan — ausländischen Vorurteilen zu Liebe ihre Religion wechselte und dadurch die Erstberechtigung der griechisch-orthodoxen Kirche

anerkennt — das halten wir für moralisch unmöglich. Wenn irgendwo, so heißt es hier: „Noblesse oblige!“ — Aus der Verlobung der Prinzessin Margarethe mit dem Zarewitsch wurde nichts. Daß ein solcher Plan aber einmal bestanden hat, darf als sicher angesehen werden. Das entschlossen protestantische Bewußtsein des Kaisers hat diesen Möglichkeiten ein Ziel gesetzt, und dabei soll es bleiben. Ein anderer Übertritt im Hause Hohenzollern zur griechisch-orthodoxen Kirche ist gleichwohl uns nicht erspart geblieben. Gemäß den in der griechischen Verfassung vorgesehenen Bestimmungen war der Glaubenswechsel der Prinzessin Sophie, Gemahlin des Kronprinzen Konstantin von Griechenland, nicht erforderlich.

Prinzessin Alix von Hessen wird im Übrigen als eine geistig bedeutende Frau von hoher Intelligenz und starker Willenskraft geschildert. Im Oktober 1894, wenige Wochen vor ihrer Vermählung, wurde von ihr in einem deutschen Blatte gesagt: „Diese Prinzessin, die überdies von ungewöhnlicher Schönheit ist, wird kaum verfehlen auf ihren Gemahl einen großen Eindruck zu machen und dadurch einen entsprechenden Einfluß auf die ganze Denkweise des russischen Hofes zu gewinnen. Man braucht sich unter der künftigen Kaiserin Alexandra durchaus keine Intrigantin oder politisierende Frau vorzustellen, um anzunehmen, daß dieser Einfluß sehr dazu beitragen kann, die angebahnten besseren Beziehungen zu Deutschland zu befestigen, und welche Be-

deutung das für die gesamte europäische Lage haben würde, bedarf keiner Erörterung. So formlos auch der Einzug der hessischen Prinzessin in Rußland sich vollzog und so sehr derselbe unter dem Drucke der Beängstigung steht, welche das Krankenlager des Zaren umgiebt, der Tag, an welchem sie dem Thronfolger die Hand zum ewigen Bunde reicht, ist nichts destoweniger denkwürdig. Die Depeschen meldeten, daß Prinzessin Alix auf der Durchreise in Berlin mit dem deutschen Kaiser eine lange Unterredung hatte, und das beweist, daß man auch dort in ihr mehr erblickt, als eine jugendliche, ihrem Glücke entgegeneilende Braut. Zum mindesten darf sie als eine gute Vorbedeutung für die künftigen deutsch-russischen Beziehungen angesehen werden. Es wäre aber auch nicht der erste Fall in der russischen Geschichte, wenn sich erweisen sollte, daß die einem kleinen deutschen Fürstenhause entstammende Prinzessin in dem großen Zarenreiche zu einer weltgeschichtlichen Persönlichkeit emporwachsen kann."

Das war jederfalls zu viel gesagt. Es ist die Haltung der deutschen Politik, die in Petersburg nicht ohne Wirkung geblieben. Wieder anknüpfend an die Traditionen des alten Kurses hat sie sich der russischen Politik freundschaftlich zur Seite gestellt und offen den kolossalen Irrtum zugegeben, den einst Graf Caprivi, als er sich acht Wochen mit Politik beschäftigte, beging und den Herrn v. Marschall noch vor wenigen Monaten im Reichstage zu verteidigen wagte. Gerade die fran-

zösischen Interessen traten wiederholt in Gegensatz zu den Interessen des Zarenreiches, und ein ruhiges Abmessen der Dinge mußte schließlich in Petersburg den Wert der deutschen Freundschaft hinreichend klarlegen.

Man hört oft die Prinzessin Alix in einen besonders schroffen Gegensatz zur Zarin Witwe stellen.

Man sucht nach den Gründen für die Thatsache, daß der Ton, in welchem Kaiser Nikolaus seinen Trinkspruch in Peterhof 1897 ausbrachte, erheblich wärmer klang, als in den Kaisertagen zu Breslau, und sagt, es sei eine Wandlung in den Erziehungen des Zaren zu seiner dänischen Mutter eingetreten. Derselbe, der noch vor einem Jahre in seiner Unerfahrenheit der Mutter mehr, als erwünscht, freie Hand gelassen, habe an Selbständigkeit und Urteil gewonnen. Es wären erst kürzlich über die Geschichte der Abreise seiner Mutter Gerüchte verbreitet, die recht glaubwürdig erschienen und die hier angedeutete Auffassung vollauf bestätigten. Die Tochter des Königs Christian sei zweifellos die Urheberin jener spezifisch-deutschfeindlichen Stimmung gewesen, die noch nachher aus dem frostigen Tone der Breslauer Zarenrede herausklang.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Haltung Deutschlands in der griechischen Frage, bei der es sich um das Schicksal ihres Bruders, des Königs Georg handelte, verstimmend auf die Kaiserin-Witwe gegen Deutschland gewirkt hat. Man hat aber kein Recht, deshalb von einer prinzipiellen Deutschfeindlichkeit der Witwe Alexanders zu sprechen. Unser heutiger Kaiser zumal hat aus den

Erfahrungen, die er im persönlichen Verkehre in früheren Jahren mit der ehemaligen Prinzessin Dagmar gemacht hat, eine hohe Meinung von ihrer Deutschfreundlichkeit gewonnen und diese gelegentlich wiederholt geäußert, mag auch in früheren Jahren, nach dem deutsch-dänischen Kriege von 1864, die Stimmung der dänischen Prinzessin gegen Deutschland eine andere gewesen sein und heute das Schicksal ihres Bruders sie augenblicklich befangen machen. Man darf nie vergessen, daß Maria Feodorowna gerade unpolitischen Dingen zu sehr nachhängt, um sich durch die Politik ernstlich bestimmen und verstimmen zu lassen.

Die Ehe des Zaren Alexander III. ist glücklicher und ungetrübter ausgefallen, als die irgend eines seiner Vorgänger. Zu diesem Glück aber hat beigetragen, daß der selbstherrschende Monarch niemals in die Lage gekommen ist, dem Einflusse seiner Gemahlin Widerstand leisten zu müssen. Ob an der in dieser Rücksicht geübten Zurückhaltung der Tochter Christians IX. die richtige Beurteilung der Charaktereigenschaften ihres Gemahls oder angeborene Anspruchslosigkeit den Hauptanteil gehabt hat, mag dahingestellt bleiben. Thatsache ist, daß Maria Feodorowna sich stets mit der Stellung der Gemahlin des Zars begnügte und dadurch den Grundstein zur Zufriedenheit ihres Hauses und ihrer Ehe legte, und daß sie in Rußland außerordentliche Popularität erworben hat. Natürliche Heiterkeit und Lebenslust setzten sie in den Stand, dem unaufhörlich von

inneren und äußeren Konflikten bewegten Gemahl ein immerdar zufriedenes Gesicht zu zeigen. Ehelichen Einfluß brauchte der Kaiser nicht zu fürchten, weil derselbe niemals auf Gegenstände politischer Natur gerichtet war. Maria Feodorownas Aspirationen waren die denkbar bescheidensten. Verwendete sich die Kaiserin das eine oder andere Mal nach Frauenart für Löwen der Hofbälle oder für Günstlinge befreundeter Damen, so geschah das in so naiver und anspruchsloser Weise, daß der hohen Fürsprecherin auch im Weigerungsfalle nicht wohl gezürnt werden konnte. Gerade weil der Kaiser ungesellig geworden war und weil seine Teilnahme an Hoffestlichkeiten nur in Ausnahmefällen ermunternd wirkte, sah er es gern, wenn seine Gemahlin an Tanz und Spiel unerschöpfliche Freude fand, in die bezüglichen Veranstaltungen Leben und Abwechselung brachte und der Göttin Mode Rechnungen trug, die nicht selten ebenso lang gewesen sein sollen, wie diejenigen weiland Josephinens, der ersten Gemahlin Napoleons, die das halbe Leben im Ankleidezimmer zugebracht haben soll. Als fernere Tugend wurde der Kaiserin die Gabe nachgerühmt, mit Jedermann (einschließlich ihrer Schwäger und Schwägerinnen) auszukommen und sich mit immer gleichem Geschick durch die an Höfen einmal unvermeidlichen Cliquen- und Intriguenspiele winden zu können. Daß sie gelegentlichen Ausbrüchen der Heftigkeit des Kaisers außerordentlich taktvoll begegnete, versteht sich bei einer Frau von so glücklicher und bescheidener Anlage na-

türlich von selbst. Wir entnehmen dem Brief eines Diplomaten aus einer früheren Zeit Folgendes:

„Die Kaiserin Maria Feodorowna übt weder auf ihren Gemahl, noch auf die politischen Geschäfte Rußlands den Einfluß aus, den man ihr, ich weiß nicht warum, zuschreibt. Sie selbst wünscht ihn auch gar nicht auszuüben, und gebietet über keine der Eigenschaften, welche zu einer femme d'Etat gehören. Immer vom Kaiser in gewisser Entfernung von allen den Staat betreffenden Geschäften gehalten, und niemals darin von ihm als Vertraute zugezogen, hat sie nicht einmal den Versuch gemacht; sie beschränkt sich darauf, die Rolle einer Familienmutter und Weltdame strikt durchzuführen. Ihre beiden Leidenschaften sind die Toilette und der Tanz, denen aber giebt sie sich mit einem Feuer und einer Ausdauer hin, welche vom Kaiser nicht immer allzu günstigen Blickes angesehen werden. Ein Teil der Gesellschaft hält sich über die Leidenschaften der Kaiserin auf, weil er sie nicht in Einklang mit dem hohen Prestige einer Zarin zu bringen vermag.

Sehr heiter, sich mit der ganzen Naivität eines fünfzehnjährigen jungen Mädchens amüsierend, betet Marie Feodorowna die Bälle und Zerstreuungen jeglicher Art geradezu an. Sie freut sich ihres Lebens mit einer Hingabe, die wahrzunehmen wieder Vergnügen macht, und welche sie vielleicht trotzdem nicht daran hindert, die schwere Verantwortlichkeit, welche sie zu gleicher Zeit mit dem kaiserlichen Diadem zu tragen hat, gänzlich zu

vergessen. Was die Kaiserin besonders auszeichnet, ja sie zu einem ganz außergewöhnlichen Wesen macht, das ist der souveräne zauberische Reiz, der von ihrer Person ausgeht, ein Reiz, dem sich niemand zu entziehen vermag. Sie ist nicht gerade hervorragend schön zu nennen, aber ihre Augen haben einen so sanften, so wohlwollenden Ausdruck; ihr Lächeln hat etwas so Unwiderstehliches, ihr ganzes Auftreten ist so von Grazie umflossen, daß man wirklich meint, einer ungewöhnlichen Natur gegenüberzustehen. Maria Feodorowna hat das seltene Glück, geliebt zu werden, weil sie gefällt; man beugt ein Knie vor der Grazie des Weibes und vergißt darüber, daß es die Kaiserin ist, welcher man huldigt. Einige Personen haben sie mit Maria Antoniette verglichen, aber nichts ist falscher. Weder hat sie die Energie noch den Mut, aber auch nicht die Fehler dieser unglücklichen Königin. Die Kaiserin hat einen leichten Sinn, aber sie ist nicht leichtsinnig. . . . Trotzdem sie nicht danach trachtet, den Kaiser zu beeinflussen, wünscht sie den ersten Platz in seinen Herzensneigungen auszufüllen. Die Kaiserin ist vor allem ein Weib, sie besitzt Herzensgüte, Weichheit des Gemüts, Großherzigkeit, mit ihrer Logik aber ist es, wie ja wohl bei allen Evastöchtern, nicht allzuweit her.

Maria Feodorowna ist nicht der geringsten Intrigue fähig: sie wird stets bereit sein, für jemand einzutreten, der sich ihre Zuneigung zu erringen gewußt hat, aber es fehlt ihr an Beharrlichkeit, um auf ernsthafte und

consequente Weise der Schutzgeist eines Menschen zu werden. Ihr einziger Fehler ist die Leichtigkeit, mit der sie, sich Leuten hingiebt, die es verstehen, sie zu amüsieren und denen sie aus dieser Ursache vieles verzeiht, was an sich unverzeihlich ist.

Obgleich die Kaiserin eine dänische Prinzessin ist, hat sie nach allem was darüber bekannt geworden ist, niemals mit besonderer Leidenschaft die Interessen des Heimatlandes wahrgenommen. Sie liebt ihre Familie aufs zärtlichste, besonders ihre ältere Schwester, die Prinzessin von Wales, aber ihre Gefühle sind diejenigen einer Verwandten, nicht die einer Kaiserin. Niemand hat das Recht, Maria Feodorowna Machinationen vorzuwerfen, wie man sie allerdings anderen Souveräninnen vorwerfen darf. Sie ist niemals zu den Intriguen des Antichambres herabgestiegen und beschränkt sich darauf, der gute Engel in ihrem Familienkreise zu bleiben; die Beschützerin zahlloser Wohlthätigkeitsanstalten, für die sie sich, barmherzig wie sie ist, aufs lebhafteste interessiert. Ihr Familienleben ist musterhaft und könnte manchem bürgerlichen Hausstande als Vorbild dienen Da fehlt es an nichts, denn bei Gelegenheit neckt der Ehemann seine Frau über eine allzu lang geratene Kleiderschleppe, oder über eine gar zu teuer scheinende Schneiderrechnung. Die Kaiserin aber, wie bereits oben bemerkt, liebt es zu gefallen und nimmt gern zu den Künsten der Toilette ihre Zuflucht, um ihre harmlose Leidenschaft noch nachdrücklicher zur Geltung bringen zu können."

Daß die Zarin im Grunde der Seele nicht deutschfeindlich ist, hat u. a. die Glanzzeit der deutsch-russischen Beziehungen, die in die Jahre 1884 und 1885 fällt und die sich im Frühjahr des erstgenannten Jahres in deutlichen Erscheinungen zuerst bemerkbar machte, bewiesen. Damals trug die Zarin ihre Genugthuung über die Wiederherstellung eines freundschaftlichen Verhältnisses der beiden Nachbarstaaten in auffallender Weise zur Schau. Wir haben dafür kein geringeres Zeugnis, als das unseres heutigen Kaisers.

Unsere Kaiserin hat jetzt zum ersten Male russischen Boden betreten, aber ihr hoher Gemahl ist ein alter Gast daselbst. Er hat bei den Russen schon als Prinz nicht bloß höfische Pflichten, sondern wichtige politische Missionen zu erfüllen gehabt. Er war zuerst im Mai 1884 bei Kaiser Alexander III. Die Symptome eines vollständigen Umschwungs der deutsch-russischen Beziehungen wurden damals gekrönt durch die Reise des Prinzen Wilhelm zur Feier der Großjährigkeit des russischen Thronfolgers. Der Prinz überbrachte die Glückwünsche Kaiser Wilhelms und die höchsten Ordensauszeichnungen, den hohen Orden vom Schwarzen Adler nebst dem en sautoir zu tragenden Großkreuz des Roten Adlerordens Die die Abreise des Prinzen begleitenden Umstände zeigten von der Wichtigkeit, die in Berlin der Reise gegeben wurde. Der Prinz hatte am Tage zuvor eine lange Konferenz mit dem Fürsten Bismarck. Im Laufe des Nachmittags des 15. Mai

hatte sich der Prinz in Potsdam von seinen erlauchten Eltern und Geschwistern im Neuen Palais und auch von den andern zur Zeit dort in Potsdam anwesenden, hohen Herrschaften verabschiedet. Abends zehn Uhr zwölf Minuten traf er dann mit seinem Gefolge von Potsdam kommend in Berlin ein und begab sich sofort nach seiner Ankunft vom Potsdamer Bahnhofe nach dem Königlichen Palais, um sich von dem Kaiser zu verabschieden. Der Besuch bei demselben dauerte fast eine Stunde. Die dem Prinzen mitzugebenden Instruktionen wurden sorgfältig erörtert und der junge Diplomat mit der vollen Würdigung seiner hohen Mission erfüllt. Der Prinz erschien kurz vor elf Uhr mit seinen Begleitern auf dem Centralbahnhofe in der Friedrichstraße, woselbst der Kaiserlich russische Botschafter, Fürst Orlow, in großer Uniform und zahlreichen Orden, der russische Militärbevollmächtigte General-Major à la suite Fürst Dolgoruki, der Militär-Attaché Oberst von Dahler, beide gleichfalls in großer Uniform und Ordensband, mit vielen Orden geschmückt, sowie sämtliche Sekretäre und Attachés der russischen Botschaft, diese in der Uniform der Diplomaten, ferner noch der russische General-Konsul u. s. w. zur Verabschiedung versammelt waren. Prinz Wilhelm begrüßte dieselben bei seinem Eintreffen auf das freundlichste, unterhielt sich noch einige Zeit mit dem Botschafter Fürsten Orlow, sowie dem Fürsten Dolgoruki und richtete einige Worte an die übrigen

anwesenden russischen Herren. Sodann begab man sich gemeinsam nach dem Perron und nach nochmaliger kurzer Verabschiedung bestieg der Prinz mit seinen militärischen Begleitern, dem General-Quartiermeister General-Lieutenant à la suite Grafen von Waldersee, und seinen beiden persönlichen Adjutanten, Hauptmann von Krosigk und Hauptmann von Bülow den Kurierzug.

In Petersburg, wo er am 17. Mai anlangte, wurde der Prinz in einer Weise empfangen und gefeiert, wie er es später kaum als Kaiser erfahren hat. Alle aus Petersburg eingehenden Nachrichten bestätigten den überaus günstigen Eindruck, den der Prinz, sowohl in dem Kaiserhause wie auch in der gesamten Bevölkerung hervorbrachte und hinterließ. Namentlich galt dies von Kaiser Alexander III. selbst. Gleich bei seiner ersten Begegnung mit dem Prinzen war ersichtlich, daß der Kaiser aufrichtiges und großes Wohlgefallen an ihm fand. Und in der Folge benutzte er jede Gelegenheit, um dieses Wohlgefallen öffentlich zu bekunden. Ganz besonders denkwürdig war in dieser Beziehung das Verhalten des Kaisers bei dem Regimentsfest der Leib-Garde-Kürassiere in Gatschina und bei der Abreise des Prinzen. Bei ersterem brachte der Kaiser einen Toast auf den Prinzen aus; ein Vorgang, der in Anbetracht des Umstandes, daß er durch den Charakter des Festes in keiner Weise indiziert war, sich als Beweis herzlichster Sympathie darstellte, und als solcher unter

den Anwesenden größte Sensation und allgemeinen Enthusiasmus erregte. Den gleichen Eindruck brachte in den weitesten Kreisen der Bevölkerung die Thatsache hervor, daß der Kaiser in preußischer Uniform den Prinzen bei seiner Abreise zum Bahnhofe begleitete. Die Kunde dieses Ereignisses hatte buchstäblich die ganze Stadt auf die Beine gebracht, und allgemein nahm man mit großer Befriedigung Kenntnis von diesem herzlichen Sympathie-Beweise, des Kaisers gegenüber dem dereinstigen Erben der deutschen Kaiserkrone.

Was aber damals beim Prinzen einen besonders wohlthuenden Eindruck machte, war nach seinem eignen später in Berlin erstatteten Bericht, das überaus liebenswürdige und freundliche Entgegenkommen, welches die Zarin den deutschen Gästen erwies. Sie zeichnete den Prinzen in einer Weise aus, die das gebotene Maß der Gastfreundschaft überstieg, und deutlich verriet, daß ihr Herz den Hauptanteil an der Begrüßung des Prinzen hatte, und daß ihr Bestreben dahin ging, an ihrer Deutschfreundlichkeit und an dem Wohlgefallen, das sie an der Persönlichkeit des deutschen Prinzen empfand, nicht den geringsten Zweifel aufkommen zu lassen. Vor dem Prinzen Wilhelm hatte schon ein anderer deutscher Gast sich von dem hohen Interesse überzeugen können, das die Zarin dem durch den Besuch des Prinzen in Petersburg gekrönten, zu Gunsten der Wiederherstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland im Jahre 1884 unternommenen diploma-

tischen Feldzuge züwandte. Schon im Januar des genannten Jahres war Graf Herbert Bismarck nach Petersburg gekommen. Die Berliner offiziöse Presse begleitete seine Sendung dahin mit der Erklärung, daß Fürst Bismarck damit einen Beweis für die Aufrichtigkeit der Beziehungen zu liefern wünsche, die zwischen Rußland und Deutschland bestehen. Graf Herbert Bismarck fand die beste Aufnahme in Petersburg, am Hofe, wie anderswo. Die erste Unterhaltung, die er wenige Tage nach seiner Ankunft auf einem Balle mit dem Zaren hatte, legte den Grund zu dem hohen Vertrauen zu dem Sohne des deutschen Reichskanzlers, welches mehr und mehr einen engen Verkehr des jungen Diplomaten, mit dem Monarchen persönlich, herbeiführte, und welches den Grafen Herbert Bismarck auch häufig in die Nähe der Zarin brachte, die nicht versäumte, ihre Deutschfreundlichkeit und Bismarckverehrung den Sohn des deutschen Reichskanzlers fühlen zu lassen. Prinz Wilhelm war somit auf den Empfang, den auch er bei der Zarin fand, hinreichend vorbereitet, was ihn nicht hinderte, denselben mit höchster Befriedigung aufzunehmen, und darüber nach seiner Rückkehr das Beste Kaiser Wilhelm I. und dem Fürsten Bismarck zu berichten.

Man muß alle diese Umstände ins Auge fassen, und sich vollständig in jene Tage versetzen, um richtig zu verstehen, was es mit der herzlichen Begrüßung auf sich hatte, die der Zarin in Berlin zu teil wurde, als diese,

bald nach der Rückkehr des Prinzen Wilhelm nach Berlin, die deutsche Hauptstadt passierte. Wohl selten ist in Berlin einer fremden Fürstin solch herzlicher Empfang zu Teil geworden, als am 4. Juni 1884 der Kaiserin von Rußland. Sie traf Mittags 12 Uhr auf der Rückreise von den Hochzeitsfeierlichkeiten in Rumpenheim (Erbprinz Leopold von Anhalt mit Prinzessin Elisabeth von Hessen) auf dem Bahnhof Friedrichstraße in Berlin ein. Der Empfang, welcher diesmal der hohen Frau von Seiten unseres Hofes bereitet wurde, war ein überaus glänzender und durfte noch mehr, als derjenige gelegentlich der Hinfahrt dazu beizutragen geeignet erscheinen, die neuerdings wieder vielfach betonten freundschaftlichen Beziehungen zwischen Rußland und dem deutschen Reiche noch intimer zu gestalten und zu befestigen. Um 11 Uhr bereits traf man auf dem Bahnhof Friedrichstraße die ersten Vorbereitungen zum Empfange. Die Aufgangstreppe zum Perron wurde mit roten Läufern belegt und auch auf letzterem hatte man große Teppiche ausgebreitet. — Um 11½ Uhr wurde der Bahnhof durch eine lange Chaine von Schutzleuten abgesperrt und nicht lange darauf nahm eine große Anzahl von Lakaien und Leibjägern auf dem Perron Aufstellung. Etwa 10 Minuten vor 12 Uhr begann die Auffahrt der zum Empfange erschienenen Herrschaften. Zuerst trafen die Mitglieder der russischen und dänischen Gesandtschaft, an ihrer Spitze der Botschafter Fürst Orlow und der Gesandte Herr



Marie Feodorowna von Russland, Kaiserin-Wittwe.

von Vindt ein. Die Herren waren selbstverständlich alle in großer Gala erschienen und erregten durch den Glanz ihrer Uniformen Aufsehen. Fürst Orlow namentlich zog durch seine elegante hohe Gestalt und den Umstand, daß er das Fehlen des einen Auges durch eine schwarze Binde verbirgt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Neben dem Botschafter hatte sich General-Major Fürst Dolgorucki der Person des Kaisers attachiert und der russische Militär-Attaché Oberst von Dahler eingefunden. Brausende Hochrufe, welche von der Friedrichstraße herauf, wo sich bis zu den Linden und diese entlang bis zur russischen Botschaft und dem kaiserlichen Palais eine vieltausendköpfige Menschenmenge aufgestellt hatte, tönten, verkündeten das Eintreffen unserer Hofgesellschaft. Als erster erschien der Kronprinz mit Prinz Friedrich Leopold, gleich darauf erblickte man die hohe, frisch und rüstig aussehende Gestalt des Monarchen. Der Kaiser kam in geschlossenem Galawagen angefahren; an der Tête einen Vorreiter und zwei Lakaien auf der Bedientenbrücke der Galakutsche. Am Arme der Kronprinzessin schritt er die Aufgangstreppe zum Perron empor, sich dabei nach allen Seiten dankend verneigend für die ihm dargebotenen Grüße. Der Kaiser hatte russische Uniform angelegt und auch der Kronprinz, die Prinzen Wilhelm, Heinrich, Prinz Friedrich Leopold und Prinz August von Württemberg trugen russische Uniform und waren mit russischen Ehrenzeichen geschmückt. Auch der zwei Tage zuvor einge-

troffene Prinz Moritz von Sachsen-Altenburg hatte an dem Empfange Teil genommen. Die Kronprinzessin, welche in Gesellschaft ihrer Töchter, der Prinzessin Charlotte von Meiningen und Victoria, erschienen war, trug tiefe Trauer, während die beiden anderen Prinzessinen nur Halbtrauer angelegt hatten. Punkt 12 Uhr fuhr der kaiserliche Hoftrain, von zwei Lokomotiven gezogen, unter Hut- und Tücherschwenken des zahlreichen anwesenden Publikums in die Bahnhofshalle ein. Die Kaiserin befand sich im sechsten Salonwagen, sie stand am Fenster und nickte freundlich heraus. Die Zarewna war die erste, welche den Train verließ. Ihre schlanke, biegsame Gestalt mit dem frischen und anmutigen Gesicht, belebt durch das mild und klug blickende Augenpaar, umschloß ein graublau geblümtes Reisekostüm modernsten Schnittes, welches noch durch einen kirschrot garnierten Capothut gehoben wurde. Entblößten Hauptes schritt ihr der Kaiser entgegen, die herzlichste Umarmung der jugendlichen Monarchin mit Küssen auf beide Hände erwidernd. Unmittelbar hinter der Kaiserin, während diese mit der Begrüßung der Kronprinzessin, deren Töchtern und den anwesenden Prinzen beschäftigt war, entstiegen dem Zuge: das Töchterchen der Kaiserin, die Großfürstin Xenia, sodann eine ältere, gefolgt von einer jüngeren Dame, die Großfürstin Catharina mit der Prinzessin-Tochter, Herzogin Helene von Mecklenburg-Strelitz, ferner Prinz Albert von Sachsen-Altenburg, in russischer General-

Major-Uniform und Prinz Waldemar von Dänemark in der Uniform des russischen Marine-Offiziers. Die Vorstellungen währten mehrere Minuten. Der Kaiser küßte und umarmte die angekommenen Prinzen und küßte den Prinzessinnen galant die Hand. Das Auge vermochte den Gruß-, Kuß- und Umarmungs-Scenen zwischen den zahlreichen Herrschaften gar nicht zu folgen. Etwa fünf Minuten verweilten die Herrschaften im Wartesalon. Dann führte ein langer Zug von Hofequipagen die hohen Herrschaften nach der russischen Botschaft, wo die Zarin Absteigequartier nahm.

Drei Monate später finden wir Marie Feodorowna wieder an einem historisch-klassischen Orte. Es gab eine Drei-Kaiserzusammenkunft in Skierniewicze, wo der schon in Varzin, Wien und Petersburg geschlossene Bund besiegelt wurde. Wie Kaiser Wilhelm I., hatten auch Franz Joseph und Alexander III. ihre leitenden Minister mitgebracht, Graf Kalnoky und Herr v. Giers. Fürst Bismarck kam in der ungewohnten dunkelgrünen Generalsuniform vom 26. Regiment mit dem Andreasorden, seine beiden Söhne in Garde-Dragoner-Uniform.

Folgender Zug war bezeichnend für den Geist, der die Zusammenkunft beherrschte. Nach dem Diner standen die drei Kaiser in gemeinsamer Unterhaltung. Während derselben Zeit unterhielt sich die Kaiserin mit Bismarck. Als ihr Blick dabei auf die Kaiser fiel, bemerkte sie zu dem Fürsten in bewegtem Tone: „Wie glücklich bin ich über dieses Zusammenstehen der drei Fürsten; es hätte

schon längst geschehen sein müssen und sollte immer so bleiben.“ Der Reichskanzler antwortete darauf: „Ew. Majestät dürfen überzeugt sein, daß es meine Lebensaufgabe ist, diesem Wunsche Erfüllung zu sichern, und sollte dies einmal durch unabwendbare Verhältnisse nicht möglich sein, dann wird mich die Neugestaltung nicht mehr als Minister sehen.“

Die Kaiserin — es war die Dagmar von Dänemark — gedachte auch des herrlichen Empfanges, den sie im Juni in Berlin gefunden hatte, und wiederholte die Worte, die bei ihrer Rückkehr nach Petersburg in demselben Monat der Zar so laut, daß alle Anwesenden es hören konnten, gesprochen hatte. Er sei glücklich, hatte er gesagt, daß die Kaiserin wohlbehalten zurückgekehrt sei, aber wenn möglich noch glücklicher, daß ihre Reise dazu beigetragen habe, die Bande der Freundschaft, welche die Höfe von Berlin und Petersburg vereinigen, noch fester zu knüpfen.

Das Glück jener Tage hat erst wieder in unserer Zeit durch den Besuch unseres Kaisers und unserer Kaiserin in Petersburg eine neue Auffrischung erfahren — nur fehlte dieses Mal die Dagmar von Dänemark.

Aus der Wiener Gesellschaft.

Fürst Bismarck sagte einmal in Friedrichsruh über den Einfluß der Frauen in der Politik: Dieser Einfluß sei eigentlich überall wahrzunehmen gewesen, am berliner wie am petersburger Hofe, nur der österreichisch-ungarische sei merkwürdiger Weise fast frei davon; die dortigen hohen Damen kümmerten sich nicht viel um Politik. Nach gelegentlichen Äußerungen, die der Fürst in diesem Zusammenhange that, muß man annehmen, daß ihn weiblicher Einfluß in seinen amtlichen Geschäften vielfach gestört und die Lösung seiner Aufgabe erheblich erschwert hat.

Man muß sich um so mehr wundern, daß er bei seinem Urteil über die Wiener Damen nicht der Erzherzogin Sophie gedacht hat, Mutter des Kaisers Franz Josef, eine der vier Töchter des bayerischen Königs Maximilian I. Diese Dame hat noch im Jahre 1866 nicht wenig dazu beigetragen, Herrn v. Bismarck das Leben zu erschweren. Sie hat nach der Kaiserin Maria Theresia unter allen Damen des Hauses Habsburg-Lothringen die politisch bedeutendste Rolle gespielt,

und ihr Name, sowie der gegen die Zeitströmung mit heiligem Eifer ankämpfende Einfluß, den sie auf die Gestaltung des österreichischen Staates gewonnen, wird erst von der Geschichte genau zu prüfen sein, welche, wie über alle Personen, die ihrer Zeit das Gepräge ihres Geistes aufzuzwingen suchten, auch über ihre Handlungen das unparteiische Richterurteil fällen wird. Ihre Biographie ist noch nicht geschrieben worden, und es wird vielleicht erst nach einem Menschenalter der Zeitpunkt dafür gekommen sein, ein solches Buch der Öffentlichkeit zu übergeben. Die Zeiten, in welchen Erzherzogin Sophie in die Geschicke des österreichischen Staates mächtig eingriff, sind ja erst halb vergangen, und viele noch lebende Personen nehmen an den politischen Schöpfungen, deren Urheberin die Erzherzogin war, einen bedeutsamen Anteil. Wenn aber auch das Leben der Erzherzogin noch nicht geschrieben worden ist, so hat sich doch die Bevölkerung für diese hohe Frau ein treues Gedächtnis bewahrt, und mag man sich auch in weiteren Kreisen über die Triebfedern aller ihrer politischen Handlungen nicht vollständig klar gewesen sein, mag man den Einfluß, den die Erzherzogin in den verschiedenen Epochen der Geschichte Oesterreichs seit den Märztagen des Jahres 1848 genommen, auch manchmal überschätzt haben — das unterliegt keinem Zweifel, daß die Erzherzogin lange Jahre hindurch zu jenen historischen Persönlichkeiten gehörte, deren Bedeutung für den Staat und für das Gemeinwohl schon ihre Zeitgenossen genau

zu würdigen wußten, über deren Strebeziele das öffentliche Urteil wohl nur in seltenen Fällen zutrifft.

Fürst Bismarck mag, als er den Ausspruch über die österreichischen Damen gethan, an den heutigen Wiener Hof gedacht haben, wo der weibliche Einfluß in der That schon lange ruht, ganz im Gegensatz zu Berlin, wo derselbe bis 1888 in voller Blüte stand. Wer möchte das hohe Interesse, das sich im März 1898 wieder der Kronprinzessin Stephanie zuwandte, mit der Politik in irgend welchen Zusammenhang bringen? Man konnte, ohne zu übertreiben, sagen, daß die Sympathie mit der schwer erkrankten Kronprinzessin-Witwe eine allgemeine war. Nicht nur die Leiden, welche die junge blühende Frau zu erdulden hatte, sicherten ihr das Mitgefühl aller — ihre eigentümliche persönliche Lage war es, die einen regeren Anteil an ihr erweckte, als dies sonst der Fall wäre. Abgesehen von ihrer im 16. Lebensjahre stehenden Tochter Elisabeth, war sie mutterseelenallein, wie selten eine Tochter aus Königlichem Hause —. Ihre Mutter, die Königin von Belgien, war zur Zeit, als der tragische Tod des Kronprinzen sie nach Wien führte und man ihrer Absicht Tochter und Enkelin ein für allemal mit sich fortzunehmen Widerstand entgegensetzte, einen feierlichen Eid geschworen nie wieder am österreichischen Hofe zu erscheinen. Sie hat Wort gehalten, und der Schwur galt wohl auch für ihre Tochter und ihren Gatten, denn beide hat man dort nicht wieder gesehen.

Der Kronprinzessin ältere Schwester, Prinzessin Luise von Coburg hielt sich, von einer gewitterschweren Wolke beschattet, an der Riviera auf und konnte es nicht wagen bei der erkrankten Schwester in Wien zu erscheinen. Hier war die Kronprinzessin mit keinem Mitglied des Kaiserhauses in intimen Beziehungen und ebenso einsam, wie sie so oft mit ihrem Kinde den heiligen Abend in den öden Räumen der Burg zubrachte, ebenso einsam warf sie sich nun in starkem Fieber herum, erduldete den quälendsten Husten und gab sich finstern Gedanken hin, welche die Ärzte nicht immer zu verscheuchen vermochten. Vielleicht noch bedauernswerter als sie selbst, war das hochaufgeschossene, ernst dreinblickende Mädchen mit den edlen Zügen, das fürchten mußte mit der jungen Mutter allen Halt am Leben zu verlieren. Denn ein unerbittliches Gesetz verwehrte ihr Österreich zu verlassen und in Wien kümmerte sich kein Mensch um sie, — die Liebe der Großmutter väterlicherseits zu erwerben, ist ihr nicht vergönnt gewesen.

Wenn man hörte, daß die Gemütsstimmung der Kronprinzessin-Witwe eine tief traurige, beinahe verzweifelte war, so kann man wohl mit ihr empfinden. Was hat ihr Österreich für bittere Enttäuschungen gebracht! Nach einer in heiterer Umgebung verlebten Jugend, die nur die Trauer der Mutter um einen verlorenen Sohn zeitweise trübte, in jugendlichem Enthusiasmus für alles Schöne und Edle erglühend, kam sie als unentwickelte Mädchenknospe nach Wien und wir

wissen, daß anfangs ihr Zusammenleben mit dem Kronprinzen ein ideales war. Strahlend von zuversichtlicher Hoffnung, wandelte sie am Arme des Gatten im herrlichen Parke von Schönbrunn der Geburt eines Sohnes entgegensehend, umher, der im nämlichen Zimmer das Licht der Welt erblicken sollte, in dem Kaiserin Elisabeth dem Kronprinzen das Leben geschenkt hatte. Da kam die erste Enttäuschung: die Geburt einer Tochter, statt des heißersehnten Sohnes, der die Anwartschaft auf einen Kaiserthron gehabt hätte. Aber die jungen Eheleute trösteten sich wieder — im darauffolgenden Jahre sah man sie oft im Gras der sanften Abhänge des Laxenburger Parks sitzen, das Kind auf einem ausgebreiteten Plaid zwischen sich, vergnügt, übermütig, glücklich. Wie lange dies Glück dauerte, wann die ersten Störungen kamen — wer weiß es! Der Kronprinz verkehrte viel mit seinem Schwager Prinz Philipp von Coburg, dieser hatte die Gewohnheit, wenn er nach fröhlichen Gelagen und Partien nach Hause kam, seiner Frau so ziemlich alles, was er erlebt, zu erzählen. Die Schwestern waren oft beisammen und Prinzessin Luise beging das Unrecht der ganz jungen Kronprinzessin allerlei über ihren Gatten zu berichten. Es hieße zu viel von einer so jungen Frau verlangen, wenn man erwarten würde, daß sie klug zu dem was sie erfahren, geschwiegen hat. So kam es zu erregten Scenen und vielleicht ergriff die Prinzessin nicht immer das richtige Mittel, den Gatten zu be-

kehren. Wir wollen nur ein Beispiel anführen. Die Kronprinzessin hatte von ihrer Schwester erfahren, daß Prinz Philipp von Coburg und der Kronprinz den Abend bei drei berüchtigten Schwestern in einem westlichen Vororte in lustiger Gesellschaft verbringen würden. Sie wußte Straße und Hausnummer und gab diese beim Besteigen der Hofequipage dem Kutscher an. Man muß sich Wagen und Kutscher vorstellen können, um das Schreckliche, was nun folgt, zu begreifen: Eine mit Lippizaner Schimmeln bespannte Karosse mit vergoldeten Räderspeichen, einem grünen Doppeladler an der Wagenthür, deren Klinken vergoldete Adler bilden. Der Kutscher in schwarzem Pelzrock mit zitronengelben Verbrämungen, geradezu riesigem Bärenfellkragen, ganz weiß und einem betreßten Zweispitz. Diesen Wagen verließ die Kronprinzessin am berüchtigten Hause, stieg in den Fiaker, der dort auf die Prinzen wartete und befahl dem Hofkutscher an der Thüre auf den Kronprinzen zu warten. Sie aber fuhr mit dem Fiaker in die Hofburg zurück.

Es wurde dem Paar kein Sohn geboren, der den Frieden gewiß hergestellt hätte. Die Kronprinzessin, welche sehr musikalisch ist, tröstete sich mit der Musik. Sie sang eben ein schmelzendes Liebeslied, das sie Frau Professor Niklas Kempner lehrte, als die Nachricht der Tragödie von Meyerling in die Burg drang. Sie wurde vom Klavier fortgerufen, niemand kümmerte sich um die Künstlerin, die, beunruhigt durch fernes

Schluchzen, nicht wußte, ob sie bleiben oder gehen sollte. Da erschien die Oberhofmeisterin und erklärte mit dem dieser Dame eigenen Gleichmut: „Kaiserliche Hoheit singen heute nicht mehr!“ Erst auf der Straße erfuhr Frau Niklas Kempner, welches Unglück über die Hofburg hereingebrochen war.

Die junge Witwe ging damals mit ihrem kleinen Mädchen auf viele Wochen nach Lacroma. Allein mußte sie sich in alles das finden, was ihr widerfahren war. Die starren Gesetze verboten ihr Trost und Zuflucht bei der Mutter zu suchen. Später hat die Kronprinzessin ein Buch über Lacroma geschrieben, in das sie viele der schwermütigen Gedanken, die sie dort in ihrer Trauer gehegt, eingeflochten hat. Der Tod des Kronprinzen verdüsterte den Wiener Hof auf Jahre hinaus. Aber der Vater der Kronprinzessin hatte vorhergesehen, daß bei einer so jungen Frau dennoch die Lebenslust wieder erwachen würde, und er hatte beim Kaiser für sie ausbedungen, daß ihr nach der Kaiserin der erste Platz am Hofe gebühre. Man hatte damals nicht vorhergesehen, daß die Kaiserin sich vom Hofe ganz fernhalten würde, und als man eine Vertreterin für sie bestellen mußte, da konnte man der Kronprinzessin nicht den Vorrang vor der Gemahlin des Erzherzogs Carl Ludwig, der schönen und geistig bedeutenden Maria Theresia geben. Da begann der Streit um den Vorrang, der Streit, der schon zu Brunhilds und Chriemhilds Zeiten so böse Folgen gehabt und die Kron-

prinzessin erfuhr wieder eine Enttäuschung um die andere. Sie hielt es gewöhnlich so: Erschien die Kaiserin bei Hof, so ließ sie es sich gefallen, den Erzherzoginnen Maria Theresia und Maria Josepha den Vorrang zu lassen. Blieb die Kaiserin den Hoffesten fern, so reiste sie entweder ab, oder erkrankte. Sie wollte dann die Erste sein, oder gar nicht erscheinen. In letzter Zeit hat sie, dem Beispiel der Schwiegermutter folgend, viele und weite Reisen gemacht. Früher mag sie eine Zeit lang geglaubt haben, der präsumptive Thronerbe Erzherzog Franz Ferdinand werde um sie werben. Das Gerücht von einer solchen Heirat erhielt sich hartnäckig lange Zeit, aber seit der Weltreise des Erzherzogs spricht niemand mehr von der Möglichkeit einer Heirat des Thronerben und die Anwartschaft auf die Krone ist stillschweigend auf den Erzherzog Otto und seine Söhne übergegangen, unter denen der künftige Kaiser zu suchen ist, wenn Franz Ferdinand unvermählt bleibt. Seit ein paar Jahren kommt die Kronprinzessin im Sommer wieder mit ihrer Familie zusammen, aber nur auf kurze Zeit.

Im Herbst 1885 war unser heutiges Kaiserpaar, damals Prinz und Prinzessin Wilhelm — zum Besuche am österreichischen Hofe in Wien, wo sie fast alljährlich eine Zeitlang verweilten. Prinz Wilhelm und Kronprinz Rudolf gingen sofort auf mehrere Tage dem Jagdvergnügen nach. Prinzessin Wilhelm fuhr direkt zur Kronprinzessin nach Laxenburg. Sie kam mit Sonder-

zug der Aspang-Bahn am 4. Oktober morgens von Wien in zwanzig Minuten nach Biedermannsdorf herübergedampft, wo ein Wagen sie weiter zu bringen bereit stand. Prinzessin Wilhelm schien schon über das bekannte „Kaiserwetter“ zu verfügen, da sie in dieser regenreichen Zeit einen sonnigen Tag mitbrachte und später die nicht minder wundervolle Herbstsonne den Ort umstrahlte. In Laxenburg spürte man den Herbst — obwohl man die tropischen Gewächse langsam einzuräumen begann — erst an der goldig-rötlichen Färbung der gewaltigen Eichen und anderer uralter Baumriesen, die den Park malerisch beleben, die weiten Gewässer umsäumen, die Inseln beschatten, im Waldgewebe zwischen dem helleren Grün der Wiesen und den dunkleren Tannenforsten einen goldbraunen Einschlag bilden. In Laxenburg war sonst noch alles grün und sonnig, und auch die gelbgetünchten Schlösser, Häuser und Häuschen mit ihren unzähligen grünen Fensterläden stimmten so gut in die klare, goldige Herbstbeleuchtung und Farben des Waldes, daß sie eigens für diese Herbsttage geschaffen zu sein schienen. Für die Prinzessin Wilhelm hatte die Landschaft von Laxenburg zugleich etwas heimatlich Anmutendes. Diese grüne Oase in weiter Ebene; der große, wasserreiche Naturpark mit seinen Seen und Bauwerken des vorigen Jahrhunderts, seinen fürstlichen Monumenten und auch mit künstlichen Felsgrotten, seinen baulichen Nachbildungen der Ritterzeit, untermischt mit den

modernsten Pavillons — erinnerte die hohe Frau an die Havellandschaft in der Mark bei Potsdam, wo die Hohenzollern ihre Lieblingssitze haben; die heimatlichen Pickelhauben der hochgewachsenen jungen, aus den stattlichsten Unteroffizieren Österreichs verlesenen Burg-Gendarmen, die hier den Dienst thaten, verstärkten die Erinnerung an Potsdam. Die drei Hofdamen der Kronprinzessin Stephanie und die Kavaliere Graf Bombelles und Graf Nostitz geleiteten die Prinzeß Wilhelm zu ihrem Quartier im „Alten Schloß." Das ist ein ganz für sich im grünen Walde gelegener, altertümlicher, dreistöckiger Bau, burgartig mit vielen Dächern und Dächlein, verhältnismäßig kleinen grünen Fenstern und Fensterchen in verschiedenen Formen, von hohen Pappeln flankiert, mit langen niederen Tunnelgewölben zur Einfahrt in den inneren Hof. Das Gefolge wurde im ersten Stock einquartiert; die Prinzessin bewohnte den oberen Stock, der so prächtige Räume birgt, wie man sie nach dem äußeren Eindruck des prunklos gelb getünchten Schlößchens mit den kleinen grünen Fenstern kaum erwarten sollte. Die Wohngemächer, in denen vor Zeiten unter anderen fürstlichen Gästen auch der ungebetene Napoleon hauste, sind überaus reich mit kostbaren Gemälden ausgestattet. Terrassen mit südlichen Gewächsen gestatten freien Ausblick; der Genuß des Morgenkaffees, up stairs, im Garten, ist umflutet von würzigen Melangedüften nordischer Tannen und tropischer Blumen. Um halb zwölf kam Kron-

prinzessin Stephanie von ihrer Residenz im „Blauen Hof“ zum fünf Minuten davon entfernten „Alten Schloß“ herübergefahren, blieb eine halbe Stunde dort bei der Prinzeß Wilhelm und kehrte dann mit dieser zusammen zum Gabelfrühstück in den „Blauen Hof“ zurück.

Hier begrüßte Prinzeß Wilhelm ein überaus glückliches Kind; die kleine Elisabeth war gerade an diesem Tage, dem Namenstage des Kaisers Franz Josef, herrlich beschenkt worden. Die junge Mama, Kronprinzessin Stephanie, war am Tage zuvor nach Wien gefahren und hatte am Graben in der Spielwarenhandlung „Zum Puppenkönig“ eine große Puppe gekauft von wunderbaren Eigenschaften; dieselbe konnte nicht bloß die Augen und die Arme, sondern sogar die Finger rühren, und nicht bloß quäken, sondern sogar schön deutlich „Mama“ und sogar „Papa“ sagen. Das soll eine rechte Freude für das Fürstenkind gewesen sein und Prinzeß Wilhelm soll an diesem Familienglück herzlich Teil genommen haben. Kennt sie doch selber reichlich die Mutterfreude. Auch fühlten sich die jungen Frauen ganz als Schwestern, duzten sich dem Beispiele ihrer hohen Gatten und der eigenen Neigung folgend, was bei dem fast gleichen Alter, Beruf und liebenswürdigen Charakter nicht zu verwundern war. Die kleine Erzherzogin Elisabeth, damals etwas über zwei Jahre alt, — im September war ihr Geburtstag — war ein blondes, auffallend

kräftiges, schönes Kind, das schon niedlich plappern konnte und so entwickelt war, daß man sie für weit älter hielt.

Jetzt erscholl Trommelwirbel von der Kaserne am „Blauen Hof“ her. Zwei häufig gewechselte Kompagnien Infanterie waren dort aufgestellt. Der Trommelwirbel war das Zeichen, daß die hohen Frauen eine Ausfahrt nach dem Park machen wollen. Kronprinzessin Stephanie kutschierte selbst im leichten Wagen ihren Gast. Nur auf dem schmalen Rücksitze war für einen Diener noch Platz. Die Kronprinzessin thronte zur Rechten auf erhöhtem Sitz und lenkte mit leichtem Peitschenwink zwei schnaubende Apfelschimmel; links neben ihr Prinzessin Wilhelm mit braunem Sonnenschirm. Die hohen Frauen plauderten eifrig, doch erwiderten sie dabei alle Grüße mit freundlichem Nicken, und erquickende Sonnenblicke glitten über den Grüßenden hin. Der Wagen führte wiederholt am See vorüber, wo drei Matrosen zum Rudern bereit standen, mit einer offenen Gondel, ähnlich den venetianischen Hotelgondeln, doch mit gelben Streifen auf der schwarzen Grundierung, die Längssitze mit braungetigerten Ripsstolstern belegt. Die Matrosen und einige Fremde, die sich hoffnungsvoll auf dem See schaukelten, um die Frau Kronprinzessin selbst rudern zu sehen, wie sie es mit vollendeter Grazie und kräftigem Ausschlag zu thun pflegte, warteten vergeblich. Sie hatte heute der hohen Schwester zu viel Schönes im



Kronprinzessin-Wittwe **Stefanie** von Oesterreich.

Parke zu zeigen: die herrlichen Ausblicke zum Schneeberg oder zur Mödlinger Kirche; die malerische, bis in die Dächer hinauf epheuumrankte Franzenburg und den mittelalterlichen Tournierplatz; den Dianentempel, von welchem sternförmig acht schattige Alleen nach allen Richtungen ausstrahlen; das prächtige Bad mit zwölf Kabinen, dessen krystallklares Wasser von Bananen beschattet ist; die Jagdgründe und den Fischreichtum; die wundervollen Baumgruppen in fabelhaften Gestaltungen. Gegen halb vier Uhr verkündete Trommelwirbel vom Schloß herüber, daß die Damen wieder heimgekehrt waren und nicht lange danach sah man die Kronprinzessin mit der Gräfin Palfy dem Blauen Hof zuschreiten. Um 6 Uhr war gemeinschaftliche Tafel im Festsaalgebäude. Prinzeß Wilhelm saß zwischen der Kronprinzessin und dem Oberhofmeister des Kronprinzen Rudolf, Kontre-Admiral und Weltumsegler Grafen Bombellas. Als Kavalier der Prinzeß Wilhelm war zugegen Baron Mirbach, ein schon ergrauter Herr, Major des Berliner Garde-Füsilier-Regiments. Der Kronprinzessin gegenüber saß der Oberst Spindler, Chef der Kanzlei, ebenfalls ein würdiger Herr mit dunklem Backenbart nach österreichischem Militärzuschnitt. Auch Dr. Auchenthaler, der Leibarzt der kleinen Elisabeth, Oberhofmeisterin Gräfin Sylvac v. Taroceer, deren Bruder damals der Ministerpräsident Graf Taaffe war, waren anwesend. Die heitere ungezwungene Unterhaltung drehte sich schwerlich um die orientalische Frage,

die dem Grafen Kalnoky damals gerade so schlimme Kopfschmerzen machte: eher war von den abwesenden hohen Gatten der Prinzessinnen die Rede. Prinz Wilhelm und Kronprinz Rudolf jagten bei Rauberg in Steiermark nicht weit von dem Sömmering Hochwild.

An einem Donnerstage (Prinzessin Wilhelm war am Sonntag nach Laxenburg gekommen) sollten die Herren zurückkehren. An demselben Morgen blieben die beiden Damen trotz des schönen Wetters, das sie sonst in den Park zu locken pflegte, auffallend lange in einem Zimmer der Kronprinzessin allein. Als sie endlich erschienen konnte es niemandem im Blauen Hof entgehen, daß etwas vorgegangen war. Beide Damen lächelten zwar freundlich wie immer, aber — durch kaum getrocknete Thränen. Das war deutlich zu sehen. Sofort entstand in der Dienerschaft ein Geflüster: „Unsere Kronprinzeß hat der preußischen Prinzessin ihr Herz ausgeschüttet."

Als die Herren kamen waren die Thränen vollends getrocknet und es gab eine ungeheuchelte Freude des Wiedersehens, auch bei der Kronprinzessin Stephanie und dem Kronprinzen Rudolf.

Seitdem war es in Potsdam kein Geheimnis geblieben, daß dort an der Donau — in Laxenburg und in Meyerling — nicht alles so wäre wie es sein sollte und das Glück des kronprinzlichen Paares kein ungetrübtes sei.

Wohl mag unsere Kaiserin noch oft der schönen Tage von Laxenburg gedacht haben, sicherlich aber nie,

ohne daß der traurige Gedanke an die Thränen ihrer Freundin sich in ihre Erinnerungen mischte. Eines steht fest: Wenn wir Alle in den ersten Tagen nach dem Kundwerden des tragischen Ereignisses von Meyerling zuerst von lauter unrichtigen Nachrichten und Mutmaßungen irre geführt wurden und sich erst sehr allmählich der Schleier von dem Geheimnis emporhob, an unserem Kaiserhofe war man über die wirklichen Umstände sofort im Klaren; und wenn es hieß, daß das freundschaftliche Verhältnis zwischen unserem Kaiser und Kronprinzen Rudolf in der letzteren Zeit durch die warnende Stimme des ersteren an letzteren, sich „strammer“ zu halten, getrübt wurde, so läßt sich der erste Ursprung schon auf den Besuch in Laxenburg zurückführen. Die Liebestragödie, in der Kronprinz Rudolf den untergehenden Helden spielte, hat keine politische Seite. Wir müssen dem Fürsten Bismarck überhaupt Recht geben, wenn er, wie oben angegeben, die heutigen Wiener Damen in den höchsten Wiener Stellungen von politischer Aspiration freisprach. An Frauenpolitik fehlt es deswegen in Wien nicht ganz. Steigen wir eine Stufe in der hauptstädtischen Gesellschaft herab.

Der Rücktritt des Finanzministers von Plener im Juli 1895 machte tiefen Eindruck und erregte allgemeines Bedauern. Bei der heftigen Parteileidenschaft und Gehässigkeit, die in Österreich herrscht, war es bemerkenswert, daß, wo Plener aus dem öffentlichen Leben schied, ihm alle Parteien die höchste Aner-

kennung für seinen persönlichen Charakter und seine geistige Bedeutung zu Teil werden ließen, obwohl er früher als liberaler Parteimann aufs schärfste angegriffen und bekämpft worden war. Man hatte das vollste Vertrauen zu seiner Uneigennützigkeit und Rechtlichkeit und die höchste Achtung vor seinen Kenntnissen und seiner Arbeitskraft. Pleners Ehrgeiz war es der Reformator der Finanzen Österreichs zu werden und sich dadurch den Dank aller Parteien zu verdienen — länger als zwanzig Jahre hatte er auf diese Berufung gewartet — aber gerade an diesem Ehrgeiz ging er als freiheitlicher politischer Parteimann zu Grunde. Als Führer der deutschliberalen Partei war er in das Ministerium getreten, hatte sich aber bald ausschließlich dem Finanzwesen gewidmet und für das Deutschtum und den Liberalismus sehr wenig gethan, vielmehr die konservativen und klerikalen Minister im Kabinet frei schalten und walten lassen, ohne Einsprache dagegen zu erheben. Er war der parteilose und nationalitätlose Finanzminister geworden. Dies führte den Zusammenbruch der Koalition herbei und machte es auch Plener unmöglich, wieder als Führer an die Spitze der deutschliberalen Partei zurückzukehren. Eine andere Stellung konnte und wollte er in dem Reichsrat nicht einnehmen, und so blieb ihm nichts anderes übrig, als sein Mandat niederzulegen und sich, vorläufig wenigstens, ins Privatleben zurückzuziehen — eine verhängnisvolle Wendung im Leben eines Staatsmannes, der noch eine

große Zukunft vor sich zu haben schien. Aber man mußte die Ursachen nicht allein in der Politik und im Parteileben suchen — auch hier galt der Satz: Cherchez la femme!

Herr von Plener, der jetzt in der Mitte der fünfziger Jahre steht, hatte sich erst vor wenigen Jahren, bereits als sehr gereifter Mann, verheiratet und das hatte damals allgemeines Aufsehen erregt. Er, der Deutsch-Österreicher, hatte sich mit einer echten Magyarin vermählt, mit der Tochter des ehemaligen Unterrichtsministers Baron Eötvös, der einer der ersten ungarischen Schriftsteller war und das ungarische Unterrichtswesen im modernen Sinne reformiert hat. Es soll eine Liebesheirat aus gegenseitiger Neigung gewesen sein, denn reich war Baronesse Eötvös von Hause aus nicht. Niemand hatte geglaubt, daß Plener noch heiraten werde. Mit seinem verschlossenen, oft sogar schroffen Wesen schien er nur in der Politik aufzugehen. Als junger Diplomat in Berlin hatte er sich auch gewisse englische Formen des Verkehrs und Auftretens angewöhnt — er erschien als der wahre, politische Hagestolz. Nun wurde plötzlich die feurige und stolze Ungarin die treibende Kraft seines Ehrgeizes. In den Kreisen seiner Parteifreunde war es bald öffentliches Geheimnis, daß Frau von Plener nur daraufhin arbeitete, daß ihr Mann endlich Minister und sie Ministerin und Excellenz werde, — daß sie es als erste Aufgabe und Pflicht der Dankbarkeit für die liberale Partei betrachte, ihrem

Mann das Finanzportefeuille zu verschaffen, und im Liberalismus und Deutschtum nichts anderes als die Mittel und Werkzeuge für diesen Zweck sehe. Die Koalition brachte ihr die Verwirklichung ihrer Wünsche. Frau von Plener ging aus der bescheidenen Privatwohnung im sogenannten Schottenhof in das glänzende Palais des Finanzministeriums, das zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Prinz Eugen von Savoyen errichtet hatte und erst vor einigen Jahren restauriert worden war. Hier gab sie im Winter 1894—95 Empfänge, zu denen die ganze aristokratische, diplomatische und politische Welt erschien. Sie wurde bei Hofe empfangen, und um die Stellung ihres Mannes zu befestigen, drängte sie ihn immer mehr zum Anschluß an die konservativen, klerikalen und aristokratischen Kreise. Das hatte plötzlich ein Ende genommen. Mit blutendem Herzen sah Frau von Plener das Gebäude der Ministerherrlichkeit über Nacht zusammenstürzen.

Dafür war der Stern einer anderen, ebenso ehrgeizigen, Dame im Aufsteigen zu unverhofftem Glanze. Es war dies Frau Gräfin Kielmannsegg, die Gemahlin des früheren Statthalters und nunmehrigen Ministerpräsidenten. Allerdings war auch das nur eine provisorische Herrlichkeit. Bald wurde Gräfin Kielmannsegg vielleicht durch eine definitive Ministerpräsidentin abgelöst. Die Gräfin stammt nicht aus der österreichischen Aristokratie. Sie ist die Tochter einer reichen rumänischen Bojarenfamilie, aus der Moldau; aber Kenner

jener Gegenden behaupten, daß der Reichtum der Familie Lebedew auf glücklichen Güterspekulationen und einem schwungvollen Handel mit Getreide und Vieh beruhe, und daß die Reihe ihrer Vorfahren sogar auf jüdischen Ursprung zurückführe. Wie dem auch sei — Gräfin Kielmannsegg hat schon als Statthalterin eine hervorragende Rolle in der Wiener Gesellschaft gespielt, anfangs allerdings an der Seite der Fürstin Metternich bei den Festen und Vorstellungen, welche diese Dame veranstaltete, um den Wiener Gewerbs- und Geschäftsleuten Gewinn und Verdienst zu verschaffen. Die Fürstin Metternich wurde damals als die Protektorin der Wiener Industrie gepriesen, nun hat sie aber auch ausgespielt. Nach dem Tode ihres Mannes mußte sie vom Schauplatz abtreten, da das Majorat der Familie Metternich an einen Bruder ihres Gatten fiel, und ihr nicht so viel geblieben ist, um die Kosten ihres öffentlichen Auftretens zu bestreiten. An ihre Stelle trat dafür die Gräfin Kielmannsegg.

Die schöne, kleine Frau gefiel sich ungemein in der Rolle der ersten Dame von Wien. Fortwährend debuetierte sie mit neuen Ideen und Einfällen und eines ihrer letzten Projekte gab Anlaß zu einer sonderbaren Demonstration. Es sollte ein neues österreichisches Kriegsschiff vom Stapel laufen, dem man den Namen der Reichshauptstadt „Wien" geben wollte. Gräfin Kielmannsegg richtete einen Aufruf an die Frauen Wiens durch Beiträge von einem Gulden für das neue

Schiff eine gestickte Ehrenflagge zu stiften. Allerdings folgten diesem Aufruf nur die Frauen der offiziellen Kreise, aber die Flagge kam zu stande. Dies veranlaßte jedoch eine andere Dame, Baronin Suttner, die bekannte Missionarin der Friedensidee, die gern bei jeder Gelegenheit auch von sich reden macht, gleichfalls einen Aufruf an die Frauen Wiens zu richten, um sie aufzufordern, es möge jede wenigstens eine Krone — einen halben Gulden — für eine weiße Friedensfahne spenden, die bei den Versammlungen der Friedensfreunde entfaltet werden sollte. Diese Konkurrenz rief eine Parodie hervor. Eine der eifrigsten Arbeiterinnen-Führerinnen in der sozialdemokratischen Partei — Adelheid Dworzak-Popp — die Gattin des Redakteurs der Arbeiterzeitung, forderte in derselben die Wiener Frauen zu Spenden für eine rote Fahne für die Arbeitslosen und Notleidenden auf. Frau Dworzak-Popp wollte es viel billiger thun, als die Gräfin Kielmannsegg und Baronin Suttner. Sie verlangte nur zehn Kreuzer; die rote Fahne werde nicht viel kosten, und wenn nur jede Frau in Wien zehn Kreuzer gebe, so werde auch ein hübsches Sümmchen für die Armen und Notleidenden übrig bleiben. Es ist aber nicht bekannt geworden, ob für die weiße und rote Fahne überhaupt etwas gespendet wurde.

Am Madrider Hof.

Das „schöne Land des Weines und der Gesänge", wie es der Dichter nennt, erscheint dem Politiker als das Land der Parteiungen und Finanznöte, der periodischen Anarchie und der Volksaufstände. Seit dem Sturz des Regiments der Weiber und Günstlinge im September 1868, also seit einem Vierteljahrhundert, haben die Spanier es mit der Republik und mit der Monarchie aus fremdem Hause und in abgeschwächter Form, dann nochmals mit der Republik unter den schlimmsten Aspekten versucht, um schließlich wieder zu der alten bourbonischen Monarchie zurückzukehren, ohne auch hier den ersehnten inneren Frieden erreichen zu können. Eine fast endlose Reihe von Ministerwechseln hat alle Parteien, mit Ausnahme der extrem Rechten und Linken, auf längere oder kürzere Zeit ans Ruder gebracht, ohne daß in dem öffentlichen Leben des Landes eine wesentliche Veränderung zum Bessern wahrnehmbar geworden wäre. Die beste Aussicht aus dem verworrenen Labyrinth herauszukommen bot noch zu Anfang der achtziger Jahre die Persönlichkeit des jungen Königs Alfons XII., der die bei einem Bourbonen seltenen

Eigenschaften staatsmännischer Einsicht und zielbewußter Thatkraft mit menschlichem Edelsinn in sich vereinigte. Da aber raffte ein grausames Geschick den jungen Fürsten vorzeitig dahin und stellte das verwaiste Land der auf zwei Augen gestellten Monarchie eines Kindes, unter mütterlicher Regentschaft, gegenüber, die in der einzigen Absicht, dem Knaben den Thron zu sichern, die ungezügelte Leitung der Angelegenheiten den verschiedenen Parteiführern überlassen mußte, ohne auch nur das leiseste Wort reden zu dürfen.

Bekanntlich war die Vermählung der spanischen Königin Isabella eine Frage, welche den französischen Hof auf das lebhafteste beschäftigte. Es war in Paris längst zu einem Glaubensartikel geworden, daß kein anderer, als ein Bourbon, die Hand Isabellas erhalten dürfe. Am liebsten hätte man sie dem Herzog von Nemours zugewendet; weil dieser Versuch aber auf gar zu großen Widerstand stoßen mußte, so begnügte man sich damit, die Schwester der Königin, die Infantin Luisa, für einen französischen Prinzen zu reservieren. Damit gewann man doch wenigstens die Möglichkeit, für den Fall, daß Isabella ohne Kinder zu hinterlassen, stürbe, einen Orleans auf dem Throne Karls V. zu sehen. Diese Möglichkeit galt aber für sehr groß, wenn Don Franzisko de Paula zum Gemahl der Königin erkoren wurde und deshalb ersah Louis Philipp diesen zu seinem Kandidaten. Aus demselben Grunde aber gab das englische Ministerium dem Bruder des Infanten,

Don Enrique, den Vorzug und veranlaßte überdies die Königin Victoria, sich von Louis Philipp, mit dem sie damals die bekannte entente cordiale geschlossen, bei einer zweifachen Zusammenkunft in Eu das Versprechen erteilen zu lassen, daß die Verlobung der Infantin Luisa nicht eher stattfinden sollte, bis Isabella einen Erben geboren habe. Das englische Kabinet konnte dafür eine Gegenleistung bieten. Denn neben den beiden spanischen Prinzen gab es nur noch einen ernstlichen Kandidaten um die Hand Isabellas, das war ein koburgischer Prinz, Alberts Neffe Leopold. Dessen Bewerbung nicht zu unterstützen verpflichteten sich die englischen Minister; aber natürlich konnten sie sich nicht verpflichten ihm vorkommenden Falls das Eingehen auf ein spanisches Ehebündnis zu verbieten. Nun trat dieser Fall wirklich ein, und zwar, wie man beinahe mit Sicherheit sagen kann, auf Betreiben des französischen Kabinets, das dadurch dem englischen eine Falle legen und sich selbst der lästigen Verpflichtungen von Eu entledigen wollte. Marie Christine, Isabellas Mutter, hielt nämlich im Mai 1846 durch einen besonderen Gesandten und brieflich um die Hand Leopolds für ihre Tochter an und zog den englischen Gesandten in Madrid, Sir Henry Bulwer, ins Geheimnis. Aber die Hinterlist scheiterte an der Ehrlichkeit des englischen Premiers, Lord Aberdeen. Sobald dieser Kunde davon erhielt, machte er Mitteilung in Paris, wo man sehr überrascht und dankbar that, im Grunde aber sehr

ärgerlich war. Bald genug verriet sich die wahre Herzensmeinung, Lord Palmerston erwähnte in einer vielleicht nicht ganz glücklichen Depesche den Prinzen Leopold als den einzigen Bewerber, der neben den beiden spanischen Infanten überhaupt ernsthaft genannt wurde, und das mußte dann herhalten, um die Rechtfertigung zu einem Akte zu liefern, von dem selbst Nemours eingestehen mußte, daß er die französische Politik „d'une déplorable réputation de mauvaise foi" umgehe. Im August 1846 wurde nämlich zu Madrid, im offenen Widerspruch mit den Verabredungen von Eu, ein doppelter Heiratskontrakt unterzeichnet; nach dem einen sollte die Königin Isabella ihren Vetter Franz, nach dem andern die Infantin Luisa den Herzog von Monpensier heiraten. Da Isabella selbst diesem Projekte sehr abgeneigt war, so wurde ihr die Zustimmung in der — Betrunkenheit abgenommen. Die Nacht vom 26. bis 27. August fand Marie Christine, Isabella, den französischen Gesandten und einige Vertraute bei einem schwelgerischen Mahle vereinigt, und als den Genüssen der Tafel genugsam zugesprochen war, wurde die Genehmigung zu beiden Vermählungen erteilt. Die Unterzeichnung der Kontrakte fand am 28. August statt.

Der Schlechtigkeit seiner Handlungsweise war Louis Philipp sich sehr wohl bewußt; er wagte daher auch nicht, der Königin Victoria, welcher er in einem lebhaften Briefwechsel so oft seine „aufrichtige, zärtliche,

ewige Freundschaft" versichert hatte, selbst Mitteilung zu machen. Seine Gemahlin mußte das in einem Briefe besorgen, dem man in jeder Zeile die Beängstigung des schlechten Gewissens anmerkte. Die Antwort der englischen Königin war sehr angemessen und würdig. Das britische Kabinet fügte sich in das Geschehene; Louis Philipp aber hatte nicht lange seine Freude daran. So wie Thiers in einer großen Rede nachwies, daß kein ernsthaftes Interesse die Vermählung Montpensiers mit Donna Luisa erfordere, und daß die englische Alliance mehr Wert, als die spanische Heirat gehabt habe, so brach auch der König selbst, als er die Folgen übersah, in die Worte aus: Cela va trop loin, cela va fausser toute la politique de mon règne. Und doch ahnte der französische Monarch damals noch nicht, daß er in kurzer Frist derselben Herrscherin, gegen die er sich in dieser Angelegenheit persönlich so schwer vergangen hatte, den wärmsten Dank für den „großmütigen Beistand" werde sagen müssen, den sie ihm und den Seinigen bei der Flucht aus seinem Lande zu leisten berufen war.

Isabella verlor den Thron im Jahre 1868 durch eine Revolution. Sie beggb sich nach Frankreich, wo sie im Exil lebend 1870 der Krone zu Gunsten ihres Sohnes Alfons XII. entsagte.

Im Jahre 1883, an dem Datumstage des Todes des Königs Alfons XII., fand in Madrid im Toro das Gala-Stiergefecht zu Ehren der Anwesenheit Sr. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit des Kronprinzen von

Deutschland und von Preußen statt. Die ganze königliche Familie, die Königinnen Donna Christina und Donna Isabella, die Infantinnen Donna Isabella und Donna Eulalia wohnten demselben bei, in der Mitte saß der erlauchte Gast aus Deutschland, Kronprinz Friedrich Wilhelm und neben seiner Mutter König Alfons, seine Cigarrette rauchend, so frisch, so heiter und wohlgemut aus seinen großen, dunkelbraunen Augen schauend, in blühender Frische und Jugend, daß man diesem, wenn nicht robusten, doch kräftigen und elastischen Körper wohl noch eine Reihe von Dezennien auf seine Lebenstafel geschrieben hätte. Und ein paar Tage darauf fuhren sechs Gespanne von Maultieren, bunt aufgeschirrt, den König und seinen erlauchten Gast, die Königinnen, die Infantinnen und eine zahlreiche Jagdgesellschaft nach dem Pardo, dem Lustschlosse in der Nähe von Madrid. Dort fand in dem weiten Parke eine Jagd auf Kaninchen statt, wie sie für die deutschen Gäste etwas Neues war. Es wurden Feuer angezündet, über welche die Jäger springen mußten, der Tag war hell voll Sonne, hell von Lust und Freude, es war der heiterste in der ganzen Reihe derer, die ihm bei dem Besuche unseres Kronprinzen voraufgegangen und gefolgt waren. Nach zwei Jahren lag der König — eine Leiche in demselben Lustschlosse des Pardo. Jene Tage des hohen Besuches aus Deutschland waren vielleicht die letzten glücklichen Tage seines Lebens gewesen und von diesen jener Jagdtag in Pardo der heiterste.

Es sei hier eine persönliche Erinnerung eingeflochten, eine Erinnerung an einen Sommernachmittag im Parke der Weltausstellung zu Wien. Dort war an einem der Parkausgänge ein Postbureau improvisiert, und am Schalter davor stand ein junger Mann von vielleicht sechszehn Jahren in der Uniform des Theresianums, dunkelblau mit himbeerrotem Kragen und goldenen Knöpfen. Er hatte eine Sendung in Empfang genommen und sprach zu dem Postbeamten in hoher Stimme. In einiger Entfernung von ihm stand ein Herr von etwa fünfunddreißig Jahren im schwarzen Gehrock und Cylinder, an dessen Haltung man erkennen konnte, daß er zu diesem Zögling des berühmten österreichischen Erziehungs-Institutes in einem Respektsverhältnisse stand. Dadurch aufmerksam gemacht, fragte der Schreiber dieses nach dem Namen des jungen Mannes und erfuhr von dem Postbeamten, daß es der Sohn der Königin Isabella von Spanien sei, die damals gerade in Wien war, und zugleich zeigte er das Postbuch, in welchem die Worte geschrieben standen: Alfonso von Bourbon. Der ältere Herr war der spätere Majordomus, der Herzog von Sesto. Ein Jahr darauf befand sich Alfons in Paris bei seiner Mutter, die im Hotel Basilewski Hof hielt. Dort erreichte ihn am vorletzten Tage des Jahres die Nachricht, daß das spanische Volk, geleitet von einer kleinen Gruppe Konservativer, ihn auf den Thron erhoben habe.

Da diese Zeilen den König in seinem Verhält-

nisse zu Deutschland und zu unserer königlichen Familie schildern sollen, so möge hier erwähnt werden, daß seine Mutter zu den Mitgliedern des preußischen Königshauses immer gute Beziehungen zu unterhalten bestrebt war. Königin Isabella war mit der verstorbenen Prinzessin Karl befreundet; sie sprach in ihrem Exil in Paris mit der größten Pietät von der Prinzessin, deren Besuch sie in Madrid empfangen hatte. In einem Gespräche mit einem deutschen Herrn berührte sie sogar einmal die Idee einer Familienverbindung zwischen ihrer Familie und dem preußischen Königshause. Es war das nicht lange nach dem Friedensschlusse von Frankfurt. Die Königin pries den Fürsten Bismarck mit warmen Worten und äußerte dabei, daß, wenn sie einen solchen Minister gehabt hätte, sie heute noch auf dem spanischen Thron säße. Jedenfalls unterhielt die Königin während ihres Pariser Aufenthaltes die besten Beziehungen zur deutschen Botschaft und persönlich zum Fürsten Hohenlohe, und zu nicht geringerem Teile war es wohl dessen Einfluß zuzuschreiben, daß man von Berlin aus der Wiederaufrichtung des spanischen Thrones mit einer gewissen Wohlgeneigtheit zusah. Wenn auch das Verhältnis Deutschlands zu Spanien immer von der politischen Konstellation zu Frankreich abhängig sein wird, wenn die deutsche Politik auf der pyrenäischen Halbinsel von 1870 an scheinbar sich in Kontrasten, vielleicht — aber nur scheinbar — in Widersprüchen kundgegeben, so



Königin-Regentin und König von Spanien.

hinderte dies nicht, daß man dem jungen König Alfons und seiner Mission in Spanien von Berlin aus ein starkes persönliches Wohlwollen entgegenbrachte. In dem Arbeitszimmer Kaiser Wilhelms I., nahe seinem Schreibtische, war eine Reihe von Photographien ohne Rahmen aufgestellt, von Personen, die dem kaiserlichen Herrn in der Erinnerung wert waren, oder für die er sich im Leben interessierte. Unter diesen befand sich auch die des jungen Königs von Spanien.

Dann eine Erinnerung aus den Herbstmanövern des Jahres 1883 — aus dem Hauptquartier von Homburg v. d. Höhe. Zwei Souveräne — zwei Könige — jung an Jahren, wie jung an Thron, — waren die Gäste Kaiser Wilhelms und der Kaiserin Augusta. — Der König von Spanien und der König von Serbien. König Milan war schon als Fürst von Serbien in Berlin gewesen, aber zum ersten Male als König am Hoflager. Er machte neben dem, von Gestalt kleinen, König Alfons eine stattlichere Erscheinung, wenn auch den Formen seines Körpers eine gewisse Weichlichkeit eigentümlich war. Ein aufmerksamer Beobachter, der ihn im Verkehr am Hofe, wie mit den hohen Militärs auf dem Manöverfelde verfolgte, mußte sich sagen, König Milian posiert. Sein Interesse an den militärischen Übungen war nur ein oberflächliches und die militärischen Führer merkten gar bald, was sie in dieser Beziehung von ihm zu halten hatten. Wie anders dagegen Alfons! An ihm war alles das lebhafteste An-

teilnehmen an dem Gesehenen das sachgemäßeste Eindringen in dasselbe und auch das richtige Verständnis. Bald nach dem letzten Kriege hatte ihn seine Soldatenpassion und die Begeisterung für die preußische Armee nach Berlin geführt; er besah sich die Truppen, die Übungen, die militärischen Einrichtungen in Berlin wie in Potsdam — aber incognito. Er zeigte sich nicht am Hofe, weil er, wie er in Madrid dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm gesagt haben soll, dem Hofe keine Verlegenheit bereiten wollte. Die Regierung Spaniens war damals republikanisch. Nun aber war er als König nach Homburg gekommen. Als bayerischer Regimentsinhaber war er da eingezogen, als Inhaber eines preußischen Ulanen-Regiments hatte er sich vom Hofe verabschiedet. Allen, vom Kaiser und der Kaiserin an, die mit ihm in persönliche Beziehung getreten waren, war er eine liebwerte Persönlichkeit geworden, durch die Natürlichkeit und Frische seines Wesens, seine geistige Lebendigkeit, durch seine herzliche Liebenswürdigkeit, durch seine aufrichtige Begeisterung für alles, was preußisch und deutsch hieß. Wenn man sich einen Philipp II. dachte, wie er von seinem kahlen Gemache am Hochaltar im Escurial aus in mönchischer Devotion in Menschenscheu verkommen, seine Tage hinbrachte, und dagegen diesen jungen Herrn sah, wie er sich beweglich, lustig, scherzend, anmutig, in unverwüstlicher Frische und einer oft naiven Herzlichkeit im Kreise unserer königlichen Familie bewegte, und wenn man sich ver-

gegenwärtigte, daß beide Könige von Spanien waren! Der neuernannte Regimentsinhaber hatte damals die Zeit nicht erwarten können, wo die Uniform aus Berlin ankommen würde, damit er sich beim obersten Kriegsherrn melden könnte. Es war dies an einem Sonntag Morgen im Schlosse von Homburg. Als preußischer Ulan kam er auf dem Bahnhofe zu Madrid dann dem, von seinem kaiserlichen Vater entsandten Gaste, Kronprinzen Friedrich Wilhelm entgegen, als Ulan führte er diesen durch die Straßen von Madrid nach seinem Königsschlosse. Diese Kronprinzen-Tage waren des Königs Fasti. Und ein paar kurze Jahre später, beim Empfange der Trauerkunde von des jungen König Alfons Tode, kehrt in mir die frische Erinnerung an eine Mittagsstunde zurück, wo ich mit Kollegen von der Feder als Berichterstatter für eine Berliner Zeitung die hohe Ehre hatte, vom König im Schlosse zu Madrid empfangen zu werden. Ein kleines Gemach, nur durch ein großes Fenster erleuchtet, das auf die Armeria hinausging. Einfache Möbel mit dunkelgrünem Rips bezogen, nirgends Prunk, selbst nicht der eines stilvollen modernen Herrenzimmers. So einfach wie das Gemach, war der König in seinem Morgenanzuge. Nachdem er uns die etwas große, aber wohlgeformte, feste, trockene Hand gereicht hatte, forderte er uns zum Niedersitzen auf, und dann begann die Konversation, so offen, so harmlos, so natürlich, wie man es wohl von dem über Spanien gesetzten Herrscher nicht vorausgesehen hätte. Er sprach

von dem Momente, wo er in Barcelona den spanischen Boden betreten hätte und aus dem Sattel heraus seine erste Rede halten mußte; er umschrieb aus seiner Persönlichkeit das pectus facit oratorem, er sprach von seiner Anwesenheit bei der Armee am Ausgange der Don Karlos-Revolution, er ließ sich bei unserer Erwähnung der Parade auf dem Prado über den spanischen Soldaten aus, er verbreitete sich in der Konversation über die Eigentümlichkeiten spanischer Städte, er sprach noch von so manchem anderen, worüber sich vielleicht ein anderer Monarch ausgeschwiegen hätte, aber die deutschen Laute, schienen sein Herz weit und offen zu machen, der König von Spanien war uns vollständig entrückt und wir sahen vor uns auf dem Fauteuil nur einen jungen, anmutigen, liebenswürdigen, lebendigen, gescheidten, jungen Herrn sitzen, in dessen Ausdrücken und der Art und Weise zu sprechen, sich eine bewußte Sicherheit des Wollens und die Energie eines Mannes zeigten.

Das war im Jahre 1883!

An jenem Tage des Stiergefechtes beging man daheim in der preußischen Heimat das Totenfest. Nun ist dieser Tag für König Alfons zum Todestage geworden — für Spanien vielleicht ein Todestag der Monarchie. Durch die Säle und durch die Kirche des Escurial hatte der König seinen erlauchten Gast, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm geführt. In dem Oktogon, unter dem Hochaltar des Escurials, ruhen alle

Könige und Königinnen Spaniens, und hier über dem Sarge seiner Großmutter, Königin Christine, zeigte der König auf eine der acht Stellen, die in der Gruft-Kapelle noch leer waren. In kaum zwei Jahren nachher wurde sie ausgefüllt.

König Alfons XIII. wurde im Jahre 1886 am Tage seiner Geburt zum König unter Regentschaft seiner Mutter, der Königin Christina, geb. Erzherzogin von Österreich, proklamiert. Ein Mitarbeiter des „Figaro“, der im März 1894 von der Regentin empfangen wurde, gab folgendes Bild ihres häuslichen Lebens:

Der Empfangsalon der Königin ist vollkommen modern eingerichtet und steht in einem auffallenden Gegensatz zu den übrigen Räumen des königlichen Palastes. Er ist sehr licht, die Möbel erinnern an Pariser Geschmack; man sieht zahlreiche Bimbelots, Nippes und jene spezifischen Kleinigkeiten des Salons von heute. Die Königin erschien, als sie den französischen Journalisten empfing, überaus einfach und doch höchst elegant gekleidet. Sie trug eine Toilette von schwarzem Stoff und hohe schwedische Handschuhe.

Die Königin von Spanien ist von einer geradezu bestrickenden Liebenswürdigkeit. Ihre Augen sind strahlend und durchdringend, ihre Zähne von blendender Weiße, auf ihren Lippen schwebt ein freundliches Lächeln, sie reicht dem Beschauer freundschaftlich die Hand, und während sich derselbe über diese kleine schmale Hand beugt, begrüßt ihn die Königin mit einem familiären

como vá? (Wie geht's?) In dieser familiären Begrüßung liegt nicht die geringste Pose und sie läd jeden unwillkürlich ein, sich der Sprache des Gefühls und des Herzens zu bedienen. Wenn die Königin von ihrem Sohne Alfons XIII. spricht, bedient sie sich nicht wie die übrigen europäischen Herrscher der Ausdrücke: „Mein Sohn, der König", oder „Seine Majestät", sie nennt ihn schlicht, wie eine bürgerliche Mutter: „Mein Kind", „der Kleine", „mein Bébé." Sie ist zuerst Mutter, ja, die Königin ist eine zärtliche Mutter, wie selten eine andere. Ihre Kinder füllen den größten Teil ihres Seins aus. Sie ist weder beim Stiergefecht, noch bei den Volksfesten, noch auf dem Retiro, dem Lieblingsspaziergange der Madrider Bevölkerung zu finden, sie liebt vorzugsweise die einsamen und stillen Spaziergänge im Prado oder von Moncloa, wo sie in der freien, frischen Luft Erholung sucht von der ermüdenden Arbeit, von der Politik. Sie wünscht auch, daß der kleine König aus vollen Zügen das Landleben genieße, und man kann sagen, daß sie die Sklavin ihres Söhnleins ist.

Die Königin arbeitet ungemein viel. Sie steht regelmäßig um 7 Uhr früh auf, dann wohnt sie der Toilette ihrer Kinder bei und begiebt sich sodann unverzüglich an die Arbeit, wobei ihr der Sekretär Graf de Morphy hilft. Die Königin ist eine eifrige Briefschreiberin und liest täglich zahlreiche auswärtige und Madrider Zeitungen. Zweimal wöchentlich meldet sich

der königliche General-Intendant zum Vortrage und da werden die Tausende und Tausende Bittgesuche erledigt, deren so viele einlaufen, daß vier Sekretäre bloß mit deren Beantwortung zu thun haben. Die Königin ist eine Feindin des Auffallenden und liebt die Einfachheit, und dieser Einfluß macht sich im königlichen Palais allenthalben bemerkbar. Im Verlaufe des Empfanges eines Gastes wurde in dem Nebenzimmer lautes Kinderlachen vernehmbar. Die Königin sagte hierauf zu dem Gaste: „Warten Sie einen Augenblick, ich werde Ihnen meine Kleinen zeigen.“

Wenige Sekunden darauf traten der kleine König und die beiden Prinzessinnen ins Gemach; sie blieben ungefähr zehn Schritte von der Königin stehen. — „Tretet näher,“ sagte die hohe Mutter. Der König näherte sich zuerst und der Gast wollte ihn bei der Thür begrüßen. Die Königin sagte: „Besehen Sie den Kleinen nur im vollen Licht, und Sie werden Gelegenheit haben, sich von dem Wohlbefinden meines Sohnes zu überzeugen, und wenn in auswärtigen Blättern beunruhigende Nachrichten über den schwankenden Gesundheitszustand des Königs veröffentlicht werden, so können Sie das Gegenteil davon konstatieren.“ Dabei zog sie den König zu dem Gaste und dieser konnte sich überzeugen, daß der kleine König prächtig aussieht.

Seine Physiognomie ist ungemein aufgeweckt und intelligent. Er trug ein schwarzes Seidenhöschen und eine Jacke mit einem breiten Spitzenkragen. Er ge-

mahnte lebhaft an die Kinderporträts der österreichischen Regenten, welche man in den Museen sieht. Seine Haare sind blond und dicht gewellt. Die Königin liebkoste den Kleinen, während sie mit dem Gast sprach. „Siehst du," sagte die hohe Frau, „das ist der Herr, welcher über dich so einen schönen Artikel in der Zeitung geschrieben hat, wie du noch ganz klein warst." — „Ich werde mir erlauben, dieselben Euer Majestät aus Paris zu schicken", sagte der Gast. „Muchas gracias" (Ich danke vielmals) entgegnete darauf das königliche Kind. — Die beiden Prinzessinnen sind für ihr Alter sehr groß und sehen vortrefflich aus. Sie waren ungemein einfach gekleidet. „Sie sind auf dem Wege, Frauen zu werden," sagte lächelnd die Königin. Hiermit war die Audienz zu Ende."

Irgend jemand hat einmal gesagt, daß diejenige Frau die beste sei, von der man am wenigsten hört. Das mag richtig sein, aber es trifft auch auf andere Leute zu. Auch derjenige Thronprätendent ist der beste, von dem man am wenigsten hört. Unser gesegneter Erdteil hat ja eine ganze Anzahl von erlauchten Herren, deren Ahnen einst von einem Throne aus auf der Menschheit Sorgen und Mühen herabblickten und die nun selbst nicht von der süßen Gewohnheit des Herrschens lassen möchten. Die Revolutionen haben manchen König zum Rentier gemacht. Da sind die Orleans mit ihrem weitverzweigten Stammbaum, ihr Haupt ist jener muntere Philipp, der absolut in Frankreich sein Jahr abdienen

wollte und schließlich im Gefängnis landete, um über den Unterschied zwischen Leben und Operette und über seine Verpflichtungen gegen eine arme kleine Sängerin nachzudenken. Da sind die Welfen, die vor dreißig Jahren hinauszogen, das bittere Brot der Verbannung zu genießen. Da sind die Napoleoniden, die dem großen Gründer ihres Hauses so unähnlich sind, da sind all die Nachkommen jener Herzoge und Fürsten, die der Sieg des Hauses Savoyen hinabfegte von ihren Thronen und Thrönchen, die einstigen Tyrannen von Parma, Modena, Neapel. Vor allem haben die Bourbonen einen reichen Beitrag zu jener eigentümlichen Kaste geliefert, deren Mitglieder hartnäckig mit dem Schicksal grollen, weil es ihnen die Rolle des alten Lear ganz gegen ihren Willen zuerteilte. Als jüngster Adept ist in den Kreis der Depossedierten der beliebte König Behanzin von Dahomey getreten, der in der Königin von Madagaskar bald eine Schicksalsgefährtin gefunden hat. Es liegt eine gewisse Romantik über allen diesen Gestalten, über den Königen ohne Land, und manch wundersames Schicksal hat sich mit ihnen verknüpft, das wundersamste vielleicht mit jenem Spandauer Uhrmacher Naundorff, dem „Dauphin", der aus den mörderischen Händen des Schusters Simon entronnen sein wollte; seine Nachkommen werden noch heute von frommen Seelen für echte Sprossen aus dem Bourbonenstamm gehalten, während alle die Anderen, die gleichfalls an die traurige Episode von Temple anknüpften, die Hervagault, Bruneau, Hébert längst verschollen, verdorben und gestorben sind.

Man kann dem Schicksal der Entthronten eine gewisse Teilnahme nicht versagen, wenn anders sie ihr Los mit Würde zu tragen wissen. Aber gar leicht zieht über ihr Bild ein Hauch des Lächerlichen, wenn das Prätendententum sich in Prätensionen äußert, wenn ein Chambord zu seinen „lieben und getreuen Unterthanen“ sprach, wenn ein König ohne Land das geschichtlich Gewordene einfach leugnet und das Erträumte als Wirklichkeit auffaßt. Von all den Schicksalsgenossen wird wohl keiner mehr sein Hoffen in Wirklichkeit umsetzen und auch Don Carlos, der noch vor zwanzig Jahren dem Thron von Spanien nahe schien, als er den General Laserna schlug und Catalonien eroberte, wird wohl niemals eine Gefahr für das Land bilden, das ihn ausstieß. Und doch spricht man von ihm, man spricht heut mehr von ihm als vor Jahren. Und die Schuld daran trägt seine Tochter, die Prinzeß Elvira, die das Einerlei des Lebens mit seinem Abenteuer so eigenartiger Romantik durchbrach, daß vor unseren Augen all die alten Geschichten vom Königskinde und dem Fischerknaben lebendig werden, ob auch die handelnden Personen nur wenig von dem naiven Zauber dieser Gestalten zeigen. Don Carlos, der mit dem Freunde des Marquis Posa nur den Namen, nicht aber das hochgemute Streben teilt, lebt in der schönen Lagunenstadt Venedig. In Via Reggia, im Sommer vor zwei Jahren, lernte Prinzeß Elvira den Maler Folchi kennen, der in dem nahen Schlosse Pianore dem Herzog von Parma seine Kunst widmete.

Filippo Folchi ist verheiratet, er ist Vater mehrerer Kinder. Aber die Leidenschaft, vielleicht auch nur die Eitelkeit, war stärker als sein Gewissen. Maler und Königskind entbrannten in Liebe zu einander. Vergebens bot der Herzog von Parma dem Maler ein Vermögen, nachdem er vorher an seine Ritterlichkeit fruchtlos appelliert hatte, vergebens bemühte sich auch Don Jaime, der Bruder der Prinzessin durch gewaltsame Trennung die Verliebten zur Besinnung zu bringen. Donna Elvira wurde nach Rom geführt und in dem Palaste des Fürsten Massimo unter strengster Aufsicht gehalten. Aber es gelang ihr die Flucht, an der Seite ihres Pagen entwich sie aus Rom und an irgend einem stillen Erdenfleck vermochten Filippo Folchi und die holde Elvira ihren Liebestraum weiterzuträumen.

Aus dem Palazzo Locedano in Venedig ist das Manifest datiert, in dem Don Carlos seinen Lieben und Getreuen Kunde giebt von dem Geschehenen. „Ihr seid meine Familie, meine inniggeliebten Kinder. Ich glaube mich verpflichtet, Euch anzuzeigen, daß ein anderes meiner Kinder, die, welche die Infantin Elvira gewesen ist, für uns alle gestorben ist. Gott wolle in seiner unendlichen Barmherzigkeit mit dieser unglücklichen Seele Mitleid haben;" so heißt es in dem merkwürdigen Dokument. Und weiter wird versichert, daß es für den Vater bei dem furchtbaren Schlag nur zwei Tröstungen gebe, der ihm das Herz breche: „Die Gnade meines Gottes, die ich mit derselben Inbrunst wie immer erflehe, und mein

Glaube an Eure Gebete und Eure Liebe, die mich für alles entschädigen." Es giebt vielleicht, auch wenn man alle Archive durchspäht, kein Dokument, das einer so frivolen Lebensanschauung entspringt, wie das Schriftstück des Thronprätendenten. Und das wirkt um so frivoler, je schärfer die Frömmigkeit und das Gottvertrauen in den Vordergrund rückt. Dem wahren Christen ist Gott die Liebe, der wahre Christ glaubt nicht ein Werk, das diesem Gott wohlgefällig sei, zu thun, wenn er eine Irrende um ihres Irrtums willen aus seinem Herzen reißt, und sie aus den Reihen der Lebenden mit einem Federzuge streicht. Er geht hin und sucht das Kind, das gesündigt hat, zurückzuführen auf den rechten Pfad, er sucht den Fehltritt zu verdecken, aber er geht nicht hin und meldet aller Welt, daß die eigne Tochter an den Pranger gehöre. Wohl in jeder Familie, ob fürstlich oder bürgerlich, giebt es Dinge, die man verbirgt, daß nicht die Lästerzunge der Welt sich ihrer bemächtigt; auch Don Carlos hätte schweigen können, dann hätte man ihn auch schweigend bedauert. Aber er glaubte seine „königliche" Ehre verbiete ihm ein anderes Handeln — als ob es eine differenzierte Ehre gäbe, als ob nicht die Ehre eines Bürgers und die Ehre eines Kaisers gleichwertig wäre. Als ob nicht das, was den einen schändet, in gleichem Maße den anderen schände. Darum ist es nicht etwa ein „hochgespanntes Ehrgefühl", das aus dem Manifeste spricht, sondern es ist ein Ehrgeiz, der sich fürchtet, um die Erfüllung seiner Hoff-

nungen betrogen zu werden. Frömmlerisch und herzensroh — man findet diese Eigenschaften auch sonst wohl vereint, aber nirgends hat die menschliche Tragikomödie sie so eng zu einander gebracht, wie in dem Manifest des carlistischen Prinzen. Gewiß, Don Carlos ist fromm, er hört sicherlich mit Eifer und Andacht die Messe, aber er hat auch kalten Blutes im Sommer des Jahres 1874 fünfundzwanzig gefangene Offiziere und ganze Kompagnien, die in seine Gewalt gerieten, niederschießen lassen. Es dürfte ihm wohl kaum zu schwer geworden sein, jetzt seine Tochter aus seinem gefühlvollen Herzen zu reißen. In die wunderliche Geschichte des Prätendententums aber hat er ein neues Blatt geheftet, dessen Schriftzüge nicht nur von Lächerlichem, sondern auch von Widerlichem erzählen.

Prinzessin Clementine von Coburg.

Unter all den Balkanstaaten, deren politisches Leben nach dem Frieden von San Stefano und nach dem Berliner Kongresse eine fortlaufende Kette verhängnisvoller Erschütterungen gewesen ist, hat eigentlich nur Bulgarien wirklich ethische Konflikte und zwar durchweg mit tieftragischem Ausgange aufzuweisen gehabt. Die ungezähmte Wildheit eines noch rohen Naturvolkes, zugleich aber auch eine erfreuliche Lebenskraft und ein hoher Grad politischer Veranlagung offenbarte sich unstreitig in diesen Konflikten, deren schwerster, wenn auch sicher nicht der letzte, sich im Sommer 1895 abspielte, wo Stambulow ermordet wurde. Prinzessin Clementine, die Mutter des Fürsten Ferdinand von Bulgarien, hat in der Geschichte Bulgariens eine wichtige Rolle gespielt. Fürst Bismarck hat sich oft über den Einfluß der Frauen in der Politik geäußert. Einmal erzählte er in einer Privatunterhaltung, daß sehr hochgestellte Frauen bei der Beschaffung und der Überreichung der bekannten gefälschten Aktenstücke an Kaiser Alexander III. von Rußland die Hände im Spiel gehabt haben zu Gunsten Englands und mit polnischer Hülfe, um Spannung und

Mißtrauen zwischen Deutschland und Rußland zu erregen. Das Cherchez les Polonaises müsse man bei jeder höfischen Intrigue im Auge behalten. „Hübsche Racker, die Polinnen, aber noch mehr Racker als hübsch.“ Wir werden sehen, in welcher Richtung der Einfluß der Prinzessin Clementine, die weder hübsch, noch ein Racker, aber trotz ihres Alters jugendlich regsam war, sich in Bulgarien geltend machte.

Sie war 1817 als Tochter des Königs Ludwig Philipp von Frankreich geboren, war vermählt mit dem österreichischen General Prinz August von Sachsen-Coburg, der 1881 mit Hinterlassung von fünf Kindern starb. Das jüngste derselben ist der Fürst Ferdinand von Bulgarien. Die Mutter war es, die diesen ihren Sohn, der viel Ehrgeiz besaß, in seinem Streben nach einem Fürstenthron unterstützte und ihn zur Annahme der von der Sobranje in Bulgarien getroffenen Wahl, trotz des Protestes Rußlands bestimmte. Bald nach der Ankunft des Prinzen in Sofia traf dort auch die Mutter ein, um in den schwierigen Verhältnissen, in welchen sich ihr Sohn befand, diesem mit ihrem Rat zur Seite zu stehen. Er konnte einen gewandten Mentor gebrauchen; denn Rußland drang immer mehr auf die Entfernung des „Koburgers“ von dem illegal eingenommen Throne. Clementinens Sorge war — echt weiblich — darauf gerichtet durch eine passende Heirat des jungen Bulgarenfürsten eine neue Dynastie zu gründen. Sie hatte dabei politische Hintergedanken. Zuerst dachte sie an die

Herzogin Amalie in Bayern. Im Herbst 1889 war sie mit ihrem Sohne in München. Uns liegt der Privatbrief eines bekannten Diplomaten vor, den wir heut, nachdem beinah zehn Jahre darüber verflossen sind, wiederzugeben zu dürfen glauben.

„Wenn die Sommerfreuden zu Ende gehen und die Herbstwinde ihr tolles Spiel treiben, kommen alljährlich zwei interessante Frauen nach München zum Besuch; sie sind nicht schön, durchaus nicht mehr jung; die eine ist übermäßig dick und gelb, die andere schwerhörig, fast taub, trotzdem aber erregen beide die allgemeine Aufmerksamkeit mehr, als die schönsten und jüngsten Frauen, welche sonst im Laufe des ganzen Jahres Isar-Athen passieren. Zudem kommen sie hierher in einer Qualität, die sich der Sympathien der Wenigsten erfreut, als Schwiegermütter, ich nenne die Exkönigin Isabella von Spanien, deren Tochter Paz an den Neffen des Prinzregenten, Prinz Ludwig Ferdinand, verheiratet ist, und die Prinzessin Clementine von Sachsen-Coburg, deren Schwiegersohn Herzog Max Emanuel in Bayern, der jüngste Bruder der Kaiserin von Österreich ist. Dieser letzteren Verwandtschaft dankt München das einzige Ereignis von Wichtigkeit, die Anwesenheit des Fürsten von Bulgarien, der gestern ganz heimlich von Wien, resp. Ebenthal hier angekommen ist und sich sofort zu seiner Mutter nach dem am Ende des Englischen Gartens etwas versteckt liegenden Schlosse „Biederstein“ begeben hat. Wenn ich Madame

Clementine sehe, muß ich immer an eine tolle Scene denken, die mir vor einigen Jahren im Südbahnhotel in Toblach passiert ist; ich kam mit dem Mittagszuge an und wartete im großeu Saale auf mein Essen, als sich im Nebenzimmer ein furchtbarer Lärm erhob. Eine Menge Männer- und Frauenstimmen schrieen überlaut durcheinander; ich fragte den Wirt, was das für eine Kirchweihgesellschaft sei, die in Streit geraten, und erhielt die Aufklärung, daß im kleinen Saale die Familie Orleans ihr Gabelfrühstück einnehme, — fünfzehn oder siebzehn königliche Hoheiten, die in Toblach frische Alpenluft schnappten, — die Meisten davon seien taub, da müßten Alle so schreien, um sich untereinander zu verständigen.

Also Fürst Ferdinand ist da. Ich habe bis jetzt leider nicht das kleinste Stück seiner großen Nase zu sehen bekommen und bedaure nur, daß ich ihn nicht interviewen kann. Übrigens wissen Sie ja, daß es sich nicht um politische Angelegenheiten handelt, daß sich der Prinz vielmehr auf der Brautfahrt befinden soll; ich will das nicht abstreiten, doch scheint mir eine Version nicht minder glaubwürdig: Die Prinzessin Clementine hat nämlich in das abenteuerliche Unternehmen am Balkan bereits ungezählte Millionen hineingesteckt, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen und ihren Lieblingssohn Ferdinand auf seinem Thrönchen zu erhalten, ihre anderen Kinder sehen sich jedoch durch diese etwas zweifelhafte Anlage eines Vermögens, auf

das sie ebenfalls Anspruch haben, benachteiligt, und bieten schon seit Monaten alles auf, um die Mutter von weiteren Ausgaben für den Fürsten von Bulgarien zurückzuhalten. Aber auch für den Fall, daß es sich wirklich um eine Brautschau handelt, weiß der geschäftige Hofklatsch schon Namen zu nennen — die Herzogin Amalie in Bayern, älteste Tochter des Augenarztes Herzog Karl Theodor aus seiner ersten Ehe mit der längst verstorbenen Schwester des Königs Albert von Sachsen, soll für den bulgarischen Thron bestimmt sein. Herzogin Amalie wird demnächst 24 Jahre alt, ist nicht schön, ja nicht einmal anmutig, aber von großer Liebenswürdigkeit und jener Einfachheit, durch welche sich die ganze bayerische Königsfamilie auszeichnet. Ihre Hofdame ist die jüngere Tochter des Dichters Redtwitz, die erst kürzlich mit viel Glück als Schriftstellerin debutiert hat. Nun, um was es sich auch bei dieser geheimnisvollen Reise des Fürsten Ferdinand handelt — ich wünsche ihm alles Gute; bemerkenswert wäre bei seiner eventuellen Verlobung mit der Herzogin Amalie vielleicht der Umstand, daß die Letztere die Nichte der Kaiserin von Österreich ist."

So der Diplomat aus München. Hatte der hohe Besuch daselbst wirklich die Bedeutung einer Brautschau, so lief er unglücklich ab. Man mochte am bayerischen Hofe kein rechtes Vertrauen zu den Verhältnissen in Bulgarien haben. Und eben dieser Mangel an Vertrauen erschwerte der Prinzessin Clementine

ihre Suche nach einer Schwiegertochter auch anderswo. Bald drang dieser, bald jener Name einer Fürstentochter, die für die Begründung einer Dynastie in Bulgarien bestimmt war, in die Öffentlichkeit, um schnell wieder zu verschwinden. Die Auswahl schränkte sich immer mehr ein, aber Clementine verfolgte stolze Pläne. Sie verweilte auf ihrer Rückreise aus Sofia nach Wien in den ersten Tagen des Jahres 1893 einen Tag in Pest und war in dem Palais ihres Schwiegersohnes Erzherzog Josef abgestiegen. Der Aufenthalt war kein freiwilliger, sondern durch die Verkehrsstörungen herbeigeführt. Während des Aufenthaltes sprach die Prinzessin mit einem ihr befreundeten ungarischen Magnaten über die Verhältnisse Bulgariens und ermächtigte denselben von diesen Mitteilungen auch öffentlich Gebrauch zu machen. Die Prinzessin hatte sich folgendermaßen über die Dinge Bulgariens geäußert: „Die Welt ahnt gar nicht, von welcher Krisis Bulgarien in letzter Zeit bedroht war, Ferdinand und ich waren schon darauf vorbereitet Bulgarien für immer zu verlassen. Die Folgen dieses Ereignisses wären unter den gegenwärtigen Verhältnissen kaum absehbare gewesen. Zum besseren Verständnis muß ich auf die Antecedentien zurückgehen. Die bulgarische Nation hat begriffen, daß sie alles zur Kräftigung der bulgarischen Nationalität für ihre Existenz thun muß, daß sie die Zeit zu benützen habe, um einer der mächtigsten Faktoren der Balkan-Halbinsel zu werden. Es müssen die noch vorhandenen ver-

bindenden Fäden zwischen Rußland und Bulgarien zerschnitten werden, um es Rußland unmöglich zu machen Bulgarien im Falle eines unglücklichen Feldzuges zu einer russischen Provinz zu degradieren, wie es zur Zeit des Battenbergers geschehen ist. Die sogenannte Verfassungs-Revision ist nichts anderes, als ein Akt der Notwehr gegen eventuelle Übergriffe Rußlands. Bulgarien bedarf vor allem einer Dynastie, welche mächtige Konnexionen mit einer Herrscherfamilie besitzt. Das allein schon wäre ein Hindernis für die Aufsaugung Bulgariens durch Rußland. Wie unangenehm Rußland eine Dynastie wäre, die von königlichem Geblüte ist, beweist der folgende Fall. Zu jener Zeit, in welcher Kaulbars bulgarischer Kriegsminister war, handelte es sich um die Vermählung des Battenbergers. Die Sache gelangte in dem Ministerrate zur Sprache, wo Kaulbars erklärte, der Zar wünsche, daß der Battenberger für jetzt und alle Zukunft der Absicht entsage sich zu verheiraten. Es ist offenkundig, daß Rußland den Bestand einer Dynastie nicht wollte, weil diese später ein Hindernis für die Einverleibung Bulgariens in Rußland gebildet hätte. In dieser Richtung herrscht vollste Übereinstimmung der Ansichten in Bulgarien. Die erste Voraussetzung zur Gründung einer Dynastie ist die Vermählung Ferdinands. Es wird geschehen, sagte ich. Die Bulgaren forderten aber, daß die direkten Nachkommen Ferdinands, Söhne und Töchter, dem orthodoxen Glauben angehören. Dagegen protestierte ich aus zwei

Gründen, erstens weil ich eine eifrige Katholikin bin, und zweitens im Interesse meiner Familie. Nehmen wir an, daß die direkten Nachkommen Ferdinands orthodox würden, Ferdinand wurde von den Mächten noch nicht anerkannt, wenn er infolge irgend eines Ereignisses genötigt wäre, Bulgarien zu verlassen, besäße er keinen Rechtstitel und von der ganzen Expedition bliebe nichts zurück, als die orthodoxen Kinder; dem durfte ich und Ferdinand nicht zustimmen. Die Bulgaren behaupteten jedoch, daß der Thronfolger nicht römisch-katholisch sein dürfe, dagegen würde der bulgarische Exarch protestieren, so daß die religiöse Frage immer Veranlassung zu Reibungen bieten würde. Dafür kann ich nicht, erwiderte ich, aber die direkten Nachkommen Ferdinands können nur Katholiken und nichts anderes sein. Hier ist nun Stambulow dazwischen getreten und hat den Artikel 38 der Verfassung in dem Sinne revidiert, daß die direkten Nachkommen Ferdinands katholisch seien, die indirekten, die Enkel, jedoch orthodox werden. Ich schwankte, aber schließlich habe ich eingesehen, daß noch viel Wasser die Donau hinabfließen wird, bis die Enkel Ferdinands an die Reihe kommen. Für ein solches „problematisches Etwas" durften die bisherigen Erfolge in Bulgarien nicht aufgeopfert werden, und ich habe zugestimmt. Schließlich muß ich noch erwähnen, daß die Nachricht vollkommen falsch ist, daß die Pforte wegen der Verfassungs-Revision beunruhigt wäre. Die Pforte kümmert sich nicht darum,

und betrachtet das Ganze als eine innere Angelegenheit Bulgariens."

Prinzessin Clementine erklärte gleich bei ihrer Rückkehr nach Sofia den Bericht für eine „Fälschung". Sie habe überhaupt nicht über Politik gesprochen. Trotzdem hatte man den Inhalt jener angeblichen Äußerungen nicht gering zu achten. Die ganze Angelegenheit mit der Aufhebung des § 38 der Verfassung trug so entschieden das Kennzeichen weiblicher Gemüts- und Empfindungspolitik, daß sich der Einfluß der Mutter des Prinzen wohl wenig wegstreiten ließ. Für entschieden falsch konnte man nur den Passus halten, welcher die Veröffentlichung der Unterredung durch eine ausdrückliche Genehmigung der Prinzessin motivierte. Der Rest entsprach den Verhältnissen, wie sie thatsächlich lagen. Also: se non è vero, è ben trovato!

In denselben Tagen sprach man in Paris von einer grand mariage. Es handelte sich um die Vermählung des Großfürsten-Thronfolgers Nikolas Alexandrowitsch mit der Prinzessin Margarethe von Orleans, Tochter des Herzogs von Chartres. Der Papst habe seine Zustimmung erteilt, daß die künftige Kaiserin von Rußland zur griechischen Kirche übertrete. Prinzessin Margarethe war am 25. Januar 1869 geboren; sie war also nur acht Monate jünger, als der ihr bestimmte Bräutigam, der am 18. Mai 1868 geboren ist. Sie sei liebreizend, sagte man und alle, die ihr

nahe getreten waren, rühmten ihren einfachen Sinn und ihre Herzensgüte.

Welch' sonderbare Perspektive eröffnete sich für die Zukunft, wenn diese Heiratsprojekte in die Wirklichkeit übersetzt wurden. Der älteste Sohn des Zaren mit einer katholischen Prinzessin vermählt, die der jüngeren Linie der Orleans angehört und dem Throne zu Liebe den Glauben wechselt; der vielgehaßte Prinz von Bulgarien mit einer Tochter der älteren Linie, der zu Liebe Bulgarien eine Verfassungsänderung vornimmt und sich auf zwei Generationen einen andersgläubigen Herrscher gefallen zu lassen, bereit erklärt. Prinzessin Clementine, die Tante des künftigen Zaren, Prinz Ferdinand dadurch in Verwandtschaft zum russischen Zarenhause gebracht. — Beziehungen, die sich doch nicht absolut ignorieren ließen.

Die Sache kam anders. Der Zarewitsch hat sich nicht mit einer Katholikin vermählt. Fürst Ferdinand aber verlobte sich schon im Februar 1893 mit Zustimmung des Herzogs Ernst, als Chef des Hauses Coburg, mit Prinzessin Marie Luise, Tochter des entthronten Herzogs Robert von Parma aus seiner ersten Ehe mit Maria Pia, einer Schwester des letzten Königs beider Sizilien. Der Vorgang kam den Bulgaren insofern überraschend, als die Änderung des von der Religion des Fürsten und des ersten Thronfolgers handelnden Artikels 38 der Verfassung als Voraussetzung für die Vermählung galt, und nicht vor einigen Monaten

zu erlangen stand. Die Vermählung erfolgte im April desselben Jahres.

Im August hatte Prinzessin Clementine eine Begegnung mit Kaiser Wilhelm II. Es war in Coburg, Ende August 1893 bei der Beisetzung des Herzogs Ernst. In der Anwesenheit der bulgarischen Fürstlichkeiten ließ sich der Grund erblicken, warum niemand vom russischen Hofe erschien. Prinz Ferdinand nahm große Ehren von Coburg nach Sofia mit. Kaiser Wilhelm hat lange mit ihm gesprochen, ihm innig die Hand geschüttelt, auch er auf seine Gesundheit hat getrunken. Clementine nannte diesen Tag den glücklichsten ihres Lebens.

Im April 1894 wurde in Coburg die Verlobung des russischen Großfürsten-Thronfolgers Nikolaus mit einer deutschen Fürstentochter, Alix von Hessen-Darmstadt, gefeiert. Viele deutsche Fürsten, auch der Kaiser, die Kaiserin Friedrich, Königin Victoria, der Prinz von Wales, der Herzog von Connaught, Prinz Ferdinand von Rumänien u. s. w. trafen in Coburg ein — nur nicht Prinz Ferdinand von Coburg und Prinzessin Clementine. Es ergab sich daraus von selbst, daß an eine Änderung in Rußlands Stellung zu Bulgarien noch nicht zu denken war. An der Newa war Fürst Ferdinand nach wie vor der „Usurpator“. In Clementinens Brust schwoll das Verlangen immer höher, eine Änderung herbeizuführen.

Inzwischen verschärfte sich der Konflikt des Prinzen

mit Stambulow, der, des Herrschens gewohnt, auch dem neu vermählten Fürsten Ferdinand gegenüber dieser Gewohnheit nicht entsagen wollte. Dazu kam, daß die Wiederherstellung normaler Beziehungen zu Rußland die unerläßlichste Vorbedingung der Anerkennung des Prinzen Ferdinand war, dem die Aussöhnung mit Rußland daher als eine Lebensfrage für den Weiterbestand Bulgariens erschien. Stambulow aber war ein unversöhnlicher Feind Rußlands, daher mußte er fallen. Auf den politischen Sturz des einst Allgewaltigen folgte dessen entsetzliche Ermordung (1895). Man hat von der Mitschuld des Fürsten und seiner Mutter gesprochen, gewiß mit Unrecht. An dem politischen Sturz (Mai 1894) hatte sich allerdings die Prinzessin Clementine lebhaft beteiligt. Sie war voller Antipathie gegen Stambulow. Dazu genügte schon der Umstand, daß Stambulow die Gebräuche der französischen Etiquette nicht goutierte, wie sie am Hofe von Sofia durch die französische Königstochter eingeführt waren. Die Bemühungen des Fürsten sich Rußland zu nähern sind älter, als man es meist annimmt. Noch zur Zeit, als Stambulow den Höhepunkt seiner Macht erklommen hatte, setzte Fürst Ferdinand, und zwar anfangs mit Wissen und Anraten des unglücklichen Diktators — der innerlich nicht ganz so russenfeindlich gesinnt war, als er sich äußerlich geberdete — alle Hebel in Bewegung, um Rußland zu versöhnen. Anfangs bediente er sich hierbei seiner französischen Verwandten und Prinzessin Clemen-

tine wußte sogar die Herren vom Quai d' Orsay in Paris für das Vorhaben ihres Sohnes auf allerlei Umwegen günstig zu stimmen. Einer derselben setzte ihn auch mit dem Baron von Mohrenheim in Verbindung und beinahe zu derselben Zeit gelang es dem Fürsten, anläßlich eines mehrtägigen Aufenthaltes in Wien, sich auch dem dortigen Botschafter Fürsten Lobanow zu nähern. Man versichert, der Fürst hätte seither sowohl mit Mohrenheim, als auch mit Lobanow wiederholt geheime Unterredungen gehabt, bis sich letzterer endlich entschloß in St. Petersburg eine direkte Anfrage zu stellen. Die Antwort, die er darauf erhielt ließ den Botschafter auch keinen Augenblick darüber in Zweifel, daß Alexander III. den Coburger niemals anerkennen werde. Man hatte denn auch bereits alle Hoffnung verloren, da gab der Tod Alexanders III. der Sache eine andere Wendung. Der Fürst sandte auf eigene Faust ein Beileidstelegramm nach St. Petersburg und empfing schon nach wenigen Stunden, allerdings als „Prince Ferdinand de Coburg“ den Dank des neuen Zaren.

Eine große Schwierigkeit war noch zu überwinden. Im Januar 1894 ward dem Prinzen ein Stammhalter geboren, der katholisch getauft wurde und den Namen Boris erhielt. Schon im Sommer 1895 machte der Metropolit Clement Andeutungen, daß der von der Sobranje verlangte Übertritt des Prinzen Boris zur orthodoxen Kirche mit Genehmigung des Prinzen Ferdi-

nand bevorstehe und daß letzterer dann als Fürst von Bulgarien anerkannt werde. Prinz Ferdinand und seine Mutter Clementine, die sonst starr am römisch-katholischen Glauben hingen, hatten, in dem letzthin zu Coburg abgehaltenen Familienrat, die russische Forderung acceptiert. Die Taufe erfolgte im Februar 1896. Prinzessin Clementine wie ihr Sohn brachten dieses schwere Opfer ihrem politischen Ehrgeiz. Es gab aber peinliche Erörterungen, leidenschaftliche Vorwürfe zwischen den Ehegatten, wie zwischen Schwiegertochter und Schwiegermutter. Eine Zeit lang hieß es, die Gemahlin des Fürsten Ferdinand, welche dem Akte der Umtaufe aus dem Wege gegangen war und sich in Beaulieu bei Mentone aufhielt. werde nicht nach Sofia zurückkehren, sondern gedenke entweder in ihrem Vaterhause zu bleiben, oder in ein Kloster zu gehen.

Wir haben oben von den tragischen Konflikten gesprochen, die die neueste Geschichte Bulgariens charakterisieren. Man wird auch den Gewissenskampf der verstorbenen Prinzessin Clementine dazu zählen können.

Die Kronprinzessin von Griechenland.

Prinzeß Sophie von Preußen, die Gemahlin des griechischen Thronfolgers, ist die dritte Tochter Kaiser Friedrichs III. Ihr Geburtstag, der 14. Juni, fällt dicht zusammen mit dem Tode des heißgeliebten Vaters. Nie wurde in dem so glücklichen Familienleben des Verklärten ein häusliches Fest in so tiefer Trauer begangen wie im Jahre 1888 der Geburtstag der Prinzeß Sophie. Als die Prinzessin an jenem Tage an das Sterbelager des Vaters trat, da legte dieser die Hände segnend auf ihr Haupt; er wußte ja, daß sie ihren 18. Geburtstag beging, und da er der Tochter nicht mit Worten glückwünschen konnte, so nahm der Kaiser einen Zettel zur Hand und schrieb, seine letzten Kräfte zusammennehmend, die herrlichen Worte auf das Papier: „Bleibe fromm und gut, wie du es immer gewesen — das ist der Wunsch deines sterbenden Vaters.“ Prinzeß Sophie brach in lautes Schluchzen aus, bedeckte den todesmatten Vater mit Küssen und wankte hinaus. Schon vierundzwanzig Stunden später beweinte die Tochter den besten Vater. Kaiser Friedrichs Geburtstagsglückwunsch an seine Tochter gehört zu den letzten Aufzeichnungen

des Unvergeßlichen und wird von derselben allezeit wie ein Talisman gehütet. Still und ernst vollzog sich im September desselben Jahres die Verlobung der Prinzessin mit dem griechischen Thronfolger und ohne sonderliche Freude und Lust wird auch später immer wieder der Geburtstag der Prinzessin begangen werden, da er der Vorabend von dem Hinscheiden des großen Toten war.

Der Kronprinz von Griechenland, Herzog von Sparta, war den Berlinern bereits durch einen längeren Aufenthalt in Berlin bekannt. Der hellenische Kronprinz, am 21. Juli 1868 geboren, bezog im Herbste 1887 die Universität Leipzig, wo er Staatswissenschaft studierte; von dort aus war er ein häufiger Gast am kaiserlichen Hofe. Im Frühjahr nahm er seinen Aufenthalt in Berlin und nahm an den Übungen der berliner Garnison Teil, wobei man ihn regelmäßig an der Seite des Kronprinzen erblickte; von da an lebte er in der Intimität des Hofes Kaiser Friedrichs III. Die Mutter des Kronprinzen, Königin Olga Konstantinowna, ist die Tochter des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch und der Prinzessin Alexandra von Sachsen-Altenburg. Von ihrer Mutter hat die Königin eine Vorliebe für deutsches Wesen ererbt; es spricht sich das in der ganzen Lebensführung der hellenischen Königin sehr deutlich aus; auch ihre intime Einrichtung trägt einen wesentlich deutschen Charakter. Die Erziehung des Kronprinzen Konstantin wurde vom Dr. Lüders, einem deutschen

Gelehrten, geleitet, der nach der Vollendung der Erziehung in den Hofdienst übertrat, den Kronprinzen nach Deutschland begleitete und sich als Hofchef in dessen unmittelbarer Umgebung befand. Während es König Georg nur mühsam gelingen konnte, sich in die Anschauungen seines Adoptiv-Vaterlandes hineinzuleben, fühlt sich Kronprinz Konstantin ganz als Hellene und teilt die Liebe und pietätvolle Verehrung seines Landes gegenüber allem, was griechisch heißt, namentlich auch der altgriechischen Welt gegenüber. Der Kronprinz genoß einer ungewöhnlichen Popularität in Griechenland und große Hoffnungen wurden an seine Persönlichkeit geknüpft.

Die Verlobung der Prinzessin Sophie von Preußen mit dem Kronprinzen von Griechenland, Konstantin, wurde einst in Deutschland, wie in Griechenland mit herzlicher Sympathie begrüßt; wohl durfte man sagen, daß dieser Bund unter guten Zeichen geschlossen wurde. Ehebündnisse unter so hochgestellten Persönlichkeiten haben indessen noch eine andere Bedeutung, als daß sie ein häusliches Glück bereiten sollen. Ob gewollt oder nicht gewollt knüpfen sich Folgen daran, die für das Völkerleben nicht gleichgiltig sind. Für wie tiefeingreifend die politische Bedeutung eines Ehebundes des Fürsten von Bulgarien mit einer Tochter Kaiser Friedrichs betrachtet wurde, ergiebt schon die Thatsache, daß, als sie nur als Frage auftrat, sich alsbald eine Krisis in der inneren, wie äußeren Politik des deutschen

Reiches ankündigte. Durfte man den Maßstab für die friedliche Bedeutung der Verlobung vom September 1888 von dem gefahrdrohenden Charakter jener fallengelassenen Verbindung nehmen, so war das Ergebnis sicher nicht zu unterschätzen. Mochte dieser Maßstab vielleicht auch zu hoch gegriffen sein, so galt doch unter den in Europa existierenden dynastischen und politischen Beziehungen die Verlobung des Kronprinzen Konstantin als eine Thatsache von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Mit Wohlwollen begleiteten die Häupter der europäischen Dynastien diesen Bund und man durfte ihn in der europäischen Fürstenaristokratie in mancher Beziehung als epochemachend bezeichnen.

Das lenkte den Blick auf eine ganz besondere Seite des europäischen Staatenlebens. In die europäische Fürstenaristokratie ist ja mehr und mehr deutsches Blut gekommen. Hatten doch selbst die beiden französischen Prätendenten, der Graf von Paris und Prinz Jerôme Napoleon, deutsche Prinzessinnen zu Müttern, in den Adern König Humberts und Alfons XIII. rollt habsburgisch-lothringisches Blut. Die englische und russische Dynastie kann man nahezu als rein deutschen Ursprungs anerkennen. Die Königshäuser von Belgien, Holland, Rumänien sind von Deutschen gegründet, das potugiesische Königshaus durch einen Koburger erneuert worden. Die dänische Dynastie und die von ihr entsprossene griechische sind gleichfalls dem Blute nach deutsch. Die auf ihre nationale Eigenart mit Recht eifersüchtigen

Nationen würden sich das Heranwachsen eines solchen Verhältnisses sicher nicht haben gefallen lassen, wenn nicht eine deutsche Eigentümlichkeit mitgewirkt hätte, die sich vielleicht am stärksten in den Deutschland entsprossenen Dynastien zeigt, die Fähigkeit des Deutschen, ganz in das Wesen einer fremden Nation einzugehen. Es giebt keine mehr echt englische Familie, als die britische Königsfamilie, der russische Zar ist der schärfste, geradezu typische Vertreter des Russentums. Wer wäre mehr Holländer als Wilhelm von Nassau-Oranien, oder mehr Belgier als König Leopold? Nichtsdestoweniger ist das Familiengefühl nicht ganz zu verbannen. Um die durch so viele widerstreitende Interessen, durch so viele historisch überkommene Zwistigkeiten, durch eine so stark entwickelte instinktive gegenseitige Abneigung getrennten europäischen Nationen windet sich durch die Blutsverwandtschaft der Dynastien ein gemeinsames Band. Und wenn dasselbe nicht imstande ist, den ewigen Frieden zu verbürgen, so wird doch manche Schärfe in den staatlichen Beziehungen durch persönliche und verwandtschaftliche Beziehungen gemildert und eine Gemeinsamkeit bleibt, an welche in schwieriger Stunde angeknüpft werden kann. Die Verbindung der Prinzessin Sophie mit dem Kronprinzen von Griechenland näherte jetzt gerade die zwei Flügel der Fürstenaristokratie, die sich am weitesten von einander entfernt hatten, in denen die dynastischen Gegensätze bereits einmal den schärfsten Ausdruck anzunehmen drohten — das deutsche Kaiserhaus und die dänisch-russische Familie.

„Die Politik hat allerdings, wurde 1888 in Berlin gesagt, direkt bei dieser Verbindung am wenigsten zu suchen. Das Verhältnis Deutschlands zu Griechenland bewegte sich seither schon vorzugsweise, ja beinahe ausschließlich auf dem Boden der Kulturbeziehungen von Volk zu Volk. Das wird auch in absehbarer Zukunft so bleiben, keinem Zweifel unterliegt es dabei, daß das neugeknüpfte Band für die Annäherung der beiden Völker günstig wirken wird. Das Verhältnis Deutschlands zu Griechenland beruht auf dem edelsten Austausch, dem der Bildung. Auf der alten Heimstätte europäischer Civilisation haben die großen Geister, die in Deutschland die Altertumswissenschaft neu belebten, die höchste Anregung gefunden. Die lernbegierigen Neuhellenen wiederum haben nicht verfehlt, gerade in die deutsche Schule zu gehen, um die große Vergangenheit ihres Volkes und Landes zu erkennen und zu würdigen. Es war dann eine der größten Thaten des neuerstandenen deutschen Reiches die Ausgrabungen in Olympia zu unternehmen, welche für die Wissenschaft so wertvolle Aufklärungen und für die Kunst ein geradezu unschätzbares Werk, einen Hermes des Praxiteles an das Licht brachten. Eine Kolonie deutscher Forscher und Gelehrter hatte sich in Athen bereits versammelt, als die Gründung eines Reichsinstituts dafür auch einen Mittelpunkt schuf. Auch die Erscheinung Schliemanns, zugleich Ehrenbürgers von Berlin und Pioniers der Altertumskunde in Griechenland, ist in diese Gedankenkette einzureihen. Wiederum haben die Gelehrten keiner anderen Nation

deutsche Sprache, deutsche Bildung und Gelehrsamkeit so eifrig und mit so eingehendem Verständnis aufgenommen, wie die griechischen Gelehrten, ja die ganze griechische Bildungswelt. Wie die politische Zukunft Griechenlands sein wird, darüber mögen Zweifel sein, aber daß Neu-Hellas die große „Mission“ übernimmt, vor allen anderen Völkern Träger der Traditionen althellenischer Geschichte, Litteratur und Kunst zu werden, das ist eine Thatsache, die vor Augen liegt und die Griechenland eine leitende Stellung unter den Kulturvölkern vorbehält.

Eine Periode deutscher Beziehungen zu Griechenland, die nicht ohne Bitterkeit zu Ende gegangen war, hat ihren versöhnenden Abschluß jüngst in München gefunden. Bei dem Centenarium König Ludwigs haben Blachos und Philemon für den griechischen Staat und die Stadt Athen redend an das angeknüpft, was aus der Periode des bayerischen Protektorates über Griechenland als ein dauerndes, wertvolles Andenken beiden Nationen für alle Zeiten gerettet werden konnte. Noch trifft man in der athenischen Bevölkerung auf versprengte Überreste jener Zeit, ja noch trägt die griechische Hauptstadt breite Spuren davon, daß diejenigen die sie neu gründeten aus einer mittleren deutschen Residenz kamen. Die griechische Zukunft indessen liegt auf dem Meere; der Piräus, die Hafenstadt Athens, ist bestimmt, das Centrum des Landes zu werden, und wenn die volle

Eisenbahnverbindung in nicht langer Zeit mit Europa hergestellt sein wird, dann wird sich die schon andeutende Verschiebung vollenden. Man wird ein künftiges Herrscherpaar Griechenlands sich leichter dort, als am Fuße der Akropolis denken können.

An inneren und äußeren Berührungspunkten zwischen Deutschland und Griechenland fehlt es nach keiner Seite. Leichter als an irgend eine Kulturwelt wird deutsches Gemüt und Verständnis Anschluß an die griechische finden und sich in ihr eine zweite Heimat gründen. In den erhabensten Schöpfungen beider Nationen tritt diese Gemeinsamkeit am stärksten zu Tage. Es ist ein schöner Gedanke, daß die erlauchte Tochter des geliebten kunstfrohen Kaiser Friedrich, eine Stätte als ihre Heimat erwählt hat, wo die Kunst ihre höchste Vollendung gefunden und von der heute noch die stärksten Wirkungen ausgehen.

Am 25. Oktober 1889 betrat zum ersten Male Prinzessin Sophie das Land, in dem sie demnächst als Gattin des künftigen Herrschers walten sollte. Die besten Segenswünsche des mit dem Herrscherhaus der Hohenzollern in Gut und Bös treu verbundenen Volkes begleiteten sie auf ihrer Reise. In Korinth harrte der Braut ein königlicher Empfang und mit den Feierlichkeiten daselbst begann ein Reigen von Festen, wie der klassische Boden Griechenlands, was Rang und Zahl der Hochzeitsgäste betrifft, kein Gegenstück zu verzeichnen hatte. Ein Fest der europäischen Dynastien in größtem

Stil vollzog sich in der Hauptstadt des jungen Königreiches. Die mächtigsten Monarchien der Welt waren — Deutschland durch seinen Kaiser, England und Rußland durch die Thronfolger — vertreten und wenn die neue griechische Dynastie noch einer Weihe bedurft hätte, sie erhielte dieselbe jetzt. Wertvoller aber, als der äußere Glanz, welchen der Einzug der Prinzessin auf griechischem Boden umgab, war die sympathische und herzliche Stimmung, welche ihr die griechische Bevölkerung entgegenbrachte. Diesen Gesinnungen konnte die Braut des Kronprinzen nur mit dem guten Willen antworten, den Hoffnungen und Erwartungen die sich an ihr Erscheinen knüpften gerecht zu werden; wohl aber durfte das griechische Votk in dem Stamm, welchem Prinzessin Sophie entsprossen ist, die Bürgschaft finden, daß seine künftige Königin sich der Stellung würdig erweisen werde, zu der sie berufen war. Prinzessin Sophie war nicht die erste deutsche Frau, welche in den Königspalast zu Athen einzog. Vor ihr hatte die Königin Amalie, die Gemahlin König Ottos, darin gewaltet, und auch die Königin Olga hat ein gutes Teil Deutschtum als mütterliche Erbschaft übernommen; sie hatte nie vergessen, dasselbe treulichst zu pflegen. Nichtsdestoweniger haben es beide Königinnen meisterhaft verstanden, sich in die Anschauungen, Gesinnungen und Lebensgewohnheiten des griechischen Volkes einzuleben; voll und ganz haben sie sich ihrem Adoptivvater-

land widmend ihre Pflicht gethan. Denn eifersüchtigen Auges verfolgen die Völker die Fürstinnen fremden Stammes auf ihrem Boden, ob sie auch des neuen Vaterlandes Sitten ehren. Das griechische Volk hat denn auch, als es allzu leichten Herzens König Otto ziehen ließ, wenigstens der Königin Amalie eine Anhänglichkeit bewahrt, die heute auch ihrem Andenken gegenüber noch nicht erloschen ist. Dem König Georg, dessen ganze Erziehung und Lebensanschauung nur schwer den besonderen Voraussetzungen und Interessen sich anpassen wollte, welche den mit klassischen Erinnerungen so dicht durchsetzten Hellenismus unserer Tage erfüllen — dieser König, der auch in Attika den nordischen Prinzen weder verleugnen konnte noch wollte, ist durch seine Gemahlin auf das glücklichste ergänzt worden. Und wenn das griechische Volk in König Georg den pflichtgetreuen, konstitutionellen Herrscher verehrt, so sieht es in seiner Königin das Interesse und das Verständnis für alles das verkörpert, was auch heute noch Athen zu einer Hauptstätte des Kulturlebens der Welt macht. Der Kronprinz Konstantin war den Griechen um so teuerer, weil sie in dem zu Athen geborenen Prinzen einen vollen und ganzen Landsmann sehen, der keine andern Lebensinteressen zu vergessen hatte, um die ihrigen anzunehmen. Wenn die Prinzessin Sophie an dessen Seite eine gute Griechin wurde, so mußte sie der Aufgabe, die ihr als einer deutschen Prinzessin

nächst des griechischen Thrones geworden war, am nächsten kommen. In Berlin hieß es damals:

„Prinzessin Sophie wird nicht befürchten müssen, dem deutschen Wesen entfremdet zu werden. Zu tief hat dasselbe dem modernen Hellas seine Spuren eingeprägt. Selbst das heutige Athen kann es nicht verleugnen, daß es von den Baumeistern und Verwaltungsbeamten einer deutschen Residenzstadt seine Gestaltung empfangen hat. Über Athen und seinem Königsschloß thront der gewaltige Felsen, welchen die Akropolis krönt, das kostbarste und größte Vermächtnis, das uns die alte Welt zurückgelassen hat, auch in seiner Verstümmelung noch eine unvergleichliche Vereinigung von Majestät und Schönheit. Wer aber, der Akropolis abgewendet, seinen Blick dem Königspalast und den Plätzen und Straßen nächst desselben zuwendet, dem deucht nicht unrecht, als befände er sich in dem älteren München oder irgend einer mittelstaatlichen deutschen Residenz. Staatsmänner und Bauleute eines seefahrenden Volkes hätten wohl Neu-Athen an den Hafen Athens, an den Piräus gebaut. Die kontinentalen Männer und klassischen Schwärmer, welche König Otto begleiteten, konnten die neue Hauptstadt nicht dicht genug an die Trümmerstätte legen, und an den im Land sich erhebenden Felsen, der seinen fortifikatorischen Wert längst eingebüßt hatte. Dies Beispiel ist vor allem lehrreich, weil es gleichsam symbolisch den tieferen Grund der Differenzen anzeigt, welche zum Sturz der bayerischen Dynastie geführt haben.

Über die politischen Folgen fürstlicher Heiraten hört man, wie über die von Herrscherzusammenkünften mit der gleichen Zuversichtlichkeit, regelmäßig das Entgegengesetzte behaupten. Über die Zarenreise nach Berlin urteilte alle Welt, sie werde ein ganz unpolitisches Ereignis sein, bis die letzte Thronrede sie gleichsam in den Mittelpunkt der Weltbegebenheit rückte. So lange die politischen Geschäfte von Menschen besorgt werden, werden auch menschliche Verhältnisse ihren Einfluß darauf üben. Und so lange Europa eine wesentlich unmoralische Gruppe ist, werden Familienverbindungen von Monarchen wenigstens die Herstellung politischer Anknüpfungen erleichtern. Die europäische Fürstenaristokratie ist in der Zeit überhitzter nationaler Leidenschaften eine internationale Einrichtung von geradezu unschätzbarem Interesse. Die Verheiratung der Prinzessin Sophie mit dem Enkel des Königs von Dänemark hat in der gegenwärtigen Verschlingung fürstlicher Verwandtschaften das Band, welches die Fürstenaristokratie verbindet, näher zusammengezogen. Das beweist schon der Name der fürstlichen Hochzeitsgäste, die sich jetzt in Athen zusammenfinden. Hier endet allerdings die politische Bedeutung des bevorstehenden Ehebundes. Griechenland und Deutschland werden ihre staatlichen Interessen in Zukunft weiter verfolgen, gerade als ob dieser Ehebund nicht existierte. Für das gute Einvernehmen und das Verständnis von Volk zu Volk wird er sicher nicht ohne gute Folgen bleiben. Griechenland

sucht die klassische Sprache immer mehr zu der seinigen zu machen, die große künstlerische und wissenschaftliche Erbschaft des Altertums immer mehr zu verlebendigen. Um so wichtiger wird das Land für die Erkenntnis des Grundpfeilers unserer Kultur des alten Griechentums, und um so größer wird auch die Aufgabe, die ihm vorgezeichnet ist. Wenn in nächster Zeit der Eisenbahnanschluß nach Athen hergestellt sein wird, dann wird die griechische Hauptstadt in ähnlicher Weise ein Wallfahrtsort hochgestimmter Seelen sein, wie es jetzt Rom ist. Man darf es auf der anderen Seite kühn behaupten, daß in keiner Hauptstadt fremder Zunge unter den Einheimischen die deutsche Sprache so geläufig und deutsche Wissenschaft so geschätzt ist, wie in Athen. Auf diesen Grundlagen gegenseitiger Wertschätzung ist es gut, weiterzubauen, und die Verbindung des griechischen Kronprinzen mit der Tochter des kunstfrohen Kaisers Friedrich erfolgt so unter glückverheißenden Zeichen." Sollten solche ermutigenden Worte Reklame für die griechischen Anleihen in Deutschland sein? Prinzessin Sophie hat böse Erfahrungen in Griechenland gemacht.

Am 19. Juli 1890 wurde Prinzessin Sophie von einem Prinzen entbunden. Am Abend zuvor hatte sich noch die Kronprinzessin in ganz besonders guter Laune befunden, so daß sie mit ihrem Gemahl viel länger als sonst im Park von Dekelia verweilte. In einer Laube hatten sie gemeinschaftlich das Abendessen eingenommen und sich erst um 11 Uhr zur Ruhe zurückgezogen. Der

Kronprinz lag im ersten Schlummer, als er mit der Meldung geweckt wurde, daß die „Kammerfrau“ seiner Gemahlin ihn zu sprechen wünsche. Sofort ließ er die Frau in sein Zimmer, wohl ahnend, was sie zu berichten habe. Denn mit dieser „Kammerfrau“ hatte es seine eigene Bewandtnis. Unter der Maske einer solchen verbarg sich nämlich die Hebeamme der Kronprinzessin, eine Frau Eckhardt, welche Kaiserin Friedrich bereits vor einem halben Jahre nach Athen gesandt hatte, um beständig in der Umgebung ihrer Tochter zu weilen und sie zu beaufsichtigen. Damit aber die Kronprinzessin nicht durch die frühzeitige und beständige Anwesenheit der Wehemutter an den ihrer harrenden schweren Akt erinnert werde, wurde Frau Eckhardt als „Kammerfrau“ in das kronprinzliche Haus eingeführt. Der Kronprinz selbst kannte natürlich den wahren Charakter der Frau und so wußte er bei ihrem Eintritt auch sogleich, was die Glocke geschlagen hatte. Er war sehr bestürzt und unter dem beständigen Ausruf: „So früh, so früh, und ich bin ganz allein,“ kleidete er sich ohne Beihilfe an und weckte persönlich seinen Bruder, den Prinzen Georg, der in der nämlichen Abteilung des Schlosses schlief. Er befand sich in einer solchen Aufregung, daß er auf dem Wege seines Bruders stolperte und sich an den Händen verwundete. Ohne jedoch diese Verletzung zu beachten, stürmte er in das Zimmer des im Palais befindlichen Telegraphisten, Herrn Holzmann, um auf telegraphischem Wege aus Athen die

Ärzte herbeizurufen. Es war ungefähr 12 Uhr Nachts, als, während die Schmerzen der Kronprinzessin heftiger und heftiger wurden, der Kronprinz und der Prinz Georg in ihr Zimmer traten. Bis 7 Uhr Morgens weilten die beiden Prinzen am Bette der Kronprinzessin, dann zogen sie sich in das Nebenzimmer zurück. Die schon um 2 Uhr angelangten Ärzte, welche erkannten, daß alles seinen normalen Verlauf nehmen werde, blieben jedoch selbstverständlich im Palais, um für alle Fälle bei der Hand zu sein. Ihre Hilfe wurde nicht in Anspruch genommen, um 9 Uhr Morgens rief Frau Eckhardt in das Nebenzimmer: „Königliche Hoheit, ein Prinz!" Sogleich wurde an die Mitglieder und die nächsten Verwandten des königlichen Hauses depeschiert. Das Telegramm an Kaiser Wilhelm lautete: „Liebe Sophie glücklich von einem Sohn entbunden." Zur Mittagsstunde erschien das Ministerium zur Beglückwünschung in Dekelia und der Kronprinz präsentierte persönlich den Ministern seinen Sohn, der mit dem Band des Großkreuzes des Erlöser-Ordens geschmückt war. Herrn Trikupis sagte er, daß der Prinz den Namen des Großvaters führen werde.

In demselben Monat wurde in einer deutschen Protestanten-Versammlung eine Erklärung beschlossen, welche dem schmerzlichen Bedauern darüber Ausdruck gab, daß in neuerer Zeit so häufig evangelische Fürstentöchter den Glauben ihrer Väter abgeschworen und in eine andere Religionsgemeinschaft übergetreten seien.

Man ging kaum fehl, wenn man den äußeren Anlaß zu dieser Kundgebung in dem Übertritt der Kronprinzessin Sophie von Griechenland zur „orthodoxen" Kirche fand.

Nach der „rechtgläubigen" Satzung konnte die Gemahlin des griechischen Kronprinzen nicht als Christin betrachtet werden, da nach griechisch-katholischer Anschauung die Taufe nur durch Eintauchen des ganzen Körpers in Wasser giltig vollzogen wird. Bisher hatte die deutsche Prinzessin dem Verlangen der griechischen Orthodoxen, ihren Glauben abzulegen, widerstanden und erklärt, daß es ihr widerstehe, die Taufe durch Eintauchen zu empfangen. Die „heilige Synode" machte darauf gute Miene zum bösen Spiel und entschloß sich zu dem Zugeständnis, die Taufe an der Prinzessin auf eine mehr formlose Ölung zu beschränken. In der Athenischen Presse wurde indeß alsbald darauf verwiesen, daß ein solcher Akt nicht die Taufe, sondern „nur die Firmung" bedeute, und als der Patriarch von Konstantinopel dann noch die Erklärung abgab, daß er die Kronprinzessin als eine Heidin ansehen müsse, entschloß sich die Letztere dennoch, den Taufakt nochmals an sich vollziehen zu lassen.

Es ist nicht zu leugnen, daß ein Fall von Glaubenswechsel und religiöser Unterwerfung, wie er hier zur Erscheinung kam, der „streitenden Kirche" — gleichviel ob römischer oder griechischer Satzung — einen mächtigen Rückhalt gewährt. Keine äußere Macht hätte die Prin-

zessin aus dem Hohenzollernhause, die Tochter Kaiser Friedrichs, jemals zu bestimmen brauchen dem Glauben ihres Landes und ihrer Väter zu entsagen und einen anderen anzunehmen, nur weil die Kirche, der ihr Gatte angehört, diesen Glaubenswechsel zur Bedingung dafür macht, sie nicht als Heidin zu betrachten. Bei früheren fürstlichen Verbindungen, in denen die Verschiedenheit des Bekenntnisses ähnliche Schwierigkeiten bot, wurde die Sache fast immer vor Eingehung der Ehe entschieden. Auch diesmal glaubte man, die Entscheidung sei endgiltig getroffen, als die Hochzeit im Athener Königsschlosse vollzogen war, ohne daß die künftige Kronprinzessin — wie es hieß, auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers als Oberhauptes des Hohenzollernhauses — den väterlichen Glauben äußeren Rücksichten geopfert hätte.

Es schien, als ob der griechischen Kirche ein Gefühl dafür aufgegangen war, daß es nicht ratsam sei in diesem Falle eine Kraftprobe mit dem Herrscher des mächtigsten Reiches in Europa zu versuchen, doch verbarg sich hinter diesem Schein, wie sich später zeigte, nur eine klerikale List. Was man der „deutschen Kaisertochter“ gegen ihren Willen nicht abzuringen wagte, das versparte man getrost auf eine spätere Zeit, um es der „griechischen Kronprinzessin“ alsdann mit um so größerer Dreistigkeit abzutrotzen.

Durfte man griechischen Stimmen glauben, so wäre in der Prinzessin Sophie schon lange der Entschluß, sich zum orthodoxen Glauben zu bekennen, gereift, ein frei-

williger Entschluß, dessen Beschleunigung der kürzlich vollzogene Übertritt der Großfürstin Sergius bewerkstelligt habe. In vollem Einverständnis mit ihrem Stammhause handle die Kronprinzessin. Die kaiserliche Mutter habe sogar, als die Tochter ihr den Wunsch zu erkennen gab den Glauben ihres Gemahls anzunehmen, sie darin bestärkt, und dies mit den Worten gethan: „Das ist recht, da die Kinder dem griechischen Glauben angehören werden, so muß auch die Mutter dieses Glaubens sein." Die Königin von England, wie ein athenisches Blatt weiter wissen wollte, spendete ihrer Enkelin den großmütterlichen Segen zu diesem Schritt. Die Stimmung des griechischen Volkes spiegelte am besten der Artikel dieses Blattes wieder, welches zum Übertritt der Kronprinzessin sich wie folgt äußerte: „Griechenland wird hierüber aufrichtige Freude fühlen, nicht etwa, weil wir intolerant — das griechische Volk ist ja das toleranteste Volk der Welt — nicht etwa, weil wir weniger die Gemahlin unseres Thronfolgers lieben würden, wenn sie in der väterlichen Religion beharrt hätte. Wir freuen uns vielmehr deshalb, weil wir in diesem Entschlusse der hohen Frau die innige Liebe und Anhänglichkeit zu ihrem neuen Vaterlande erblicken und weil wir darin den Wunsch erkennen, so eng wie möglich mit dem Volke verbunden zu sein, über welches das Szepter zu führen sie eines Tages berufen sein wird."

Kaiser Wilhelm war durch die Verbindung seiner

Schwester Sophie mit dem griechischen Kronprinzen, Herzog Konstantin von Sparta, außerordentlich befriedigt. Er schwärmt für den Hellenismus, weniger in politischem, als in ästhetischem und litterarischem Sinn, und liebt es, Verse aus der „Ilias“ frei aus dem Gedächtnis zu recitieren. Als der Herzog von Sparta in Berlin war, fand er dort die herzlichste Aufnahme. Der Kaiser nannte ihn nicht anders als „Mein lieber Bruder!“ „Mein letzter und jüngster Bruder,“ äußerte er einmal, „aber keineswegs der mindestgeliebte!“ Nach der Hochzeitsfeier fand ein regelmäßiger wöchentlicher Briefwechsel zwischen dem Kaiser und dem Kronprinzenpaar statt. Dieses vortreffliche Verhältnis dauerte genau bis zum Zeitpunkt des Konfessionswechsels der Herzogin von Sparta, der für den Kaiser ein Blitzschlag aus heiterem Himmel war, da man aus Scheu vor der Strenge seiner protestantischen Überzeugung ihn über dem bevorstehenden Schritt — der durch politische Gründe nicht zu rechtfertigen war, sondern ausschließlich aus einer seelischen Stimmung heraus erfolgte — nicht unterrichtet hatte. Der Kaiser ist nichts weniger als Frömmler, er faßt aber seine Stellung als oberster Landesbischof der evangelischen Kirche Preußens außerordentlich streng auf und fordert von seinen Angehörigen, daß diese auf sein Verhältnis zur Kirche Rücksicht nehmen. Was man sich auch immer erzählen möge — Thatsache ist, daß niemals eine Aussöhnung stattgefunden hat. Die vorübergehende Verstimmung zwischen dem Kaiser und dem Prinzen Heinrich

war größtenteils darauf zurückzuführen, daß der letztere fortfuhr Beziehungen zum griechischen Kronprinzenpaar zu unterhalten. Prinz Heinrich erklärte, daß er den Schritt seiner Schwester als ihre persönliche Gewissenssache ansehe.

Der unglückliche Krieg Griechenlands im Jahre 1897 hat dem griechischen Hof schwere Tage bereitet, namentlich hat auch die Kronprinzessin schon als geborene Deutsche die Mißstimmung des Volkes im höchsten Grade erfahren. Hat Griechenland schon in gewöhnlichen Zeiten das politische Fieber, so steigert sich das in ungewöhnlichen leicht bis zur Raserei. Das Volk ruft wieder einmal: „Auf nach Kreta!" Der König giebt in der Sorge um die Dynastie diesem Ansturm nach und tritt trotz alles Abratens in kriegerische Aktion. Ob nicht dieser Schritt am Ende gerade das herbeiführt, was der König mit ihm vermeiden wollte, fragt man im Auslande. Das Königtum hat in Griechenland mit schwierigeren Verhältnissen als irgendwo anders zu rechnen, Noch heute will, wie schon im Altertum in diesem demokratischsten aller Völker jedermanu mitreden und der Politik des Staates die erwünschte Richtung geben, sodaß schließlich die Leidenschaft der Menge den Ausschlag giebt.

Ein König von griechischer Nationalität wäre in Griechenland unmöglich, denn die weitverzweigte Verwandtschaft aller Palikaren unter einander und die allen Griechen gemeinsamen Ideen von Gleichheit und Brüder-

lichkeit würden das Königschloß zum Sammelplatz der ungeahntesten Vettern machen, und der Monarch könnte ihnen, ohne einen Aufruhr zu gewärtigen, nicht einmal die Thür weisen. König Georg I, der Dänenprinz, welcher nun schon nahezu 34 Jahre regiert und noch konstitutioneller zu sein weiß, als diese für Gleichheit schwärmenden Demokraten, hat es verstanden ihnen nicht allzusehr zu mißfallen und das ist schon viel, denn sie sind schwerer zu befriedigen, als die launenhaftesten Frauen. Dieser König, ein kluger Mann von einfachen Formen und leutseligem Auftreten, hat ohne Krieg schon viel Gebiet gewonnen und hofft es augenscheinlich noch weiter zu vergrößern. Als Morgengabe brachte er seinem Volke, Dank der englischen Freundschaft, die jonischen Inseln mit. Das damals nur 47 500 Qu.-Km große Land ist mit der Einverleibung dieser Inseln und später Thessaliens und des Gebiets von Arta in Epirus auf 63 606 Qu.-Km. gewachsen, also bereits größer als Holland und Belgien zusammen.

Die politische Lage Griechenlands war überdies niemals einfach. Von den Schutzmächten, welche an der Wiege des jungen Königreiches gestanden haben, macht ihm nur Frankreich keine Sorge, wogegen ihm Rußlands beängstigende Art kleine Staaten zu beschützen und nicht minder die Beutesucht des immer neue Unruhen stiftenden Englands starke Beklemmungen verursacht. Dazu kommt die Begehrlichkeit Italiens nach Albanien und die österreichische Sehnsucht nach

Saloniki. Gegenüber dem einmütigen Willen der Großmächte ist ein auf sich allein angewiesenes Griechenland ohnmächtig. Fragen, welche sie am nächsten angehen, sehen die griechischen Diplomaten außerhalb ihres Landes entschieden und sie müssen dulden, was sie nicht hindern können. Voll Unmut klagen sie: „Welche großen Dinge würden wir thun, wenn Europa uns gewähren ließe, aber Europa will es nicht“, und wo sie in der ausländischen Presse (in gewissen liberalen und radikalen Blättern) zu Worte kommen, da möchten sie die europäische Diplomatie darüber belehren, daß der Status quo im Orient gegenüber der elementaren Gewalt der griechischen Bewegung nicht mehr aufrecht erhalten werden könne. Diese politischen Kinder haben kein Verständnis dafür, daß ihre Zeit noch nicht gekommen ist, und daß das Feuer, mit dem sie spielen, das ganze europäische Haus gefährdet. Da sich nun Europa die orientalische Frage nicht aus der Hand nehmen läßt, so pflegt die griechische Diplomatie die europäischen Gesandtschaften zu umschmeicheln und bald dem deutschen, bald dem französischen oder englischen Kabinet Weihrauch zu streuen. Sie belauscht die europäischen Staatskanzeleien, und zeichnet alle ihren Bestrebungen günstige Äußerungen auf, welche sie gelegentlich hinter der Thüre hört. Telegraphiert sie dann Versprechungen, welche sie erhalten zu haben meint, Versicherungen, welche sie für bare Münze nimmt, nach Athen, so möchte die Überschwänglichkeit des sich so leicht in trügerischen

Hoffnungen wiegenden Volkes gleich den Himmel stürmen.

Zur Zeit ist es England, in dessen unzuverlässige und eigennützige Politik die Griechen ihre Zuversicht setzen. Seit Jahr und Tag ist England in Griechenland wie auf Kreta bemüht, den Weltbrand zu entzünden, welcher in Armenien nicht aufflammen wollte. Nur England kann das Geld gegeben haben, mit welchem das bankerotte Griechenland die in der Errichtung des Lagers von Theben sich aussprechende verkappte Mobilmachung seines Heeres und die Ausrüstung seiner Kriegsflotte ausführt und nichts konnte die Lage deutlicher kennzeichnen, als daß vor Kanea griechische Kriegsschiffe neben den englischen lagen. Schon einmal (1868) hat Griechenland versucht, in dieser Weise von Kreta, wo auch damals der Anschluß proklamiert und König Georg I. zum Herrscher ausgerufen worden war, Besitz zu nehmen, wurde aber durch die Türkei daran verhindert, welche sofort, ohne von den anderen Mächten davon abgehalten zu werden, die Feindseligkeiten gegen das friedensbrecherische Griechenland eröffnete. Darin „ist der Fingerzeig gegeben, wie auch heute zu verfahren wäre, um den Weltfrieden aufrecht zu erhalten. Die amtlichen Erklärungen Englands und sein Entschluß, an der Cooporation der Mächte festzuhalten, ändern an dieser Sache nichts. Zwischen den offiziellen Erklärungen Englands und seinen wirklichen Absichten ist immer ein großer Unterschied gewesen.

Den vielen Segenswünschen, mit welchen die Prinzessin Sophie das Vaterland verließ, sind die Enttäuschungen gefolgt. Sie hat als griechisch-katholische Kronprinzessin nicht viel Freunde. Sie mußte es erleben, daß ihre deutschen Landsleute von den Griechen schmälich um viele Millionen betrogen wurden, die man in ihrer Heimat im Vertrauen auf die Verbindung des deutschen Kaisers mit dem griechischen Königshause dahin gegeben hatte. Die Art und Weise der griechischen Staatsleitung während des Aufstandes der Kretenser und die kopflose Kriegführung gegen die Türkei thaten das Übrige dem griechischen Staate die letzten Sympathien zu nehmen, die er bis dahin noch besaß. Der Herr Gemahl der Hohenzollerin erntete keine Lorbeeren in dem Kriege. Ihm wurde die Hauptschuld an dem Mißerfolge der Griechen gegen die Türken zugeschrieben. In seiner Rechtfertigungsschrift ist der Kronprinz bemüht, darzulegen, wie sehr er selbst die Schäden und die Mängel des griechischen Heeres offen anerkannt habe.

Im Sommer 1897 wurde eine Nummer der Münchener „Jugend“ von der Staatsanwaltschaft konfisziert wegen eines Bildes: „Europas allerhöchste Schicksals-Kaffeeschwestern,“ indem der Staatsanwalt in Karrikaturen der Kaiserin Elisabeth von Österreich und der Königin Regentin von Spanien, da beide Damen Mitglieder des östereichischen Kaiserhauses sind, eine Majestätsbeleidigung erblickte. Das Wiener Land-

gericht hob diese Konfiskation mit folgender heiterer Begründung auf:

„Die auf dem fraglichen Bilde um die auf einem Tisch entrollte Karte Europas sitzenden Damen beschäftigen sich, wie aus der Unterschrift des Bildes hervorgeht, mit Politik und zwar mit der aktuellsten Frage der europäischen Politik, mit der Frage um das Schicksal Griechenlands und der griechischen Dynastie. Von den auf der rechten Seite des Bildes angebrachten zwei Figuren blickt die eine offenbar auf die Halbinsel Griechenland, auf die sie überdies mit dem Finger ihrer linken Hand hinweist; sie hat die Fähnchen, deren man sich zur Bezeichnung der Stellung feindlicher Armeen auf Landkarten zu bedienen pflegt, nicht nur auf dem Tisch zur Hand, sondern einige, und gerade an den Grenzen des Königreichs Griechenland bereits ausgesteckt. Den Mittelpunkt der Gruppe bildet eine gekrönte Dame, der die Vorgänge in Griechenland und die Niederlage der Griechen besonders nahe gehen, denn eine Thräne rollt über ihre rechte Wange, während sie sich an ihre Nachbarin zur Linken wendet, die, durch das Medaillon mit der bekannten Karrikatur des Fürsten Ferdinand von Koburg kenntlich, die mütterlichen Sorgen um den Bestand einer von dem Sohne gegründeten Dynastie aus eigener Erfahrung kennt. Aus dem Gesagten scheint unzweifelhaft hervorzugehen, daß der Zeichner des Bildes mit der gekrönten Dame in Thränen die Mutter des Königs von Griechenland,

das ist die Königin von Dänemark, darstellen wollte. Die zu ihrer Rechten sitzende Dame stellt unverkennbar die Königin Victoria von England dar, die Schwiegermutter der Prinzessin von Wales, einer Tochter der Königin von Dänemark. Hat aber der Autor des Bildes nur solche Damen am Tische gruppiert, auf deren nahe Familienbeziehungen die Königin von Dänemark die Hoffnung auf Hülfe für ihren bedrängten Sohn aufbauen kann, so ergiebt sich zwanglos die Vermutung, daß in der Nachbarin zur Rechten der Königin Victoria eine Dame von Einfluß und in ähnlichen Familienbeziehungen zu suchen sei, und eine solche ist thatsächlich die Schwester des Königs von Griechenland und Tochter der Königin von Dänemark, die Kaiserin-Witwe von Rußland. Daß diese dargestellt werden sollte, ergiebt sich übrigens auch daraus, daß die auf dem Bilde als erste links sitzende Dame sowohl die russische Witwenhaube, als den weltberühmten Schmuck der russischen Kaiserinnen trägt. — Sonach giebt das ganze Bild eine Darstellung derjenigen hochgestellten Damen, die an dem Schicksal der griechischen Königsfamilie direkt interessiert erscheinen, unter Hinzufügung solcher Persönlichkeiten, die durch ihre Anwesenheit oder ihre Geberden den Sinn des Bildes erläuters sollen, und kann in keiner der dargestellten Personen ein Mitglied des österreichischen Kaiserhauses erkannt werden. Die Richtigkeit der eben entwickelten Auffassung des fraglichen Bildes wird noch unterstützt durch den Um-

stand, daß lediglich bezüglich der weiblichen Verwandten des Königs von Griechenland Zeitungsgerüchte über eine Einflußnahme zu Gunsten der regierenden griechischen Dynastie verbreitet waren, solche Gerüchte aber weder in Bezug auf die Kaiserin von Österreich, noch auf die Königin-Regentin von Spanien jemals auftauchten; ein Umstand, der allein schon der Auffassung der K. K. Staatsanwaltschaft Wien mit Vorsicht zu begegnen gebietet, und endlich unterstützt durch die Vergleichung der den Akten beiliegenden Photographien der Königin von Dänemark, der Königin-Regentin von Spanien und der Kaiserin-Witwe von Rußland. — Danach ist die Ähnlichkeit der Mittelfigur des Bildes mit der Königin von Dänemark ebenso unverkennbar, als ihre Unähnlichkeit mit den Zügen der Königin-Regentin von Spanien, und wenn auch die Photographie der Zarin-Witwe noch aus der Zeit vor dem Tode ihres Gemahls herrührt, und deshalb die Witwenhaube auf derselben nicht ersichtlich ist, so weist auch sie eine auffallende Ähnlichkeit mit dem am Bild als ersten links angebrachten Kopf auf und ist auch auf ihr der schon erwähnte Schmuck dargestellt." Man kann nicht bestreiten, daß in dieser gerichtlichen Ausführung ein Stück Geschichte steckt.

Aus dem Haag.

Der 1890 gestorbene König der Niederlande Wilhelm III. war seit dem 7. Januar 1879 mit der Prinzessin Emma von Waldeck in zweiter Ehe vermählt und hinterließ aus dieser Ehe eine Tochter, welche ihm auf den väterlichen Thron folgte. In erster Ehe war der König vermählt mit Sophie von Württemberg, gestorben 3. Juni 1877. Aus dieser Ehe existierten zwei Söhne, welche jedoch successionsunfähig waren. Der älteste dieser Söhne Prinz Wilhelm von Oranien starb zu Paris 1879. Viel Gutes kann man ihm nicht nachrühmen, er setzte sich über die äußeren Rücksichten, die ein so hoher Rang auch der leidenschaftlichsten Natur aufzulegen pflegt, selbst mit Verachtung der öffentlichen Sitte hinweg. Keine fürstliche Familie konnte sich entschließen ihm eine Gattin zu geben. Anstatt sich daheim für die ernsten Pflichten eines Königs vorzubereiten, zog er durch die Straßen und Lokale von Paris, die berüchtigtsten Damen der Demimonde als Kavalier am Arme führend. Auf ihn paßte der Titel eines vielbesprochenen Romans: „Verdorben in Paris.“ In der ungeheueren Weltstadt trieb

er sich, der Erbe einer Königskrone, wie ein Mitglied der Bohême — der Zigeunerwelt — umher. Amtliche Mitteilungen aus der Heimat konnten ihm schließlich manchmal erst zugestellt werden, nachdem es der Polizei gelungen war, seinen Aufenthalt zu ermitteln. Im Hinblick auf den traurigen Ausgang eines solchen Lebens und die unheilbare Krankheit des zweiten Sohnes des Königs des Prinzen Alexander, war der Bruder des Königs Prinz Heinrich der Niederlande noch im Alter von 59 Jahren zur Ehe geschritten. Er starb aber schon im Januar 1879 und hinterließ die Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen als kinderlose, junge Witwe. Im selben Monat noch vermählte sich der alte König Wilhelm der Niederlande zum zweiten Male und aus dieser höchst glücklichen Ehe entsproß die jetzige junge Königin, der als Regentin während ihrer Minderjährigkeit ihre Mutter die Königin-Witwe zur Seite steht.

Diese verstand es meisterhaft den ihr zugewiesenen Platz auszufüllen, sowohl als Landesmutter, als auch die Erziehung ihrer Tochter in die richtigen Bahnen zu leiten. Die kleine Königin Wilhelmine von Holland setzte, nachdem sie den Thron bestiegen, ihre gewöhnliche einfache Lebensweise fort. Die glaubwürdigsten Aussagen erzählen, daß die erste Sprache, welche sie erlernte, die französische war. Ihre erste Erzieherin Mdm. Leotard war eine Französin. Die Vorliebe des alten Königs Wilhelm für alles Französische war so

weltbekannt, wie sein Deutschenhaß, und obwohl ihm Deutschland seine zweite, ihn sehr beglückende Gemahlin gegeben hatte, obwohl sein Sohn und Thronerbe in Paris verdorben und gestorben war, konnte er doch seinen Starrsinn nicht überwinden und ließ nicht ab von seiner alten Vorliebe für Frankreich. Erst mit dem vierten Lebensjahre erlernte die Prinzessin das Holländische und später noch Englische. Deutsch durfte sie auf besonderen Befehl ihres Vaters nicht lernen, auch noch nach dem Tode ihres Vaters hat man nicht gehört, ob sie der deutschen Sprache beflissen war. Ihre zweite Erzieherin Ms. Winter war eine Engländerin. Die Tageseinteilung der kleinen Königin, welche am 31. August 1890 das zehnte Lebensjahr vollendet hatte, war eine sehr glückliche. Bereits um 7 Uhr erhob sie sich und ihr erster Gang war zu ihrer Mutter um dieser „Guten Morgen“ zu bieten. Um 8 Uhr fand das erste Frühstück statt. Bis 11 Uhr währte dann der Unterricht in den Sprachen, im Zeichnen und in der Musik. Ihr Musiklehrer war ein Holländer, welcher seine musikalische Ausbildung in Berlin genossen und mit einer Deutschen, einer früheren Sängerin, verheiratet ist. Nach dem zweiten Frühstück las die junge Königin mit ihrer Mutter in der Bibel, alsdann beschäftigte sie sich mit ihren Tauben, im Sommer mit ihrem Gärtchen und — ihren Puppen. Diese liebte sie fast so wie ihre Tauben, für welche sie eigenhändig sorgte. Bei gutem Wetter wurde ein Spazierritt unternommen, im Sommer

eine Fahrt auf dem Wasser. Um 6 Uhr fand das Diner statt. Um 8 Uhr mußte die kleine Königin zu Bett. — So verlief Tag für Tag das einfache Leben des königlichen Kindes; während ihre Mutter alle Regierungspflichten erfüllte, genoß sie ganz und gar die freundlichen Tage ihrer Kindheit. Doch nein — nicht ganz! Sie war — allein! Es wäre gegen die Etiquette gewesen, wenn sie mit ihren Unterthanen spielen wollte und so entbehrte sie doch eines der höchsten Güter der Kindheit: das Spiel mit Kindern.

Die kleine Königin Wilhelmine wird als ein Kind von sehr liebenswürdigen Eigenschaften geschildert. Aus dem Haag hörte man folgendes allerliebste Geschichtchen: Einst hatte die Gouvernante, eine Engländerin Ms. Saxton der Königin als Strafarbeit, weil sie ihre Geographie-Aufgabe nicht gebührend gelernt hatte, die Karte von Europa zum Zeichnen wie zum Kolorieren aufgegeben. Die kleine königliche Hoheit war hierüber sehr ungehalten, welchem Gefühl sie mit den Worten Ausdruck gab: „Es ist gut — machen werde ich die Karte, weil ich gehorchen will, aber — Sie werden schon sehen!“ Und die Karte wurde in der That gezeichnet und koloriert. Aber wer beschreibt das Erstaunen der englischen Gouvernante, als sie wahrnehmen mußte, daß England auf der Karte nur einen ganz kleinen Platz einnahm — etwa so groß wie die Balearen-Inseln, und daß es vollständig in einen „Londoner Nebel“, der mit grauer Farbe hergestellt worden, eingehüllt war. Holland hin-

gegen nahm ein großes Stück des England umspülenden Meeres fort, außerdem erglänzte es in den schönsten Land- und Wasserfarben! Die Gouvernante konnte sich eines herzlichen Lachens über diese kindliche Rache nicht enthalten, die kleine Königin aber lachte ihrerseits über die anfängliche Bestürzung der Engländerin und die Karte machte eine Wanderung durch das ganze Schloß. Dann aber wurde die königliche Strafarbeit von der Schülerin korrigiert, und der europäische Kontinent nahm seine ursprünglichen Dimensionen wieder an.

Die Jahre vergehen schnell. Das Kind ist zur Jungfrau herangeblüht und im Herbst 1896 hat die junge Königin Wilhelmine von Holland ihr Glaubensbekenntnis als Mitglied der reformierten niederländischen Kirche abgelegt. Darauf fand die Konfirmation der Königin statt. Der deutsche Kaiser Wilhelm II. übersandte ihr bei dieser Veranlassung ein köstliches Geschenk und der General der Infanterie von Hahnke wurde besonders beauftragt, dasselbe Namens des Kaisers zu überreichen. Das Schmuckstück besteht in einem Kreuz aus sieben Chrysolithen, die von Brillanten umgeben sind. Das Kreuz hat die Gestalt des alten niederländischen Kreuzes und ist dem im Berliner Museum befindlichen Modelle nachgebildet.

Nach der Konfirmation trat die Königin-Regentin mit der Königin Wilhelmine eine größere Reise über Basel nach Südfrankreich an, um die zarte Gesundheit der letzteren zu stärken.

Es konnte nicht fehlen, daß in Holland die Frage einer baldigen Verehelichung der schön erblühten jungen Königin vielfältig in Anregung kam. Man schrieb darüber: Binnen Kurzem wird die niederländische Regierung die Berichte der zweiten Kammer betreffs der Rechtstellung der jungen Königin im Fall ihrer Vermählung zu beantworten haben. Die darauf folgenden Verhandlungen über einen diesbezüglichen Gesetzentwurf in der zweiten Kammer dürften geeignet sein nicht allein das Interesse der niederländischen Frauen, sondern auch aller derer zu erregen, welche der verheirateten Frau mehr gesetzliche Rechte zugebilligt sehen möchten. In den Abteilungen der zweiten Kammer protestierte nämlich ein großer Teil der Abgeordneten gegen ein diesbezügliches Ausnahmegesetz zu Gunsten der Königin und auch der „Nieuwe Rotterdam-Courant“, das einflußreichste Blatt des Landes, wünscht in den zu erwartenden Gesetzentwurf Bestimmungen aufgenommen zu sehen, welche sämtlichen niederländischen Frauen zu statten kommen. Das bestehende Gesetz verpflichtet u. a. die Frau, bei ihrem Manne zu wohnen und ihm überall hin zu folgen, wo er sich niederzulassen wünscht. Der Mann bestimmt somit auch die eheliche Wohnung. Von der Königin kann dies nicht verlangt werden. Die Verfassung enthält deshalb die Bestimmung, daß der Sitz der Regierung in keinem Falle nach dem Auslande verlegt werden darf. Die verheiratete Königin muß somit das Recht erhalten den Platz der ehelichen

Wohnung zu bestimmen. Dasselbe Recht wünschen der „Nieuwe Rotterdam-Courant" und ein Teil der Abgeordneten in bestimmten Fällen jeder verheirateten Frau zugebilligt zu sehen. Auch die gesetzliche Bestimmung, daß die Frau nur unter Beistand und mit Zustimmung des Mannes über ihr persönliches Eigentum disponieren kann, es sei denn, daß das Gericht in jedem vereinzelten Falle sie dazu ermächtige, oder der Mann ein Verschwender ist, dürfte eine Änderung zu Gunsten der Frau erfahren. Und so sind im bestehenden Gesetze noch mehr Bestimmungen vorhanden, deren Änderung im Interesse der Königin auch die soziale Stellung jeder niederländischen Frau bedeutend heben würde. Die Verlobung der Königin Wilhelmine mit dem Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar soll am Tage der Volljährigkeit (31. August 1898) amtlich bekannt gegeben werden.

Holländische Prinzessinnen sind wiederholt nach Deutschland verheiratet worden. Im März 1897 starb die Gemahlin des Großherzogs von Weimar, von Geburt eine Prinzessin Marie, Tochter des Prinzen Friedrich der Niederlande, Vaters-Bruder des Königs Wilhelm III. Die Verstorbene ist fast 73 Jahre alt geworden. Am 8. April 1824 im Haag als Tochter des Königs Wilhelm II. der Niederlande aus dessen Ehe mit der Großfürstin Anna Paulowna von Rußland geboren, war sie die Schwester des am 23. November 1890 verstorbenen Königs Wilhelm III. der Niederlande

und Tante der regierenden jungen Königin Wilhelmine der Niederlande. Am 8. Oktober 1842 vermählte sich die damals 18jährige Prinzessin Sophie im Haag mit dem um sechs Jahre älteren Erbgroßherzog Carl Alexander von Sachsen Weimar, geboren in Weimar am 24. Juni 1818, der beim Tode seines Vaters, des Großherzogs Carl Friedrich, am 8. Juli 1853 diesem in der Regierung folgte. Aus der Ehe Carl Alexanders mit Sophie sind drei Kinder hervorgegangen: am 31. Juli 1844 wurde der Erbgroßherzog Karl August, am 20. Januar 1849 die Prinzessin Maria und am 28. Februar 1854 die Prinzessin Elisabeth geboren. Der Erbgroßherzog Karl August vermählte sich am 26. August 1873 in Friedrichshafen mit der am 25. Juni Juni 1852 geborenen Prinzessin Pauline von Sachsen-Weimar-Eisenach und starb am 20. November 1894. Er hinterließ mit seiner Witwe den jetzigen Erbgroßherzog Wilhelm Ernst, geboren am 10. Juni 1876 und den Prinzen Bernhardt Heinrich, geboren am 18. April 1878. Die ältere Tochter der verstorbenen Großherzogin Sophie, Prinzessin Maria, ist seit dem 6. Februar 1876 mit Heinrich VII., Prinzen Reuß-Schleitz-Köstritz, die jüngere, Prinzessin Elisabeth, seit dem 6. November 1886 mit dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin vermählt.

Als Großherzog Karl Alexander von den Berliner Festlichkeiten, die dem Gedächtnis seines kaiserlichen Schwagers galten, in das alte Schloß an der Ilm

heimkehrte, trat er unerwarteterweise an das Sterbelager der teuren Frau, mit der er nahezu 55 Jahre lang im innigen Bunde zweier ganz verschieden gearteter, aber treu zu einander geneigter Seelen gelebt hatte. Bis über die goldene Hochzeit hinaus war dem edlen Fürstenpaar an Kindern und Enkeln Friede und Freude bereitet gewesen. Erst im höhern Greisenalter traf ihre Elternherzen der schwere Schlag, daß ihnen der einzige Sohn, der Erbe des Landes, im Tode voranging. Mit doppelter Ausdauer genügte nun der Großherzog nach außen, wie nach innen hin, seinen Berufspflichten. Er ließ es sich nicht nehmen, in den Grenzen des eigenen Staats bei jeder feierlichen Gelegenheit als Landesherr huldvoll und leutselig zu repräsentieren. Er scheute im Frühjahr 1896 nicht die weite Reise zur Kaiserkrönung nach Moskau, und auch jetzt bei unserer Hundertjahrfeier war er wieder zur Stelle, und es mochte dem alten bald achtzigjährigen Herrn ein besonderes Vergnügen bereitet haben, daß er die jüngste der Prinzessinnen, die Urenkelin seiner Schwester Augusta, die kaum achtzehnjährige Feodora von Meiningen zu den Festen führen und neben ihr bei Tafel sitzen durfte.

Die Großherzogin hielt sich dagegen seit dem Tode ihres Sohnes von allem äußern Geräusche fern. Sie besuchte keine Theater und Konzerte mehr, man sah sie nur noch selten in der Öffentlichkeit. Desto eifriger, unermüdlicher aber waltete auch sie im Stillen ihrer Ämter als die sorgsame und hilfreiche Landesmutter, die

ihr eigenes aus der Heimat mitgebrachtes großes Vermögen nie geschont hat, wenn es galt in den Landen Weimar und Eisenach gemeinnützige Anstalten der Bildung, Erziehung und Wohlthätigkeit zu begründen oder zu fördern. Über die Grenzen des Herzogtums ging ihre Fürsorge zunächst noch nicht. Als die reiche Erbin, die holländische Königstochter, das Kind einer russischen Großfürstin in vormärzlicher Zeit dem Enkel Karl Augusts die Hand reichte und mit ihm in das thüringische Kernländchen einzog, dachte noch niemand daran, daß deutsche Herzöge und Großherzöge sich einst einem höher gestellten stammverwandten Bundesgenossen unterordnen würden. Man sagte der Großherzogin Sophie nach, daß sie sich in die neue Ordnung der deutschen Dinge mit ihrem starken Herzen nie so recht habe finden können, daß sie trotz geschwisterlichen Beziehungen zum alten Kaiserpaar eine leise Antipathie gegen Preußen und Berlin nie ganz habe unterdrücken können. Und doch kam bald die Zeit, wo auch sie ein deutsches Einigungswerk freudig schaffen sollte, ein Werk, das weit über Thüringen, weit über das deutsche Reich hinaus allen Deutschen gilt, ein stolzes Werk, im Reiche des deutschen Geistes; und dieses Reiches Hauptstadt sollte durch sie ihr geliebtes Weimar werden.

Als vor nun zwölf Jahren in nächster Nachbarschaft des großherzoglichen Schlosses der letzte Erbe und Enkel Goethes gestorben war und die gesamte deutsche Wissenschaft mit Spannung auf die ängstlich ver-



Wilhelmine, Königin der Niederlande.

schlossenen Schatzkammern des Weimarer Goethehauses sah, brachte die Testamentseröffnung eine freudige Überraschung und frohe Hoffnung. Denn im letzten Willen des Herrn Walther v. Goethe stand der altväterisch stilisierte Satz: „Ich ernenne zur Erbin des v. Goetheschen Familien-Archivs, wie solches bei meinem Tode sich vorfindet, Ihro königliche Hoheit die Frau Großherzogin von Sachsen ...... Möge Ihre königliche Hoheit die Frau Großherzogin dieses mein Vermächtnis, ich sage besser Goethesche Vermächtnis, in dem Sinne empfangen, in dem es Höchstderselben durch mich entgegengebracht wird, als ein Beweis tiefempfundenen und tiefbegründeten Vertrauens.“ Wir haben es erlebt, wie berechtigt dieses Vertrauen war, das Goethes Enkel in die Gemahlin des Enkels Karl Augusts setzte. Schon im Sommer 1885 stand das Goethehaus mit seinen Kunstsammlungen, seinen Denkwürdigkeiten, seinen Heiligtümern für jedermann offen. Unter dem eigenen Dach ihres Schlosses fand die hohe Erbin geistiger Schätze eine vorläufige Unterkunft für das Archiv. Es gelang ihr Erich Schmidt von seiner Wiener Universitätsprofessur zur Leitung dieses Archivs nach Weimar abzuberufen und ihn anderthalb Jahre später, als er zur Nachfolge Scherers nach Berlin ging, durch Bernhard Suphan zu ersetzen. Wer allfrühjährlich zur Pfingstzeit im Zeichen Goethes nach Weimar pilgerte sah mit stets stärkerer Bewunderung, wie die Großherzogin immer tiefer in die gelehrte Aufgabe eindrang,

die nun ihr eigentliches Lebenswerk geworden ist. Auf der lichten Höhe am Tiefurter Waldweg stieg schon das weiße Schlößchen empor, das nun als „Goethe- und Schiller-Archiv“ eins der vornehmsten Schatzhäuser deutscher Kulturarbeit geworden ist, ein Denkmal, das sich deutsche Dichter und Denker unbewußt von ihrer eignen Hand gesetzt haben.

Es war wohl der größte und feierlichste Augenblick im abgeschlossenen Leben der Fürstin, als sie Ende Juni 1896 in den hellen Hallen ihres Archivpalästchens stand, umgeben von einer Schar erlesener Männer aus allen Gauen Deutschlands, und von diesen den Dank der Nation, den Dank der Wissenschaft entgegennahm. Wer dabei war, wird die seelenvoll tönende Stimme nie vergessen, mit der sie im inkorrekten Deutsch, bei fremdländischem Accent, aber fest durchdrungen und ergriffen von der Bedeutung der Stunde, auf jede Huldigung klar und sicher die passende Antwort gab, unvorbereitet und aus der Stimmung des Moments heraus.

Die Großherzogin war nie mit den Reizen weiblicher Schönheit geschmückt gewesen und verleugnete den holländischen Gesichtstypus gar nicht. Ihre kleine gedrungene, mütterliche Gestalt stand im schroffsten Gegensatz zur hohen, schlanken, jung gebliebenen des Gemahls; aber in welchem Kreise sich die Großherzogin auch bewegen mochte, überall ging von ihrem klugen, klaren Blick etwas Führendes und Beherrschendes aus. Man sah es diesem Auge an, daß es zu prüfen, zu unterscheiden,

zu wählen verstand; der Energie dieses Kopfes traute man es zu, daß es noch im weißen Haar eine geschulte Philologin hat werden können. Denn in der großen Weimarischen Goethe-Ausgabe, die in diesen zehn Jahren schon auf mehr als 70 Bände angewachsen ist, die man innerhalb der engern Goethe-Gemeinde gern die „Sophien-Ausgabe" nennt, steht auf den Titelblättern nicht umsonst der Satz: „Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen." Das ist keine bloße Courtoisie gegen die Geldspenderin; sondern das bezeichnet auch sachlich den werkthätigen Anteil der hohen Frau, die sich der Verantwortlichkeit für dieses große Werk bewußt war und im Bunde mit zahlreichen deutschen Gelehrten diese Verantwortung auf sich genommen hat. Die nächsten ihrer Mitarbeiter, Wilhelm Scherer und Gustav v. Loeper, wurden ihr früh vom Tod entrissen. Darum ist auch ihr Lieblingsgedanke einer größeren allumfassenden Goethe-Biographie nicht zur Ausführung gekommen. Aber nie ermüdete sie, sich nach neuen Hilfen umzusehen und neue Stützen für ihr Werk zu finden. Das Wort, das vor zehn Jahren Hermann Grimm im Vorbericht zur Sophien-Ausgabe hinschrieb, hat sich bewährt und klingt nun über eine Gruft hinweg: „Die Großherzogin Sophie von Sachsen werde genannt werden, wenn das neue Aufblühen der von Goethe ausgehenden literarischen Bewegung in Deutschland datiert werden soll." In Goethe und Schiller wurde dieser Niederländerin Deutschland lieb und groß.

Aus dem Quirinal.

In dem Schlosse Chantilly hat im März 1895 die Verlobung des Herzogs von Aosta mit der Prinzessin Helene von Orleans stattgefunden, im Juni die Vermählung und zwar zu Kingston an der Themse. Herzog Emanuel ist der Neffe des Königs Humbert von Italien und Prinzessin Helene die Tochter des verstorbenen Grafen von Paris. Ihre Vermählung ist an sich ein Ereignis ohne politische Bedeutung, aber sie gestattet einige interessante historisch-politische Ausblicke, um derentwillen sie eine gewisse Beachtung verdient. Der Heiratsgott überwand einmal wieder, wie es bisweilen seine Laune ist, die verschiedensten Gegensätze, um ein Paar zusammenzubringen. Als die Vermählung der Prinzessin Helene von Orleans mit dem Prinzen von Clarence, dem später in der Jugendblüte verstorbenen ersten Sohne des Prinzen von Wales beabsichtigt war, fiel die Verweigerung des päpstlichen Dispenses wie ein zerstörender Reif auf ein junges Liebesglück, und die Tochter des allerchristlichen Königshauses mußte schweren Herzens verzichten. Zu ihrer Verlobung mit dem savoyischen Prinzen hat Leo XIII. seinen Segen erteilt, obgleich

der Vater dieses Prinzen, Königs Amadeus, eine kurze Zeit den spanischen Thron einnahm, von welchem die bourbonische Dynastie vertrieben war, und der Großvater dieses Prinzen, König Victor Emanuel die Bourbonen nicht bloß von ihren italienischen Thronen depossedierte, sondern auch als „Kirchenräuber" verflucht war. Nicht den Dispens, aber seinen Segen hätte diesmal der Papst versagen können; daß er es nicht gethan hat, ist bezeichnend für das Verhältnis des päpstlichen Stuhles zu den Sprößlingen der Capetinger, welches dadurch nicht getrübt ist, daß der Bruder der Prinzessin Helene, Herzog Philipp von Orleans, als Thronprätendent der geborene Feind der von dem Papste geliebkosten französischen Republik ist.

Doch die Überwindung dieses doppelten Gegensatzes ist nicht das einzige Kunststück, welches der Heiratsgott zustande brachte, indem er die vierundzwanzigjährige Tochter des Hauses Orleans mit dem sechsundzwanzigjährigen Sohne des Hauses Savoyen Carignan ehelich vereinigte. Noch viel merkwürdiger ist dieses Familienereignis von Chantilly, wenn man sich vergegenwärtigt, welches Licht auf dasselbe zwischen Frankreich und Italien wirft. Dieses Verhältnis ist mehr als getrübt, unter der Decke der mühsam aufrecht erhaltenen äußerlichen Beziehungen glimmt auf beiden Seiten ein immer wieder aufblitzender Funke der Abneigung, die bisweilen fast die Formen eines ungestümen Hasses annimmt. Die französische Republik, welche sich der Sympathien

des Papstes bis zu dem Grade erfreut, daß den Gläubigen in Frankreich vom Vatikan das politische Bekenntnis zur republikanischen Staatsform anzuempfehlen ist, steht dem Königreich Italien feindselig gegenüber, weil dieses ungeachtet der lateinischen Rassengemeinschaft am Dreibunde festhält, um nicht in eine politische und wirtschaftliche Abhängigkeit von Frankreich zu geraten. Die französische Republik wirbt um jeden Verbündeten, gleichviel, ob sie dadurch die republikanischen Traditionen verleugnet, wenn nur das Nationalgefühl seine Rechnung findet; sie hat vor der russischen Aristokratie das Knie gebeugt und läßt sich die Huld des Papstes gefallen. Daß nun aber auch das orleanistische Prätendententum mit Zustimmung des Papstes in ein enges Verwandtschaftsverhältnis zu dem italienischen Königshause tritt, ist gewiß ein ganz absonderliches Husarenkunststücklein des hymenäischen Gottes, welches sich wie eine schalkhafte Ironie auf die ernsten Probleme der hohen Politik ausnimmt. Zwar braucht die französische Republik sich dadurch nicht im geringsten aus der Fassung bringen zu lassen, daß der orleanistische Prätendent und ein Neffe des Königs von Italien fortan Schwäger sind, denn die Aussichten Philipps von Orleans auf die Wiederherstellung des französischen Königsthrones gewinnen dadurch nicht den winzigsten Zuwachs. Aber es muß doch im Quirinal seltsame Empfindungen wecken, daß der Enkel Victor Emanuels eine Prinzessin zum Altar geführt hat, welche durch ihre Abstammung

und ihre Familien-Tradition gleichsam ein Recht darauf hat, vom Vatikan mit freundlichen Blicken empfangen zu werden.

Es ist trotzdem nicht anzunehmen, daß die orleanistische Prinzessin an der Seite ihres italienischen Gemahls den Versuch machen wird kirchlicher Restaurations-Politik sich zu Dienst zu stellen oder gar die prätendentischen Interessen ihres Hauses zu fördern. Aber in der Familie, der sie angehört, sind von altersher weibliche Hände von der unwiderstehlichen Lust gelenkt worden, an feinen politischen Intriguengeweben zu spinnen. Ein Beispiel aus kurz verflossener Zeit ist die Cousine der Prinzessin von Orleans, die Tochter des Herzogs von Chartres, welche Prinz Waldemar von Dänemark zu seiner Gemahlin wählte. Diese Dame hat nicht bloß in Dänemark eine sehr eifrige katholische Propaganda ins Leben gerufen, sie hat auch im Interesse Frankreichs, obgleich dasselbe eine Republik und als solche der absolute Gegensatz der Hoffnungen ihres Hauses ist, sehr emsige diplomatische Arbeit geleistet. In diesem Punkte bestand zwischen dem Republikaner Carnot und der orleanistischen Prinzessin keine Kluft. Prinzessin Waldemar war ein Liebling des verstorbenen Zar Alexander III., der während seiner Besuche in Kopenhagen gern mit ihr verkehrte, und als die republikanische Regierung ihr zumutete, den Zar für ein Bündnis mit Frankreich ju gewinnen, gab sie sich sofort und ohne Widerstreben zu diesem Dienste her. Wenn es sich

um die nationalen Interessen Frankreichs handelt, hört der Unterschied zwischen Republikanern und Royalisten auf; der republikanische Präsident wie der orleanistische Prätendent sind in gleicher Weise an die Volksgunst gebunden, um die ein erfolgreicher Wettlauf nur möglich ist auf dem Felde, welches mit dem Gedanken der Revanche gepflügt wird. Wie der Papst dem vatikanischen Interesse zu Liebe auch der Republik sein Wohlwollen zuwendet, so ist der Gegensatz zn Deutschland das entscheidende Motiv in Frankreich nicht bloß für die, welche regieren, sondern auch für diejenigen, welche wieder regieren wollen. Es war nicht die Schuld der Prinzessin Waldemar von Dänemark aus dem Hause Orleans, daß das von ihr im Vereine mit der republikanischen Regierung gesponnene Gewebe durchschnitten wurde, bevor es fertig war; aber man weiß doch seitdem, daß orleanistische Prinzessinnen in der Fremde es nicht für unvereinbar mit den Prätendentschafts-Ansprüchen ihres Hauses halten, den Feinden der Republik nach Kräften zu schaden.

Man sagt König Humbert habe sich eine Weile gesträubt zu der Verlobung seines Neffen mit der orleanistischen Prinzessin seine Zustimmung zu geben. Vielleicht geschah dies im Hinblicke auf die französische Republik, vielleicht auch im Hinblick auf den Vatikan. Aber die Dinge liegen in Wahrheit nicht so, daß man in Paris wegen der verwandtschaftlichen Verbindung des orleanistischen Prätendentums mit dem italienischen

Königshause besorgt zu sein braucht, oder daß das Verhältnis des Papstes zur französischen Republik durch dieselbe verändert werden könnte. Die Politik ist wohl noch manchmal Vermittlerin bei Heiraten in regierenden Häusern, aber das Haus Orleans regiert nicht es heiratet nur. Die Zeiten, in welchen Ludwig Philipp die dynastische Heiratspolitik im großen Stile betrieb, und den berühmten spanischen Heiraten sogar die entente cordiale mit England opferte, sind vorüber. Vielleicht hat der Herzog von Aumale, als er in seinem Schlosse Chantilly die Hände seiner Großnichte und des Herzogs von Aosta in einander legte, sich an die vergangene Herrlichkeit erinnert; daß sie wieder aufleben könnte, hat er sich schwerlich eingebildet. Man hat die orleanistische Prinzessin ruhig in die neue italienische Heimat einziehen sehen; für diplomatische Kunstgriffe von weiblicher Hand ist in Rom kein Feld. Die Gegensätze, die dort bestehen oder von dort aus in die europäische Polilik hineinreichen, sind zu spröde um für zarte Frauenhand eine willige Klaviatur abzugeben. Ueber diese Tasten fahren, bald leise und heimlich, wie in scheuem pianissimo, bald kräftig und stürmisch, wie in dröhnendem forte geübte Männerhände und auch ihnen gelingt es nicht die vorhandenen Dissonanzen in gefällige Harmonie aufzulösen.

Die Verlobung des Kronprinzen von Italien bildete seiner Zeit einen Hauptgegenstand für die Erörterungen der italienischen Presse. Das freudige

Ereignis kam um so unerwarteter, als man den Kronprinzen in der Phantasie schon mit fast allen europäischen Prinzessinnen — exklusive der deutschen und englischen — nach einander verlobt hatte, ohne daß der zähe Prinz der Welt aber den Gefallen gethan hätte, von seinem Vorsatz Junggeselle zu bleiben, abzustehen. Welche Mühe gaben sich in der That die verschiedenen auf einander folgenden Ministerpräsidenten den jungen Viktor Emanuel ins Ehejoch zu spannen! Vergebens ließ sogar Crispi dereinst ein Prachtalbum sämtlicher heiratsfähiger Prinzessinnen zusammenstellen und dem Königssohne zur Wahl vorlegen. Seine kategorische Antwort, welche die Königin Margherita tief betrübte, lautete stets: „Ich werde niemals heiraten.“ Und dann ist selbst dieser hartgesottenste aller prinzlichen Hagestolze dem Pfeil Amors erlegen! Allerdings kein Wunder für jemand, der den Liebreiz der Braut gesehen. In diesem Falle war, was man auch sagen möge, von der „Staatsraison“ nicht die Rede; der Kronprinz führte die schöne Prinzessin Helene von Montenegro einfach deshalb heim, weil er sterblich in sie verliebt war!

Von der schwiegerväterlichen Familie in Cetinje war bis dahin nicht viel mehr bekannt, als daß Fürst Nikolaus in Petersburg in hoher Gunst stand und vom verstorbenen Zaren sogar, wie jedes Kind weiß, als der „einzige Freund“ bezeichnet wurde. Dann erfuhr man aber, daß der Fürst der schwarzen Berge auch ein

begabter Poet sei und ein Gedicht „Balanska Carica“ (Die Kaiserin des Balkans) verfaßt habe, das des Fürsten Sohn Prinz Mirko beabsichtigte zu einer Oper zu verwenden, die demnächst im kleinen Hoftheater zu Cetinje aufgeführt werden sollte. Prinz Mirko sollte nämlich, wie es hieß bereits mehrere Operetten und Lieder komponiert haben. Fast alle Töchter und Söhne des Fürsten sollen künstlerisch veranlagt sein, nicht zum geringsten Prinzessin Helene, die also im schönen Kunstlande Italien an die richtige Stelle gesetzt ist.

Die Verlobung des Thronfolgers von Italien mit der Prinzessin Helene von Montenegro machte den hohen Bräutigam und seine Nationalität bei den Bewohnern der Schwarzen Berge auf einmal sehr beliebt. Derselbe wurde — so berichteten alsbald italienische Blätter — enthusiastisch gefeiert, die italienische Tricolore war Gegenstund lauter Ovationen. Die Verlobungs-Ceremonie verlief einfach und würdig. Der Kronprinz von Italien, der die Generals-Uniform trug, hielt um die Hand der Prinzessin in italienischer Sprache an und Fürst Nikolaus sprach die Gewährung dieser Bitte gleichfalls in italienischer Sprache aus. Während der ganzen Feier wurde fast nur italienisch gesprochen. Die fürstlichen Damen sprachen diese Sprache mit Meisterschaft. Der Kronprinz küßte die Eltern seiner Braut und überreichte der letzteren ein kostbares Armband, dessen Wert auf eine Million Francs zu schätzen war. Das Handschreiben des Zaren, welches der Spezialge-

sandte Radoraky überbrachte, war in dem herzlichsten Tone abgefaßt und meldete die Einwilligung des heiligen Synod zum Glaubenswechsel der Prinzessin, welcher vor dem Erzbischof von Antivari vorgenommen wurde.

Wie alle Kronprinzen der Welt, ist auch Victor Emanuel von Savoyen, der einzige Sohn König Umbertos und Enkel des großen Re Galantuomo, bisher nur wenig in die Öffentlichkeit getreten; dafür beschäftigt sich diese letztere desto lebhafter mit ihm und erörtert und schildert ihn häufig in einer der Wahrheit direkt widersprechenden Weise. Welche Märchen gingen nicht über den Prinzen schon um! Bald hieß es er sei todkrank und man habe allen Ernstes die Möglichkeit zu erwägen, daß der junge Herzog von Aosta dereinst den Thron besteige, bald soll der Prinz den greisen Staatsmann Crispi mitgestürzt haben und dergleichen mehr. Vollends absonderlich klingt aber was über den Charakter des Prinzen verlautet: er soll finster, despotisch veranlagt sein, über militärischen Neigungen alles andere vergessen, kurz alles Zeug zum Autokraten besitzen, und geradezu neronische Zeiten würden unter seiner Regierung über das arme Italien hereinbrechen.

Aus wahrhaften Quellen wird jedoch versichert, daß an dem allen kein wahres Wort sei. Vor allem ist es der langjährige Lehrer des Prinzen, der Abgeordnete Morandi, dem nachstehende Charakteristik zu danken ist. Derselbe war fünf Jahre lang tagtäglich um den Prinzen, den er dadurch gründlich kennen und schätzen

lernte. Über die wahrhaft spartanische Erziehung Victor Emanuels hat Professor Morandi in seiner vortrefflichen und weitverbreiteten „Antologie“ interessante Einzelheiten berichtet.

Schon vom zwölften Jahre an mußte der Prinz sich Sommer und Winter bei Tagesanbruch erheben und wehe ihm, wenn er sich ein paar Minuten verspätete. Sein Erzieher, der durch seine fürchterliche Strenge bekannte General Osio, strafte den Jungen sofort durch Entziehung des Frühstücks. Nach dem Aufstehen nahm der Prinz — auch im Winter — ein kaltes Bad und erhielt dann seinen Unterricht, während die Freizeit dem Reiten, Soldatenspielen im Parke des Admirals, dem Münzensammeln, der Beschäftigung mit Photographieren u. s. w. gewidmet war. In der Numismatik wie im Photographieren brachte es der junge Mann in der Folge zu einer wahren Meisterschaft; er photographiert heute so gut, wenn nicht besser, als ein Photograph von Beruf und als Numismatiker hat er eine Sammlung, wie man sie selten findet. In einem Briefe, den der Prinz an seinen alten Lehrer sandte, hieß es: er habe nunmehr an 12000 allein italienische Münzen. Und weiter gab der Prinz aus dem Gedächtnis dem Professor über alle möglichen Gegenstände auf numismatischem Gebiete Aufschluß, so über gewisse Münzen von Perugia mit dem Greifenwappen, die seiner Ansicht nach nicht einer von Morandi angegebenen, sondern einer anderen geschichtlichen Periode angehören sollten. Und dafür

giebt der Prinz in seinem Briefe, der nebenbei ein Meisterwerk an Statistik und Präzision ist, alle möglichen Gründe an; notabene aus dem Gedächtnis und unter Berufung auf gewisse, von ihm seiner Zeit gelesene numismatische Bücher, namentlich das „ausgezeichnete Werk Cohens.“ Vergessen wir hier nicht hinzuzufügen, daß die Schrift des dereinstigen Königs eine auffallende Ähnlichkeit mit den energischen, charakteristisch wuchtigen, dabei aufrechten Zügen des Fürsten Bismarck hat. Ein Graphologe hätte seine Freude daran und würde vermutlich zu einem für den Prinzen sehr schmeichelhaften Schlusse kommen. Auch in der Malerei leistet Victor Emanuel recht Hübsches; so finden wir von ihm im Salon des Professors eine treffliche Marine in Aquarell.

Doch zurück zu dieser „Prinzenerziehung“, die zwar nicht auf der demokratischen Schulbank des Gymnasiums vor sich ging, darum aber doch einen modernen und vernünftigen Charakter trug. Der Strenge seines Gouverneurs, des schon erwähnten Generals Osio (eine wahre Korporalsnatur!), welcherseitens des Königs carte blanche hatte, verdankte es der Knabe, wenn er schon frühzeitig an einfache Lebensführung gewöhnt wurde, statt sich mit den Leckerbissen einer raffinierten Hofküche den Magen zu verderben, mußte gediegene und kräftige Kost, wie Beefsteaks u. s. w. genügen; Süßigkeiten, wofür der Italiener im allgemeinen sehr inkliniert, fehlten meist auf der prinzlichen Tafel. Auch gehungert mußte

zuweilen werden, wie denn die Königin einmal dem nach der „Colazione“ (Frühstück) drängenden Prinzen, während der König noch mit dem Unterzeichnen von Dekreten beschäftigt war, statt aller Antwort den Dante vorhält. Die aufgeschlagene Stelle enthielt die Tragödie des Grafen Ugolino und seiner Söhne im Hungerturm! — Die Unterrichtsfächer, die Victor zu bewältigen hatte, waren Legion; zu französisch und englisch, das er schon als Kind geläufig sprach, kam später noch deutsch, ferner natürlich Latein, griechisch und überhaupt alle Gegenstände der Gymnasialbildung, die ihrerseits nachher dem Studium der Naturwissenschaften, des Staatsrechts, der Volkswirtschaft u. s. w. Platz machten. Und in allem arbeitete der Prinz, wie Bonghi feststellt, mit einem Eifer, den nur wenige junge Leute besitzen, wie auch nur wenige „eine so gediegene und umsichtige Erziehung genießen.“ Welcher Gegenstand ihm mehr zusagte ist schwer zu entscheiden; alle waren ihm gleich geläufig; in der Geographie soll er den bekannten Professor Della Vedora in Erstaunen gesetzt haben, in der Geschichte gab er Urteile ab, die einen loyalen Staatsminister eine Gänsehaut über den Rücken treiben mochten.

Vor einem kritischen Geiste und „ohne Vorurteile“ kann Prinz Victor Emanuel thatsächlich als moderner Mensch gelten. Als beim historischen Examen im Beisein des Königspaares und der Generale Ricotti, Cosenz, und Pasi das Los wollte, daß der Prinz sich über die italienischen Freiheitsbewegungen der ersten Hälfte des

Jahrhunderts äußere, nahm er durchaus kein Blatt vor den Mund und kritisierte seinen unglücklichen Vorfahren Karl Albert so scharf, wie dies jeder Politiker oder Geschichtsschreiber gethan hätte. Die Anwesenheit des königlichen Vaters beeinträchtigte die Freiheit, die absolute Unabhängigkeit seines Urteils nicht im geringsten, und dies spricht mehr als vieles andere für den Ernst seines Charakters.

Was den Geist des Prinzen weiter charakterisiert, ist ein fast gänzlicher Mangel an Phantasie, was auch vielleicht erklärt, daß er zwar Dante, aber nicht Ariost liebt. Die Vernunft, der Rationalismus beherrschen eben sein Gefühlsleben dermaßen, daß er als kalter, nordischer Charakter gelten kann: Eigenschaften, die bei einem künftigen Könige nicht hoch genug anzuschlagen sind; schützen sie doch vor jeder übereilten Handlung, zumal wenn sie, wie bei dem Kronprinzen, Dank der strengsten Erziehung, mit einem eisernen Pflichtbewußtsein Hand in Hand gehen. Diese Kälte des Empfindens schließt auch Ausbrüche des Jähzorns aus, wie jener zur Legende gewordene, den die Illustrazione italiana erfunden hat und den die ganze Welt nunmehr glaubt. Als kleiner Junge soll Prinz Victor einmal seinen ihn ärgernden Spielgenossen drohend zugerufen haben: „Wartet mal, wenn ich erst König bin, lasse ich euch alle köpfen.“ Der König soll über dieses etwas starke Bonmot seines Sprößlings sehr aufgebracht gewesen sein und den Prinzen streng bestraft haben. Nun, der Prinz



Helene, Kronprinzessin von Italien.

— der es doch wissen muß — hat diese ganze Geschichte unserem Gewährsmann, dem Abgeordneten Morandi gegenüber als Erfindung von A bis Z bezeichnet.

Trotz seines mitunter etwas melancholischen Aussehens hat Prinz Victor eine überaus heitere, joviale Natur und ist im Freundeskreise stets zu Scherzen aufgelegt; dabei ist er durchaus offen, und hält mit seiner Ansicht nicht hinter dem Berge, ob sie nun den Leuten gefallen mag, oder nicht; ein dem geschmeidigen italienischen Volkscharakter sonst widersprechender Zug, der auf das deutsche Blut hinweist, das in Victors Adern fließt. Alles in allem ist er das, was man italienisch einen „spirito equilibrato, misurato“, einen maßvollen, harmonisch in sich ausgeglichenen Geist nennt, der sich in allem an den Spruch der Weisen hält und von dem Bonghi sagen konnte „questo giovane mi dà soggezione“, d. h. so viel als: Diesem jungen Mann gegenüber (er zählte damals erst 17 Jahre) geniere ich mich, er kontrolliert einen zu sehr.

Obschon mit Leib und Seele — vielleicht sogar etwas zu sehr — Soldat, bewahrt Victor Emanuel doch, wie gesagt, in allem den Charakter des modernen Menschen; aber nicht nur, indem er sich über die Literatur der Neuzeit, über die Presse u. s. w. auf dem Laufenden hält, sondern auch in sozialer Beziehung. Hier soll er sogar eine Vorliebe für gewisse Forderungen des sozialistischen Programms an den Tag legen — eine Vorliebe, die vielleicht seinerzeit die noch in den Windeln

liegende soziale Gesetzgebung in Italien beeinflussen und fördern wird. Daß der Prinz nicht — wie dies bei seinesgleichen gegenwärtig Mode — unter die Schriftgehen will, obschon er z. B. über seine Orientreise eine Menge interessanter Dinge zu erzählen wüßte, und ganze Bände voll Notizen mitgebracht hat, — diese seine Abneigung gegen literarischen Ruhm hat er selbst mit dem nur allzu wahren Wort erklärt: „Wozu ein Buch schreiben, wenn ich doch die Wahrheit nicht sagen darf?“ Schade, denn bei der nüchternen, realistisch scharfen und phantasielosen Auffassung des Prinzen würde ein solches Werk einen politischen Wert besitzen.

Des Prinzen Gesundheit läßt, trotz der vielen Legenden, nichts zu wünschen übrig. Die spartanische Erziehung General Osios hat es verstanden, dem zart veranlagten Organismus eine derartige Widerstandskraft zu geben, daß Victor Emanuel — von den üblichen Kinderkrankheiten abgesehen — thatsächlich noch niemals krank war. Immerhin schwebte der Prinz — der einzige Sohn des Königs — bereits zweimal in ernster Lebensgefahr. Einmal als er — damals 14 Jahre alt — den Dynamitversuchen der Pioniere beiwohnte, und dabei am Knie verwundet wurde; ein zweites Mal bei einer Explosion im chemischen Laboratorium, wo er gleichfalls nur wie durch ein Wunder dem Tode entging. Beide Male bewahrte der Prinz seine Kaltblütigkeit durchaus — so ließ man auch, obschon Victor verwundet und verbunden zu Bette lag, den Unterricht

keineswegs ausfallen und Professor Morando gab trotz des Geschehenen dem Prinzen Lektion.

Des Prinzen angebliches Eingreifen in die jüngsten Ereignisse, seine angebliche Beteiligung am Sturze Crispis u. s. w. ist zur Zeit kaum mit Sicherheit zu zu erörtern, besonders was letzteres Faktum betrifft, so ist ein Zweifel daran mehr als erlaubt, da der Prinz sich mit dem greisen Ministerpräsidenten stets gut gestellt zu haben scheint. Zu der Afrikafrage wissen wir nur, daß er — wie bekanntlich auch der König — als Soldat eine Revanche gewiß von Herzen gern herbeigewünscht hätte, die Unmöglichkeit einer solchen aber einsah. Und in außerpolitischer Beziehung? Das freundschaftliche Verhältnis zu Kaiser Wilhelm und seine Sympathie für Deutschland sind zu bekannt, als daß wir ein Wort darüber zu verlieren brauchten. Aber doch ist die ganze Persönlichkeit Victor Emanuels wieder zu maßvoll, zu „equilibrato“, als daß er dafür nicht auch noch anderen Völkern Sympathie schenken sollte. So ist bemerkenswert, wie Tainerzeit seiner Zeit an Morando schrieb und ihn bat seinen ganzen Einfluß aufzubieten, damit sein Schüler, der junge Prinz, sich nicht daran gewöhne Frankreich und die Franzosen nach ihrem Parlament und nach der lärmenden Boulevardpresse zu beurteilen.

Und Victor Emanuel als . . . König? Wird er dereinst die Fußtapfen seines streng konstitutionellen, und dafür auf die eigene Initiative verzichtenden Vaters wandeln, oder aber die seines kühnen, gewaltigen Groß-

vaters, des glorreichen Victor Emanuel I.? Wir wissen es nicht — nur das scheint uns sicher, daß Victor Emanuel II. für Italien und die Welt dereinst den „bon sens“ auf dem Thron repräsentieren und an seiner Gemahlin die vortrefflichste Stütze seiner Regierung finden wird.

Eine Exkaiserin.

Versetzen wir uns einen Augenblick in das Paris des zweiten Kaiserreiches: Napoleons stolzeste Wünsche sind in Erfüllung gegangen, seine Gemahlin hat ihm, hat Frankreich mit einem Kinde beschenkt, das, so hofft der frohe Vater, dereinst nach ihm die Krone tragen und sie im Stamme der Bonapartes forterben soll. Während in Paris sich Fest an Fest drängt, schreiten die Troupiers Frankreichs gehobenen Hauptes und stolzen Schrittes durch die Straßen des eroberten Sebastopol. Jeder Stein in den Wällen der Pontusfeste bezeugt ihre Tapferkeit und Ausdauer. In dem prachtvollen Hotel auf dem Quai d'Orsay in Paris tagen gleichzeitig die Vertreter der fünf Großmächte, der Türkei und Sardiniens, um den ewigen Frieden fertig zu machen. Walewski ist da und Mehemed Djemel Bey, der türkische Reformator, der nachträglich zugelassene Manteuffel und Camillo Benso di Cavour, der den kleinsten Staat repräsentierte und die Vertreter aller Großmächte um Haupteslänge überragte. Beim Taufschmaus zu Ehren des Prinzen, den man als „Kind von Frankreich" pries, erhob der Gesandte des Freiherrn von Beust, der gewandte Baron

von Seebach, sein Glas: „Ich trinke, sagte er, auf die Gesundheit dieses Kindes, das wie ein Regenbogen nach Stürmen als Bürgschaft des dauernden Friedens erscheint!“ — Und die Gläser klangen hell zusammen.

Der ewige Frieden, den unter dem beifälligen Zuruf der Diplomaten Freiherr von Seebach proklamierte, wurde bald zu einem wenig unterbrochenen Kriege. Ströme von Blut düngten den Boden des Weltteils in den Ebenen der Lombardei, in den Marschen Schleswigs, in Böhmen und an den Nebengeländen des Main, in Frankreichs lachenden Fluren. Es war das napoleonische Frankreich, das nur wenige Jahre nach dem Krimkriege die Schlachten von Magenta und Solferino schlug, das dann scheel auf Deutschlands erste Anfänge in der Wiedergewinnung seiner Einheit blickend am Abend des Sieges von Königgrätz durch sein wüstes Rachegeschrei die Saat zu den Tagen von Wörth und Sedan aussäete. Welchen Anteil auch Napoleon III. am letzten Kriege persönlich gehabt hat — er mag ihn nicht gewollt haben — seit dem 2. Dezember, der das zweite Empire schuf, galt er als die Verkörperung einer neuen, kriegerischen Aera, einer Umwälzung Europas. Sie hat sich vollzogen — gegen ihn. Der Prinz, dessen Geburt als Unterpfand und Bürgschaft des ewigen Friedens verkündet wurde, landete, ein vierzehnjähriger Knabe, am Tage nach der Gefangennahme seines Vaters, als Flüchtling auf englischem Boden, wo er mit seiner Mutter zusammentraf, die an demselben Tage, wo ihr

Gemahl in Kassel anlangte, Paris über Hals und Kopf verlassen hatte. Die Schrecknisse der Irrfahrten der Kaiserin Eugenie von Paris nach England, ihr thränenreiches Wiedersehen des Prinzen in Hastings, den sie wenige Wochen vorher hoffnungsvoll und siegesgewiß mit dem Kaiser hatte zur Armee aufbrechen sehen, die Fahrt des gefangenen Kaisers vom Schlachtfelde an der Grenze Belgiens nach Kassel, alles das ist in dieser Zeit bei Gelegenheit des fünfundzwanzigjährigen Gedenktages der Schlacht bei Sedan viel geschildert worden, lauter Bilder, die uns einen Sturz von der Höhe des Lebens in eine jähe Tiefe vorführen, wie ihn die Geschichte nicht oft verzeichnet.

Aber das Maß des Unglücks war für die Kaiserin Eugenie noch nicht voll. Im Januar 1873 starb Kaiser Napoleon III. in der Verbannung. Man fragte sich damals, ob die einst so mächtige Volkserinnerung an Napoleon I., welche dem Neffen den Weg zum Throne bahnte, ob die Erinnerung an die zwanzig Jahre äußerer Wohlfahrt und äußeren Glanzes, welche dem Sturze Napoleon III. vorhergingen, dereinst auch dem Sohne desselben zustatten kommen würden. Die Vorsehung löste diese Frage in nicht vorhergesehener Weise. Der Prinz überlebte den Vater nur sechs Jahre. Sein Ende ist bekannt. Durch Lord Sydney, Großkämmerer der Königin Victoria, wurde die Schreckenspost nach Chislehurst gebracht und, wie immer in ähnlichem Falle entstand die Frage, wem die traurige

Pflicht obliege, das Entsetzliche der Kaiserin zu melden. „Niemals,“ seufzte der Herzog von Bassano, „werden meine Lippen solche Worte zu stammeln vermögen.“ Allein es war des alten, im Bonapartismus ergrauten Kammerherrn Pflicht, die Jammerbotschaft zu melden, sonst hätte sie die Kaiserin aus der Zeitung erfahren können. So begab er sich denn trotz der frühen Morgenstunde zu seiner Herrin, die ihn etwas erstaunt fragte, ob er Nachrichten aus dem Zululande bringe. Nachrichten brachte er allerdings, leider schlechte, der Prinz sei krank ... ein Gefecht habe stattgefunden ... der Prinz sei verwundet. Wort für Wort mußte die arme Mutter dem Hiobsboten mit banger, atemlos drängender Frage aus der Kehle ziehen. Ihr Entschluß war Augenblicks gefaßt: sie wollte fort, heute noch, mit dem nächsten, besten Schiffe, um ihren leidenden Sohn in dem wilden Lande aufzusuchen. Unverweilt traf sie die nötigen Anordnungen, gab sie ihren Frauen Befehl zur Abreise. Doch plötzlich stockte sie. Der alte Herzog stand noch immer bleich und zagend auf der Schwelle des Zimmers, als wagte er nicht einzutreten. War der Prinz vielleicht gefährlich verwundet? War er vielleicht ...? Die Kaiserin sprang auf, drehte den alten Herrn gegen das Fenster, stierte ihm forschend ins Gesicht. Die Thränen strömten ihm aus den Augen und mehr brauchte sie ja nicht zu wissen. Die Fahrt nach dem Zululande hat sie bekanntlich dennoch unternommen, begleitet von dem Sohne des Herzogs von Bassano, auch wie es schien, von irgend

einer unmöglichen Hoffnung angetrieben. Durch diese Reise sollte wenigstens die schreckliche Thatsache selbst außer allen Zweifel gesetzt werden. Auf dem Schauplatze derselben angekommen, ließ sich die Kaiserin alles haarklein berichten, wurde aber vom Schmerz überwältigt und fiel auf derselben Stelle, wo der junge Prinz von der Waffe eines Wilden durchbohrt worden war, in Ohnmacht.

Die arme Kaiserin! Welche Herrscherin ist je mit furchtbareren Schicksalsschlägen so schwer heimgesucht worden! Sie fordert alle die Teilnahme heraus, die jedermann, Freund und Feind, dem Unglück schuldig sind. Kaiser Wilhelm II. bewies diese Teilnahme vor fünf Jahren, als er der Kaiserin Eugenie seinen Besuch machte als — englischer Offizier; er durfte ihr nicht den Anblick der preußischen Uniform bieten, die bitterste Erinnerung für sie seit Sadowa und wie viel mehr seit Sedan! Man hat gefragt: wie kam die Kaiserin Eugenie, deren verhängnisvoller Einfluß auf die französische Politik kaum noch geleugnet werden kann, überhaupt dazu sich um eine so spröde und öfters so widerwärtige, scheinbar unweibliche Sache, wie die Politik es ist, zu kümmern? Vermutlich war ihr der Hang dazu angeboren oder anerzogen, es wird aber gesagt er schlummerte in den ersten Jahren ihrer Ehe. Erst als sie Enttäuschungen und Kümmernisse erduldete, die ihr Frauenherz erschütterten, suchte sie anderswo nach einem Troste, und diesen fand sie in der eifrigen Teilnahme an den Geschäften des

Staates. So erzählt ihre Vorleserin Carette. Louis Napoleon konnte und wollte ihren Einfluß nicht brechen. Während des italienischen Krieges 1859 wurde ihr zum ersten Mal die Regentschaft übertragen und sie erhielt von da an das Recht, jedem Ministerrate beizuwohnen. Wäre ihr eheliches Glück ungetrübt geblieben, so würde vielleicht manches in Frankreich anders geworden sein.

Führt man die Einmischung der Kaiserin Eugenie in die Politik auf die Liebesgeschichten ihres Gemahls zurück, so müssen diese schon frühe begonnen haben. Herr v. Sybel allerdings behauptet, die Kaiserin habe erst im Jahre 1865, nach dem ersteren stärkeren Anfall der quälenden Krankheit Napoleons, die seitdem den Rest seines Lebens vergiftete, angefangen sich um Politik zu kümmern, lediglich um den Gemahl in seinen Regierungssorgen bei seiner geschwächten Kraft zu unterstützen. Von der Zeit vor 1865 sagt er: „In den ersten Jahren ihrer damals zärtlichen Ehe schwammen sie, der Kaiser und die Kaiserin, in Glück und Lebenslust. Sehr schnell hatte sie sich mit weiblichem Takte in die würdige Repräsentation ihrer hohen Stellung gefunden; von geistigen oder politischen Dingen war damals bei ihr keine Rede; als der Kaiser bei seinem Aufbruch zum italienischen Kriege sie zur Regentin während seiner Abwesenheit ernannte, hatte sie kein anderes Gefühl als Schmerz über die Trennung und Sorge über die Gefahren des Krieges. Oft mußte sie auf den Balkon hinaustreten, um ausmarschierende

Regimenter unter Jubelrufen vorüber defilieren zu sehen; dann grüßte und winkte sie freundlich, aber unter Thränen und Schluchzen; unsere arme Kaiserin, schrieb ihr alter Freund Méromée, hat verweinte Augen, dick wie Eier. Die Kürze der Trennung ersparte ihr die Regierungssorgen; der einzige Wunsch, den sie als Regentin geäußert hat, war der möglichst rasche Friedensschluß. Er wurde ihr erfüllt. Schon damals nahm der Zorn der revolutionären Parteien sie zur Zielscheibe, sie sei es gewesen, welche ihren Gemahl zum vorzeitigen Abbruch eines großen Befreiungskrieges bestimmt hätte. Es war aus der Luft gegriffen; die wahren Ursachen des Friedens von Villafranca liegen offen vor aller Welt Augen. Eugenie konnte sich wieder ihrer bisherigen Hauptarbeit widmen, der Herrschaft über die jährlichen Schöpfungen der Pariser und damit der europäischen Moden. Diese Sorge für die äußere Erscheinung war hier begreiflich; es verlohnte sich bei ihr sich zu schmücken. Denn sie war von hinreißender Schönheit und zugleich von selten natürlicher Anmut.“

Vor uns liegt die 1889 erschienene Korrespondenz des ehemaligen französischen Minister des Äußern Thouvenel mit Gramont und anderen. Sie umfaßt die Jahre 1860--1862. Der italienische Krieg und seine Folgen bereiteten, wie diese Schrift nachweist, dem Kaiser der Franzosen ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten. Er wollte das Widersprechendste vereinigen, mit Cawour im Einverständniß bleiben und doch auch die

Kaiserin nicht vor den Kopf stoßen. Die Korrespondenz des ehemaligen französischen Ministers Thouvenel, also aktenmäßige Beläge, beleuchten die Lage in der sich Kaiser Napoleon damals befand in überraschender Weise. Sie führen uns schon während des Krieges von 1859 die Kaiserin in voller politischer Aktion vor, im Kampf mit dem Kaiser. Für welche „Idee" zogen denn die Regimenter unter den Augen der Kaiserin in den Krieg? Für die Befreiung Italiens von Österreich und — Roms. Das führte bereits zu den ernstesten Konflikten zwischen Kaiser und Kaiserin.

Die kaiserliche Regierung wußte wohl, daß sie mit dem Grafen Cawour kein leichtes Spiel haben würde. „Alles, was hier vorgeht," schrieb der Herzog von Gramont, „und alles, was sich in Italien vorbereitet, beweist, wie Recht der Kaiser hat sich mit der Notwendigkeit einer vollständigen Räumung der Halbinsel zu beschäftigen. Meiner Meinung nach ist dies nicht nur notwendig, sondern sogar höchst dringlich. Wir haben es mit einem Manne zu thun (Graf Cavour), der uns bis jetzt immer an Raschheit der Entschließung und Ausführung des Beschlossenen überholt hat und der uns sehr geschickt darauf beschränkt hat das zu thun, was wir konnten, statt das zu thun, was wir wollten. Das Nämliche wird wieder geschehen, wenn er die Marken und Umbrien angreift, während wir in Rom stehen, und die kaiserliche Regierung wird eine viel ernstere Bewegung entstehen sehen, als diejenige es war,

die eben jetzt zu Ende geht; denn die öffentliche Meinung wird nicht ohne scharfe Vorwürfe die falsche und unbequeme Stellung hinnehmen, die unsere Truppen haben, indem sie in Rom den Papsthüten und im übrigen Teil seiner Staaten dem Einbruch der Piemontesen Gewehr bei Fuß zusehen."

Die Frage der weltlichen Herrschaft des Papsttums spitzte sich von Tag zu Tag schärfer zu. Die Umgebung des Kaisers selbst war geteilter Ansicht, Herr Thouvenel war für die Räumung Roms. Herr Persigny sagte: „Wir haben das Käppchen des Papstes in den Kot geworfen und nun werden wir ja sehen, ob man es wieder herausholen kann." Es ist bekannt, daß namentlich Prinz Napoleon gegen den Papst wütete. Im entgegengesetzten Sinne wirkte die Kaiserin Eugenie und zwar nicht ohne Erfolg. Die Korrespondenz liefert dafür den Beweis.

Thouvenel scheint über Napoleon III. als Mann nicht schlecht gedacht zu haben, jedoch hielt er ihn für einen zwar keineswegs unbegabten, aber willensschwachen Staatsmann. Auch er erklärte die Kaiserin für den bösen Geist Napoleons. Er schilderte sie als eigensinnig, unwissend, hochmütig; es genügte ihr nicht, das Szepter in der Mode zu schwingen, sie wollte auch in der Regierung herrschen.

Nach dem italienischen Kriege waren wegen des Verhaltens Victor Emanuels zu dem Vorgehen der revolutionären Partei die diplomatischen Beziehungen

zwischen Turin und den Tuilerien abgebrochen worden. Der Kaiser sah indeß bald ein, daß dies ein Fehler war und er entschloß sich die Beziehungen wieder herzustellen. Die Gründe für diese Schwenkung lagen auf der Hand. Man hatte für die Vergrößerung Sardiniens Krieg geführt und es war besser, zu gewissen Dingen ein Auge zuzudrücken und einen Alliierten zu erhalten, als zu der Entwickelung, die man nun einmal doch nicht mehr hindern konnte, auch noch die Feindschaft Italiens sich auf den Hals zu laden. Thouvenel teilte diese Anschauung. Was aber würde die Kaiserin dazu sagen, die sich den Schutz des Kirchenstaates und den Widerstand gegen Victor Emanuel in den Kopf gesetzt hatte?

Auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers hatte Thouvenel seit mehreren Wochen den Bericht vorbereitet, der vor den fremden Regierungen und vor der öffentlichen Meinung die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen mit Italien rechtfertigen sollte. Da jedoch Napoleon die tiefinnersten Gefühle der Kaiserin kannte und ihre Vorwürfe fürchtete, so hatte er seinem Minister des Auswärtigen anempfohlen, zu jeder Ministerratssitzung den Bericht in seinem Portefeuille mitzubringen, denselben aber erst dann herauszunehmen und vorzulesen, wenn der Kaiser ihn dazu formell auffordern würde. Die Zeit verstrich und der Bericht ruhte immer noch in dem Portefeuille des Ministers. Inzwischen hatte der Kaiser einen günstigen Augenblick abgewartet,

er hatte die Kaiserin zu gewinnen versucht, indem er in ihrer Gegenwart sein Bedauern über die gespannten Beziehungen Frankreichs zu Victor Emanuel ausdrückte. Da sie nicht widersprach, glaubte er sie hinreichend auf das Folgende vorbereitet zu haben und so sagte er endlich eines Morgens in der Ministerialsitzung zu Thouvenel:

„Herr Minister, haben Sie die Güte, bitte, und unterrichten Sie den Ministerrat über den Stand unserer Beziehungen zu Italien.“

Thouvenel nahm den mit Napoleon vorher vereinbarten Bericht aus seinem Behälter und begann zu lesen. Der Bericht schloß mit dem Antrag, die diplomatischen Beziehungen mit Italien wieder aufzunehmen. Die Kaiserin Eugenie nahm wie gewöhnlich am Ministerrat Teil. Mitten in der Vorlesung des Berichtes erhob sie sich plötzlich mit allen Zeichen höchster Erregung. Thränen brachen aus ihren Augen, dann stürzte sie wütend aus dem Saal und ließ den Ministerrat in größter Verblüffung zurück.

Das lange und sehr peinliche Stillschweigen, das jetzt folgte, unterbrach zuerst Napoleon. Er sagte mit seiner gewöhnlichen Unempfindlichkeit zu Marschall Vaillant, Minister des kaiserlichen Hauses: „Mein lieber Marschall folgen Sie der Kaiserin und beschäftigen Sie sich mit ihr.“ Der Marschall führte die Weisung aus und der Ministerrat setzte seine Beratungen fort. Was nachher zwischen dem Kaiser und der Kaiserin vorfiel,

darüber schweigt die Geschichte und die Korrespondenz. Die letztere weiß nur zu berichten, daß von diesem Tage an Thouvenel von der Kaiserin mit der ausgesuchtesten Kälte behandelt wurde.

Wie zehn Jahre später beim Ausbruch des Krieges mit Deutschland, hatte also damals schon die Kaiserin ihre eigne Politik und die Rolle, die diese leidenschaftliche, voreingenommene und eigensinnige Frau in der Regierung spielte, ist der Hauptinhalt der unter dem Titel „das Geheimnis des Kaisers“ von der Familie des Ministers Thouvenel herausgegebenen Korrespondenz desselben. Nun vergleiche man mit diesen aktenmäßig konstatierten Thatsachen die naive Darstellung des Herrn v. Sybel, der die Kaiserin Eugenie heiße Thränen über den Abmarsch der Regimenter aus reiner „Sorge über die Gefahren des Krieges“ vergießen läßt. Ja, wenn diese Regimenter für den Papst ausgezogen wären, hätte sie sicherlich keine „verweinte Augen, dick wie Eier“ bekommen.

Der Krieg mit Italien 1859, die polnische Frage 1863, überall verraten authentische Zeugnisse die Spuren der Einmischung der Kaiserin, die ganze Zeit hindurch, von der Herr v. Sybel sagt, „von geistigen oder politischen Dingen war damals bei ihr keine Rede.“ Sie habe sich nur mit der Pariser Mode beschäftigt, „es verlohnte sich bei ihr, sich zu schmücken, denn sie war von hinreißender Schönheit.“ Ebensowenig wie der Briefwechsel Thouvenels existieren für Herrn v. Sybel

die Aufzeichnungen des russischen Botschafters Graf Kisselew in Paris, die eine andere Seite der päpstlichen Politik Eugeniens aufdecken, nämlich ihren polnischen Fanatismus.

Auch die Verleitung des unglücklichen Erzherzogs Maximilian zum Ergreifen der mexikanischen Kaiserkrone fällt in die Zeit vor 1865, von welchem Jahre an Herr v. Sybel die Teilnahme der Kaiserin Eugenie an politischen Dingen datiert. Welche Rolle diese auch in der mexikanischen Frage spielte, erkennt man u. a. aus den Souvenirs der Mdm. Carette, die vor einigen Jahren erschienen. In dem Kapitel das Frau Carette der mexikanischen Expedition widmet muß es auffallen, daß der Kaiser den Vizeadmiral Jurieu de la Gravière, der die erste Mission geleitet hatte und für vollständiges Aufgeben jedes weiteren Vorgehens gegen Mexiko eingetreten war, als er zum ersten Male wieder bei Hofe erschien, gegen Erwarten aller Höflinge, äußerst huldvoll begrüßte, zum Unterschiede von der Kaiserin Eugenie. Beweist das nicht, daß auch beim mexikanischen Abenteuer die Kaiserin die treibende und der Kaiser die zurückhaltende Kraft war? Im Übrigen ist das ja noch ganz wo andersher bekannt.

Über die Erschießung Maximilians sagt Frau Carette mit der ihr eigenen kindlichen Flachheit: „Der Kaiser und die Kaiserin empfanden einen tiefen Schmerz darüber.“

Was Frau Carettes Charakter als Weib und

Schriftstellerin anbelangt, so kann man nach ihrem Buche soviel sagen, daß sie höchst gutmütig ist, aber wenig Urteil besitzt und einen trivialen Stil schreibt. Hätte sie sich in ihren Aufzeichnungen genau auf das beschränkt, was sie als Augen- und Ohrenzeugin gehört hat, so wäre ihr Buch interessanter geworden, da sie aber ihre Darstellung auf eine Menge Dinge ausdehnt, von denen sie nichts versteht und nichts gesehen hat, so muß man das Wissenswürdigste aus ihren planlos zusammengewürfelten Aufzeichnungen mühsam herauslesen. Vom Kaiser Napoleon sagt sie:

„Eine unendliche Güte, diese Tugend erhabener Seelen, war der hervorragendste Charakterzug des Kaisers. Diese Güte hätte er über alle Leidenden, Individuen, wie Nationen ausbreiten wollen. Nach dem Unglück des Krieges konnte er sich wenigstens sagen, daß er Frankreich die Mittel zurückgelassen zu leben, sich zu erhalten, unter den Nationen mitzuzählen und eines Tages neu zu erheben.“ — Dieser naive Erguß bezeichnet am besten den Standpunkt der Schreiberin. Außer daß Napoleon III. gelegentlich den plaisirs faciles huldigte, wie sie sich ausdrückte und damit seine gute Frau kränkte, hat sie ihm nichts vorzuwerfen und was die Kaiserin gethan hat, das gilt ihr alles für durchweg lobenswert, ja erhaben.

Madame Carette ist eine Hauptquelle für die Forschungen des Herrn v. Sybel über die Kaiserin Eugenie.

Polen — Mexiko, beide das Werk der Kaiserin

Eugenie, das waren die Gespenster, die sie in jenen Tagen grinsend verfolgten, nachdem Königgrätz geschlagen war, und mit Drouyn de L'huis den Kaiser bestürmte Preußen und Italien mit Krieg zu überziehen.

Eines Tages (April 1869) trat die Kaiserin in das Kabinet Niels. Sie begann sogleich über ihr Lieblingsthema, den Krieg gegen Preußen, zu sprechen und drängte Niel die französische Armee der norddeutschen ebenbürtig zu machen. Niel antwortete: „Je me suis conformé à vos désirs madame; je suis prêt, et vous ne l'êtes pas.“

Das erzählt uns der General Jarras in seinen vor wenig Jahren veröffentlichten Erinnerungen. Derselbe war während des Krieges Generalstabschef Bazaines, vorher aber Direktor im Kriegsministerium.

„Ich habe mich nach Ihren Wünschen gerichtet Madame.“ Die französische Armee-Reorganisation, die den Krieg mit Preußen bedeutete, war der Wille und das Werk von Madame. Sie hat gegen diese Imputation aus dem Munde Niels nicht protestiert.

Sie hat auch nicht protestiert, als Rouher beim Empfange des Senats seitens des Kaisers nach der Kriegserklärung unumwunden sagte: „Auf diesen Krieg haben wir vier Jahre gewartet, vier Jahre und im Stillen auf ihn gerüstet.“ An diese cynische Offenheit des Herrn Rouher, die seinerzeit in ganz Europa so viel Staunen und Entrüstung erregte, reichte selbst Herr Schneider, der den gesetzgebenden Körper einige Tage

später dem Kaiser vorstellte, trotz hochtrabender Anläufe nicht heran. Und Herr Rouher war, wie uns Herr von Sybel versichert, „der leitende Ratgeber der Kaiserin Eugenie, ein Mann des Friedens und folglich entschiedener Widersacher der Arkadier, die nur in kriegerischen Triumphen die Rettung der Dynastie und der Thronfolge des kaiserlichen Prinzen erblickten.“ Dieser friedliebende Mann, dieser leitende Ratgeber der Kaiserin Eugenie hatte — wie er selber laut und öffentlich vor Europa bei feierlicher Gelegenheit verkündete — vier Jahre ungeduldig auf den Krieg gewartet und verriet der Welt ebenso öffentlich, daß man seit 1866 keine anderen Gedanken ghabt habe, als so bald als möglich auf Preußen losschlagen zu können.

„Madame, ich habe mich nach Ihren Wünschen gerichtet und bin bereit loszuschlagen,“ sagte Marschall Niel zur Kaiserin. Herr von Sybel sagt: Madame hat bei dem bloßen Gedanken an den Krieg immer nur Thränen vergossen.

„Vier Jahre lang sehnen wir diesen Krieg schon herbei,“ sagte Herr Rouher als Wortführer des Senats beim Kaiser Napoleon. Herr von Sybel sagt: Rouher war der gute Genius der Kaiserin Eugenie.

Wir lassen Thiers, einen doch wohl einigermaßen gut unterrichteten Mann, über den Ursprung des Krieges von 1870 sprechen: „Die Kandidatur des Prinzen Hohenzollern wurde gestellt. Ollivier war für den Frieden; der Kaiser selbst neigte nach dieser Seite. Er

hatte — ich selbst war um jene Zeit nicht in der Lage, ihn zu sehen — wie man sagt, viel von seiner Willenskraft verloren. Er war in seinen Ansichten im allgemeinen unsicher und entschloß sich erst nach vielem Schwanken; diese seine Art war mit der Zeit nur noch schlimmer geworden. Allein den Vorzug gab er und das Ministerium dem Frieden. Leider gab es am Hofe (zahlreiche Augenzeugen haben es versichert) leidenschaftliche Personen, welche durchaus die Scharte von Sadowa auswetzen wollten. Die Kaiserin versichert man wiederholte oft, wenn sie von ihrem Sohne sprach: „Dieses Kind wird nicht zur Regierung kommen, wenn man das Unglück von Sadowa nicht wieder gut macht.“ In ihrer Umgebung befanden sich Leute, die das aus Liebedienerei oder Überzeugung mit einer gewissen Ruhmredigkeit wiederholten. Im gesetzgebenden Körper verlangten die eigentlichen Bonapartisten, denen das Los der Dynastie vor dem des Landes ging, mit Festigkeit, daß man diese Gelegenheit ergreife, um den Krieg zu unternehmen. Die echten Konservativen dagegen waren niedergeschlagen und erklärten sich in ihrer Trostlosigkeit noch immer für den Frieden. Gewiß ist, daß die Bonapartisten allein den Krieg wollten, da sie bemerkten, daß die Dynastie seit Sadowa ungeheuer viel verloren hatte und sie selbst in den Wahlkreisen nicht mehr den alten Einfluß besaßen, daß ihnen — mit einem Wort — Frankreich aus der Hand zu gleiten drohte. Man hörte sie daher bei jeder Gelegenheit Genugthuung für Sadowa

verlangen. In das Kabinet war der Herzog von Gramont eingetreten, in welchem ich einen Anhänger des Friedens vermutete, da es mir unmöglich schien, daß ein Diplomat unter solchen Verhältnissen, ohne Bundesgenossen und ohne Armee, zum Kriege raten könnte. Ich hatte ihn kurz vor der Bildung des Ministerum Ollivier gesehen, als er die einflußreicheren Abgeordneten aufsuchte und noch niemand den unseligen Zwischenfall der Kandidatur Hohenzollern vorhersehen konnte. „Sie kommen aus einem Lande“ (er kam von Wien), sagte ich zu ihm, „wo man den Frieden wünscht, und Sie werden ihm, wenn er bedroht wäre, gewiß das Wort reden?“ — „Gewiß, gewiß,“ antwortete er mit einer Entschiedenheit, die ich nicht für Verstellung nehmen konnte, und ich weiß noch heute nicht, warum er so plötzlich und so ganz und gar umgeschlagen ist; denn in Wien erklärten mir Beust und Andrassy auf das Bestimmteste, sie hätten Herrn von Gramont, ohne die Kandidatur Hohenzollern vorauszusehen, ganz allgemein gesagt, er solle der kaiserlichen Regierung keine Illusion machen und im Gegenteil versichern, daß, wenn sie einen Krieg unternähme, Österreich ihr nicht in diesen folgen könne. Ich weiß also nicht was Gramont so rasch zum Kriege bekehrt haben kann. Eben so rasch hatte sich diese Bekehrung bei dem Marschall Leboeuf vollzogen.“

Es war Eugenie und ihre Partei, die den Krieg wollten. Die damalige Kriegspartei nannte sich in der That nach der Kaiserin. Hätte sie kein Recht dazu ge-

habt, wie hätte sie es wagen dürfen solchen Mißbrauch mit dem Namen der Kaiserin zu treiben? Herr von Sybel sagt, die Kaiserin sei die Verführte, die Getäuschte gewesen. Ja, in dem Sinn, daß sie sagen konnte: il faut bien, que je les suive, car je suis leur chef. Der deutsche Krieg war für den kranken Kaiser ein Alpdruck, für die Kaiserin und ihren Anhang ein Opiumrausch.

So lagen die Dinge, als am 3. Juli die Kandidatur Hohenzollern bekannt und gleich am 6. durch Gramonts kriegsschnaubende Rede, nach dessen eigenem Ausdruck, die Thüre zur Friedenspolitik geschlossen wurde.

Erst in unseren Tagen haben Pariser Blätter eine bisher seltsamer Weise vielfach übersehene Thatsache ins rechte Licht gestellt. Als General Prim erfuhr, mit welcher Heftigkeit Frankreich sich gegen die Berufung des Prinzen von Hohenzollern auf den spanischen Thron auflehnte, da rief er verblüfft: „Was! Napoleon widersetzt sich? Daraus mag ein anderer klug werden.“ Und als man ihn um nähere Erläuterung dieses Aufrufs anging, erzählte er, er sei ein Jahr vorher, 1869, in Paris gewesen und vom Kaiser Napoleon III. empfangen worden. In der damaligen Unterredung habe ihm der Kaiser gesagt: „Aber lieber General, warum bieten Sie die spanische Krone nicht dem Prinzen von Hohenzollern an? Er ist mütterlicherseits mein Neffe und Sie können keinen geeigneteren Fürsten finden.“ General Prim ließ sich die Sache lange durch den Kopf gehen und beschloß endlich, fast zwölf Monate später, dem Rate

Napoleons zu folgen. Was daraus wurde, ist bekannt. Die Berufung des Prinzen von Hohenzollern, in der die Franzosen durchaus deutsche Ränke sehen wollten, war also ein napoleonischer Gedanke.

Aber man darf nicht vergessen, daß die Kaiserin Eugenie es war, der eben dieser Gedanke sehr bald unsympathisch wurde. Wir wissen das aus einer Notiz, die die „Nordd. Allg. Ztg.“ im Monat Juli 1870 nach der Kriegserklärung brachte. Ein schweizerisches Blatt hatte damals bemerkt: „Eine Differenz scheint zwischen Napoleon, Prim und dem Fürsten von Hohenzollern sich erst erhoben zu haben, als die beiden letzteren ihre Abneigung gegen die von der Kaiserin Eugenie proponierte Verheiratung des jüngeren Hohenzollern Friedrich mit der Mademoiselle d'Alba, einer ihrer Nichten, kundgaben.“ Die „Nordd. Allg. Ztg.“ in Berlin erwiderte damals: „Wir erfahren hierüber aus guter Quelle, daß die im April dieses Jahres von einem französischen Blatt gebrachte Nachricht, daß eine Verheiratung zwischen dem Prinzen Friedrich von Hohenzollern und einer Tochter des Herzogs von Alba im Werke sei, ein von den Tuilerien ausgeworfener Fühler gewesen ist. In Madrid hat man keine Neigung gehabt auf denselben anzubeißen, weil die Vorstellung, daß die Gräfin Montijo eine so nahe Verwandte des künftigen Königs von Spanien sein soll, und die ganze Theba'sche Verwandtschaft das National- und Sittlichkeitsgefühl in Spanien aufs äußerste empören würde. Der Herzog von Theba ist sehr ver-

schuldet und lebt von einer Pension, welche ihm sein ältester Sohn zahlt, genießt auch das Gegenteil der öffentlichen Achtung. Ob der von der Kaiserin gewählte Bräutigam Lust zu der Partie verspürt hat, wissen wir nicht, möchten es aber stark bezweifeln."

Gleichviel wie es sich damit verhielt, wir haben durch die zuverlässigsten Zeugen, wie Darimon, Keratry, von Laur ganz unumstößliche Berichte über der Kaiserin unheilvolles Eingreifen in die politischen Geschäfte zwischen dem 5. und 14. Juli erhalten. Es mögen sich einige Ungenauigkeiten oder auch Unrichtigkeiten in den Aufzeichnungen jener Autoritäten finden, aber sie betreffen nur Nebensächliches. Am 5. Juli abends hat Gramont, so meldet einer jener Berichte, den Kaiser in friedfertigster Stimmung verlassen, des Nachts habe die Kaiserin ihren Gemahl in ein Gespräch bis 1 Uhr verwickelt und am Morgen des 6. Juli hat dann Napoleon in kriegerischer Stimmung mehrere unverhüllte Kriegsdrohungen in Gramonts Entwurf für die Erklärung in der Kammer hineingebracht. Herr von Sybel macht dagegen auf die Thatsache aufmerksam, daß nach Thiers und Leboeufs Aussagen der Kaiser am 6. ebenso friedfertig gewesen ist, wie am 5. Juli, daß also keine Umstimmung des Nachts stattgefunden hat.

Am 12. Juli, 9 Uhr Abends, verläßt Gramont den Kaiser, der ihm in Freude über den Rücktritt des Prinzen Leopold befiehlt, sofort nach Paris zurückzukehren und mit Ollivier die Erklärung zu verabreden, mit der

morgen die gute Nachricht der Kammer mitzuteilen wäre. Gramont aber geht zur Kaiserin, weilt bei ihr bis Mitternacht und dann sendet er, statt mit Ollivier die befohlene Abrede zu treffen, an Benedetti die Weisung, von Kaiser Wilhelm die Garantie für alle Zukunft zu verlangen. So erzählt Graf Keratry. Herr von Sybel erwidert: Gramont war am 12. um 4 Uhr zum Kaiser gekommen, erlangte in mehrstündiger Verhandlung seine Zustimmung zur Erhebung der neuen Forderung an König Wilhelm, kehrte nach Paris zurück, sandte um 7 Uhr sein erstes Telegramm an Benedetti, erhielt um 10 Uhr einen Brief des Kaisers und sandte 11 Uhr 45 Minuten ein zweites Telegramm an Benedetti. Die ganze nächtliche Szene fällt also in nichts zusammen."

Am 13. Juli, so erzählt Herr von Laur, als Bismarcks „gefälschtes" Telegramm, welches bekanntlich den Ausbruch des Krieges veranlaßt habe, bereits in Paris war, habe Benedetti an Gramont über Bismarcks Fälschung berichtet und ihm den ersten Bericht Radziwills und Abekens geschickt. Wäre dieser Bericht dem Ministerium vorgelegt, so wäre der Kriegsfall, den Bismarcks Fälschung herbeigeführt, beseitigt und der Frieden gesichert worden. Gramont ging aber erst zur Kaiserin und zeigte ihr den Bericht. Sie befahl sofort, ihn zu unterdrücken; Gramont gehorchte, der Ministerrat beriet allein auf Grund von Bismarcks gefälschtem Telegramm — und der Krieg war da, wie es die Kaiserin wollte.

Dem gegenüber stellt Sybel fest: Benedetti hat keine Ahnung von Abekens Telegramm an Bismarck gehabt, er konnte keine Abschrift einsenden, Gramont konnte keine empfangen, die Kaiserin konnte keine Geheimhaltung befehlen.

Alle diese Einwände treffen nicht die Hauptsache. Es ist gleichgiltig, ob am 12. Juli Gramont um Mitternacht mit der Kaiserin konferiert hat oder schon gegen Abend, wie Darimon richtig angiebt.

Über die entscheidenden Vorgänge in St. Cloud am Abend des 14. Juli veröffentlicht Sybel den Bericht eines Anwesenden, eines französischen Offiziers, der ihm von einem vertrauten Freunde desselben mitgeteilt ist:

„. . . An jenem Tage, am 14. Juli, war eine Anzahl vom Kaiser geschätzter Offiziere zum Essen nach St. Cloud befohlen. Als der Kaiser gleich nach 6 Uhr aus der Sitzung zurückkehrte, trat er freudestrahlend in den Saal, ging auf die Offiziere zu und fragte: „Nun, meine Herren, sind Ihre Effekten für den Feldzug bereit?“ Ein brausendes Ja war die Antwort. „Wohl,“ sagte der Kaiser mit fröhlichem Ausdrücke, „dann packen Sie wieder aus, denn, Gott sei Dank, der Friede ist gesichert.“ Bei den Offizieren fand diese Nachricht nicht grade einstimmigen Beifall, natürlich aber konnte kein Widerspruch laut werden. Während der ganzen Dauer der Tafel blieb der Kaiser in heiterster Stimmung, scherzte, erzählte kleine Geschichten, plauderte mit den Damen. Bald nach Tisch zog er sich in sein Kabinet

zurück. Nach einer Weile hieß es der Herzog von Gramont und Baron Jerome David seien angekommen und sogleich zum Kaiser geführt worden. Später ließ der Kaiser seine Gemahlin bitten heraufzukommen. Als darauf nach Schluß der Beratung der Kaiser wieder im Saale erschien, war sein Aussehen in erschreckender Weise verwandelt, das Gesicht bleich wie der Tod, die Augen halb geschlossen. Er ließ sich in einen Sitz nieder und blieb stumm. Der Krieg war entschieden."

Es ist zu bedauern, daß der Erzähler ganz und gar das Aussehen der Kaiserin verschweigt, mit dem sie nach dem Schluß der Beratung wieder erschienen ist. Sollte sie, während der Kaiser bleich wie der Tod aussah, triumphierend um sich geblickt haben? Wir erfahren auch nichts über die Berufung der Kaiserin zur Teilnahme an der Beratung, wer die Einladung veranlaßt und wie der Kaiser sich geäußert hat. Alles das wäre doch wichtiger gewesen, als die Schilderung der schlaffen Züge und der halb geschlossenen Augen des Kaisers. Hier gähnt eine große Lücke in dem Bericht über die Nacht vom 14. zum 15. Juli. Sie ist aber ausgefüllt von einem Worte, das Herr von Sybel verschweigt, und das von keinem Geringeren gesprochen worden ist, als vom Fürsten Bismarck, der einmal im Reichstage sagte: „Daß an dem französischen Kaiserhofe gerade die römisch-politischen, jesuitischen Einflüsse den eigentlichen Ausschlag für den kriegerischen Entschluß gaben; daß eine halbe Stunde der Friede dort fest be-

schlossen war und dieser Beschluß umgeworfen wurde durch Einflüsse, deren Zusammung mit den jesuitischen Prinzipien nachgewiesen ist: über das alles bin ich vollständig in der Lage, Zeugnis ablegen zu können.“

In dieselbe Stunde, von der Fürst Bismarck hier spricht, fällt die Äußerung des Kaisers an die Offiziere: „Packen Sie wieder aus, denn Gott sei Dank, der Friede ist gesichert.“ Dann kam die verhängnisvolle Beratung mit der Kaiserin, nach welcher Napoleon wieder im Saal erschien, mit seinem in erschreckender Weise verwandelten Aussehen. Die Politik der Kaiserin Eugenie in Italien, ihr polnischer Fanatismus, ihr mexikanisches Abenteuer, alles das weist darauf hin, daß der in der Nacht vom 14. zum 15. Juli beschlossene Krieg gegen Preußen der Ausfluß eines und desselben politischen Systems war.

Es ist ganz gleichgiltig, ob die Kaiserin den Ausspruch: „C'est ma guerre, ma petite guerre, la guerre à moi“ wirklich gethan hat oder nicht. Auch diejenigen, die diesen Ausspruch der Kaiserin zuschreiben, wollen damit nicht sagen, daß der Krieg allein auf Rechnung der Kaiserin zu setzen sei. Sie hat aber den Ausspruch gethan. Die „Albernheit einer solchen Renommage“ entspricht ganz und gar dem Leichtsinn und dem Hochmut der dem Papsttum durchaus ergebenen Spanierin. Die Ableugnung der Frau Carette und des Herrn Girardeau beweisen garnichts. Beide Persönlichkeiten sind nichts als napoleonische Kreaturen, von denen man nichts anderes erwarten kann, als die Bewährung des

Sprichwortes: „Weß' Brot ich eß', deß' Lied sing' ich." Daß die Kaiserin nach der Beratung am 14. und nach der Ankündigung des Krieges am 15. in der Kammer, im Gegensatze zu dem wilden Jubel, dem sich Paris hingab, auch nüchterne, ängstliche Momente gehabt hat, wer möchte dies nicht echt weiblich finden? Es kamen Augenblicke, wo der Geist Charlottens vor Eugenie trat und rachsüchtig ihren Unkenruf vernehmen ließ.

„Wir haben alles auf eine Karte gesetzt, wenn wir nicht siegen, so stürzen wir in den Abgrund der entsetzlichsten Revolution, die man je gesehen hat." Leider kam diese Einsicht bei der Kaiserin Eugenie zu spät, wenn sie sie überhaupt gehabt hat. „Was du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück." Die halbe Stunde, wo der Friede fest beschlossen war, war unwiderruflich vorüber.

Der Krieg von 1870 wurde schon in Rom angezettelt, ehe Paris sich ernstlich damit beschäftigte. „Die Folgen der Einmischungen Roms in politisch-nationale Anlegenheiten der Staaten sind u. a. aus der Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges bekannt," hat Fürst Bismarck ein ander Mal gesagt.

Unter dem 25. April 1870 berichtet das Tagebuch des Professor Friedrich von einem Gespräche preußischer Bischöfe, unter denen sich der Bischof Martin von Paderborn, eine Hauptfaiseur bei dem Konzil, befand. Als Martin das Gerücht erfuhr, der König von Preußen habe an seinen Gesandten geschrieben, derselbe solle sich

von jetzt an — seit die Schwäche der Minorität den Wagen der Opposition bereits verfahren hatte — um die Beschlüsse des Konzils gar nicht weiter kümmern, verstand er im ersten Momente dieses, wie manches andere, falsch und brach darüber in lautes Preisen der königlichen Weisheit aus. Allein er mußte seitens eines anderen preußischen Bischofes eine Belehrung über sich ergehen lassen, welche Friedrich mit folgenden Worten wiedergiebt: „Der König von Preußen glaubte früher, daß man es in Rom mit vernünftigen und verständigen Männern zu thun haben werde. Da er aber jetzt einsieht, daß er sich hierin betrogen habe, sagt er, thut was ihr wollt. Fassen sie Beschlüsse, welche uns nachteilig sind, dann — ziehen wir das Schwert.“ Natürlich war das „Schwert“ nur symbolisch gemeint. Aber merkwürdig genug, der Krieg selbst warf auch schon seinen Schatten voraus mitten in das Konzil. Friedrich schreibt unterm 2. Mai wörtlich: „Von einer Seite, welche es wissen kann oder wenigstens soll, wird mir gesagt, daß es im Jahre 1871 einen Krieg zwischen Preußen und Frankreich geben wird. Man munkelt von einem Einverständnis der Kurie und der Jesuiten mit den Tuilerien. Auch andere Pläne, ja, eine förmliche Restaurationspolitik (bezüglich italienischer Depossedierter) soll sich daran knüpfen.“ In einer späteren Anmerkung, die er beim Druck des „Tagebuchs“ im Herbste 1871 beseitigte, erzählt Friedrich, welcher Rom am 13. Mai verließ: „Als ich bei meiner Rückkunft in

München jenes Kriegsgerücht ebenfalls äußerte, wollte es niemand glauben, und einzelne lachten mich aus. Der Krieg entzündete sich eher, als ich gehört hatte. Welcher Zusammenhang mit Rom ist gegeben?"

In dem Tagebuche, das der Kronprinz Friedrich Wilhelm, später Kaiser Friedrich III., während des Krieges 1870/71 geführt und das durch Herrn Geffken veröffentlicht worden ist, finden sich unter dem 9. August die folgenden Aufzeichnungen: „Die Bewohner, den Schwarzwäldern ähnlich, verstehen kein Französisch, das erst seit zwanzig Jahren gelehrt wird. Der Unterschied der Konfession macht sich geltend. Sehr bemerkenswert ist, daß die Katholiken im Elsaß schon lange davon redeten, es werde noch in diesem Jahre zum Kriege kommen, der sich nach Deutschlands Niederlage gegen die Protestanten wenden werde; diese Äußerungen wiederholten sich täglich aller Orten. Quartier beim evangelischen Pfarrer Hann, der die Auflösung der Flucht schildert, er wünscht Friede; wir hätten nicht Schuld, die Kaiserin und Ollivier sollten sich einmal die Schlachtfelder ansehen."

Herr von Bismarck war vor dem Ausbruch des Krieges über die eigentümliche Thätigkeit des Jesuiten-Ordens und seiner Affiliierten für die Inscenesetzung und den Betrieb des französischen Krieges, der in seinen Anfängen nur die Fortsetzung des vatikanischen Konzils und die Bekämpfung der europäischen Machtstellung des deutschen Protestantismus war, völlig informiert und

wußte genau, daß der wesentlichste Einfluß des Jesuitismus in den eigentlichen Regierungskreisen in Paris allein auf der Person der Kaiserin beruhte.

Nach dem Kriege hat Bismarck öffentlich auf die Kaiserin Eugenie hingewiesen, als er einmal im Reichstag das schon erwähnte Wort von den jesuitischen Einflüssen sprach, die der halben Stunde des fest beschlossenen Friedens ein Ende bereiteten.

Bismarck hat, wie wir von Herrn von Sybel wissen, einmal gesagt, das Schönste das er in Paris gesehen, sei die Kaiserin gewesen. Er hat sich aber dadurch nicht blenden lassen, wie Graf Goltz, der preußische Botschafter in Paris.

Die modernen Liebhaber der Kaiserin werden nirgends mehr belächelt werden, als in Friedrichsruh und — im Elsaß, so weit sich dort die Landbevölkerung noch des Sommers von 1870 erinnert.

Jedenfalls hat die Notiz, die Kronprinz Friedrich Wilhelm in seinem Tagebuch über Kaiserin Eugenie bringt, mehr Anspruch auf historischen Wert, als der Einfall Sybels die Dame zu einer Heiligen zu stempeln, die nicht nur stets das Muster eines ehrbaren Lebenswandels, sondern auch an dem Kriege von 1870 so unschuldig gewesen ist, wie ein neugeborenes Kind.

Treibt die Exkaiserin noch heute Politik? Wir sind in der Lage, einen Brief zu veröffentlichen, der im Jahre 1888 von einer sehr bekannten Dame aus der englischen

Gesellschaft nach Berlin geschrieben wurde. Die Schreiberin des Briefes ist die Wittwe eines Diplomaten und hat vor dem Jahre 1870 viel in bonapartistischen Kreisen gelebt, so daß sie mit den kleinen Intriguen derselben wohl vertraut ist. Der erwähnte Brief hat folgenden Wortlaut:

„Man ist hier in London sehr erstaunt darüber, wie wenig man in Deutschland die Quellen zu kennen scheint, aus denen Madame Adam schöpft. Wir glauben weit besser unterrichtet zu sein und es erscheint uns z. B. ganz merkwürdig, daß es so wenig bekannt ist, wie intim und häufig die Beziehungen der „Nouvelle Revue“ mit einer gewissen Umgebung der Kaiserin Eugenie sind. Im ersten Augenblicke erscheint dies merkwürdig, doch es giebt noch sonderbarere Vorkommnisse und oft haben ganz entgegengesetzte Charaktere Anknüpfungspunkte unter einander, ohne daß irgend jemand etwas davon weiß. Für uns in England ist seit einigen Jahren gewiß, daß die ergiebigste aller Quellen für die albernen und boshaften Erzählungen der Madame Adam, einst Chislehurst war und sich jetzt in Farnborough befindet. So unwahrscheinlich es zunächst erscheinen mag, so ist es doch zweifelsohne, daß zwischen der Madame Adam und den ehemaligen „Göttinnen“ der einst famosen „Kokodetterie“ von den Tuilerien, zu denen bekanntlich die Gräfin Waslewska, die Marquise Gullifet, die Prinzessin von S., die Gräfin P. und einige Russinnen gehörten, enge Be-

ziehungen bestehen. Die „wheels within wheels", wie man hier sagt, sind der wunderbarsten Art und, um nicht weiter zu gehen: die Correspondenz vom vergangenen Frühjahr, welche den Unwillen des Zaren erregte, war zum Teil den „Familiären" der „Nouvelle Revue" ganz genau bekannt, wenigstens dem Inhalte nach. Man glaubt hier zu wissen, daß alle die schlimmsten Erfindungen des sogenannten „Comte Vassili" über die Berliner Gesellschaft direct (wenn auch in vorsichtiger Weise) von der Gräfin P. ausgehen. Das Geheimnis ist gut bewahrt worden, doch es giebt hier in England so viele mitwissende Personen, daß es dem Gutunterrichteten wirklich merkwürdig vorkommt, wie wenig man in Deutschland der Sache auf der Spur zu sein scheint... Die letzten Drohungen der Madame Adam mit ihrem lächerlichen und jammervollen Aeußerungen von vorgestern sind, wie man behauptet, auf directe Mittheilungen zurückzuführen, welche ihr durch den jüngeren Bruder von Paul de Cassagnac gemacht worden sind, den man nach Osborne geschickt hatte, wo die Kaiserin Eugenie für kurze Zeit weilt. Ich wiederhole, wir begreifen es hier gar nicht, daß man in Deutschland und wie es scheint auch in Paris, so wenig über all diese Intriguen unterrichtet ist."

Soweit der Brief, der, wie schon erwähnt, von einer durchaus glaubwürdigen Feder stammt. Wie in Paris verlautete, soll auch die Prinzessin Mathilde ihr Teil an den Intriguen haben und die ersten Anknüpfungs-

punkte zwischen den Bonapartisten und der republikanischen Koterie von der „Nouvelle Revue“, sollen schließlich auf die große Freundschaft der Prinzessin Mathilde mit dem alten Emil de Girardin zurückzuführen sein.

Die Kaiserin Eugenie stirbt nicht ohne Nachkommenschaft. Im August 1897 traf sie in Paris ein, um der Prüfung ihres Enkels in der Militärschule von Saint-Cyr beizuwohnen. Wer den künftigen Artillerieoffizier gesehen hat, sagt, daß er eine große Aehnlichkeit mit seinem Vater, dem im Jahre 1879 von den Zulus auf einer englischen Expedition durch Speerstiche getöteten Prinzen Louis, habe. Wallie Kelly, so heißt der junge Mann, ist neunzehn Jahre alt und seine Geschichte könnte einen interessanten Romanstoff abgeben. — Seine Mutter war die Tochter eines Londoner Schneiders und von Beruf Lehrerin. Erst nachdem sie das Kind zur Welt gebracht hatte, erfuhr sie, daß ihr Liebhaber der kaiserliche Prinz war und daß er auf Befehl der Exkaiserin sich nach Afrika einschiffe. Verlassen und ohne Hilfsmittel ließ die junge Mutter von einflußreichen Persönlichkeiten sich dazu bestimmen, sich mit einem Gärtner zu verheiraten, der das Kind anerkannte. Kurz darauf traf die Nachricht ein, daß der kaiserliche Prinz an der Grenze des Zululandes gefallen sei, und Lotty Kelly, die ehemalige Geliebte des Prinzen, verschwand plötzlich aus England, indem sie ihr Kind der Pflege

einer Miß Martin überließ. Man sagt, daß „die arme Miß Lotty“ noch heute in Australien leben soll. Inzwischen kam ihr Sohn aus den Händen der Miß Martin in eine Erziehungsanstalt, wo er blieb, bis die Exkaiserin, deren Stolz durch den Schmerz um den verlorenen Sohn bewegt wurde, sich seiner annahm und ihn in einer berühmten Pariser Schule unterbrachte. Seit jener Zeit haben ihre Reisen nach der Hauptstadt, in welcher sie einst als Kaiserin herrschte, nur noch den Zweck, ihren Enkelsohn zu besuchen.

Natalie.

Man ist gewohnt die Vorgänge in den Balkanstaaten unter einem andern Gesichtswinkel zu betrachten und bei ihrer Beurteilung einen milderen Maßstab anzuwenden, als anderswo. Keiner jener Staaten aber liefert uns ein so trübes Bild menschlicher Verirrungen und Leidenschaften als Serbien. Die Geschichte des Königs Milan und seiner unglücklichen Ehe ist bekannt. Je nach der Stellung des Geschichtsschreibers und nach seinen persönlichen Beziehungen lautet das Urteil anders. Die einen erblicken in dem Charakter Milans die Ursache aller jener Widerwärtigkeiten der königlisch serbischen Ehe, die anderen verurteilen fast ausschließlich die Königin Natalie. Das Richtige dürfte in diesem Falle so ziemlich in der Mitte liegen. Man darf nicht übersehen, daß das ausschweifende Leben Milans, seine Neigung zum Spiel und zu den wilden Ausschweifungen des Pariser Lebens erst seinen Anfang nahm, nachdem das eheliche Leben zerrüttet war. Und wer sich erinnert, wie die Königin Natalie, eine Tochter des russischen Obersten Keschko, ihn fortgesetzt in politische Abenteuer stürzte und danach strebte ihn zu beseitigen, um selbst die Regentschaft zu führen, der wird sie an diesem unglücklichen Zwiste nicht ganz außer Schuld setzen.

Wie die Königin Natalie es verstanden hat bei jeder Gelegenheit den Zwist nach außen zu tragen und fremde Persönlichkeiten zur Parteinahme zu veranlassen, beweist ein Vorgang vom Jahre 1888, der damals viel Aufsehen erregte. König Milan hatte seine Gattin ins Ausland geschickt, um in ihrer Abwesenheit die Scheidung von ihr durchzuführen. Die Königin befand sich mit ihrem Sohne Alexander in Wiesbaden und verstand es dort sich die allgemeine Sympathie der Wiesbadener Kurgesellschaft zu erwerben. Da sandte der König den General Protic und den Bischof von Nisch mit dem Auftrage nach Wiesbaden, der Königin den damals zwölfjährigen Kronprinzen Alexander abzunehmen und nach Belgrad zu bringen. Natalie weigerte sich und bat den Kaiser Wilhelm um seinen Schutz gegen die beabsichtigte Vergewaltigung. In seiner ritterlichen Art erwiderte Kaiser Wilhelm das Telegramm am 29. Juni mit der Versicherung, daß die Königin sich seines Schutzes zu erfreuen haben würde, sobald dies mit den völkerrechtlichen Verpflichtungen gegenüber dem Könige Milan und seiner Regierung vereinbar sei. Wenige Tage später jedoch, am 5. Juli, benachrichtigte sie Kaiser Wilhelm weiter dahin, daß er sich laut Völkerrecht der Ausführung eines gesetzlichen Verlangens der serbischen Regierung nicht widersetzen könne und daß er der Königin Natalie empfehlen müsse den Kronprinzen seinem Vater zur Verfügung zu stellen. Trotzdem weigerte sich die Königin auch fernerhin den Kronprinzen Alexander

auszuliefern und sie ließ es dahin kommen, daß er ihr in Anwesenheit des Polizeichefs von Wiesbaden mit Gewalt abgenommen wurde.

Die Scheidung wurde ausgesprochen, der König und die Königin lebten Jahre lang getrennt im Auslande und der erstere ließ sich wiederholt, für den im Jahre 1889 vollzogenen Verzicht auf den Thron zu Gunsten seines Sohnes und für den Verzicht auf seine weiteren Rechte, Abfindungssummen zahlen, die er sehr bald immer wieder verspielte.

Als Milan zu Gunsten seines Sohnes der Krone entsagte, behielt er sich vorsichtig seine Zivilliste vor. Das serbische Volk hatte zu dem jungen Alexander nicht viel Vertrauen, aber es war seines Vaters, des Höchstkommandierenden im Kriege gegen die Bulgaren, des Besiegten von Sliwnitza und Pirot, herzlich überdrüssig. Damals besaß der Führer der Fortschrittspartei, Garaschanin, Milans ganzes Vertrauen; bald indes überwarfen sie sich und Garaschanin machte 1890 furchtbare Enthüllungen, er nannte Milan das entfesselte Verbrechen und verriet u. a., daß Milan die Helene Markovic im Gefängnisse habe ermorden lassen. Dieser kam nach Belgrad zurück und zieh seinerseits den Ankläger des Mordes, beide belegten sich mit den wildesten Beschimpfungen. Milan ging nach Paris, spielte unglücklich, kam wieder nach Belgrad, wo er 1892 sich bereit erklärte aus dem serbischen Staatsverbande zu scheiden, wenn ihm eine Million Francs gezahlt würde. Er hatte

das Geld erhalten, gleichzeitig auch 2 Millionen vom Zaren Alexander III. gegen das Versprechen nie wieder Belgrad zu betreten. Damals sagte der Minister Gjaja in der Skuptschina: „Heute begräbt Serbien die Regierung Milans, befestigen wir den Grabstein so, daß eine Auferstehung unmöglich ist.“

Schon im nächsten Jahre war Milan wieder da und führte seinem Sohne die Hand zum ersten Staatsstreiche. Die Regentschaft wurde gestürzt, das liberale Ministerium Avakumovic durch das gemäßigt radicale Dokic abgelöst. Der Staatskredit war tief erschüttert, die fälligen Kupons wurden mittelst kleiner Anleihen eingelöst, die Armee erhielt keinen Sold, Lieferungen an den Staat wurden nicht bezahlt. Mittlerweile war der eheliche Krieg zwischen den Eltern des Königs Alexander äußerlich beigelegt, aber beide waren im Wege des Gesetzes von Serbien ausgeschlossen. Milan erschien 1894 wieder in Belgrad zum zweiten Staatsstreich, die Verfassung von 1889 wurde aufgehoben und die von 1869 wieder eingeführt. Milan ließ sich eine neue Apanage von 360000 Francs zulegen und die Gesetze, die ihn nnd sein trautes Ehegemahl expatriierten, aufheben.

Am meisten hat unter diesen Zwistigkeiten der junge König gelitten, dem es denn auch gelungen ist, eine Versöhnung der Eltern und ihre Zurückberufung nach Serbien trotz des Widerstandes der Skupschtina herbeizuführen. Seit 1894 befindet sich König Milan mit den üblichen Unterbrechungen wieder in Serbien

und hält mit seiner Gattin in Nisch Hof, während sein Sohn in Belgrad residiert. Dieser lebt als Junggesell sparsam und bescheiden, um den größten Teil seiner Zivilliste dem leidenschaftlichen Vater überlassen zu können. Eingeweihte wollen wissen, daß Milan es längst müde ist fernerhin den Exkönig zu spielen und daß er den Augenblick herbeisehne sich die Krone wieder aufs Haupt setzen zu können.

Im Monat Mai 1891 hatte die Landesvertretung erst den König Milan, bis zur Volljährigkeit seines Sohnes Alexander, das Land zu verlassen ersucht und dann auch seine geschiedene Gemahlin. Als diese sich weigerte, wurde sie am 19. Mai gewaltsam nach dem Bahnhofe gebracht. Das Volk, namentlich die Studentenschaft, brachte sie im Triumph in ihren Palast zurück. Nun wurde aber mehr Ernst entfaltet. Am 20. Mai zur Abreise genötigt, begab sich die Exkönigin nach Semlin, später nach Bessarabien. Hier folgt eine Reihe von Briefen, die uns die bewegten Tage aus jener und der folgenden Zeit vor die Augen führen.

Belgrad, 11. Mai 1891.

Der serbische Ministerpräsident, Herr Pasics, muß seine Reise nach Triest aufschieben, denn er hat die Aufgabe anwesend zu sein, wenn die serbische Landesmutter, Königin Natalie, gewaltsam aus Serbien ausgewiesen wird. Die Tragödie im serbischen Königshause entwickelt sich zu einer Posse, an Stelle erhabener Konflikte

finden kleinliche Zänkereien statt und nun muß die serbische Polizei in Action treten. Mit etlichen Hinauswürfen enden die alten Possen, König Milan hat sich sozusagen eigenhändig, nachdem er eine Million in Empfang genommen hatte, aus Serbien — entfernt, die Königin Natalie geht nicht willig und so braucht die Regentschaft die Gewalt der Polizei, um Serbien von den Eltern des Königs zu befreien.

Ein schönes Weib und eine Königin zugleich, hätte Natalie Keschko in der Geschichte Serbiens ein glänzendes Andenken hinterlassen können, in den Liedern des Volkes hätte man in späten Zeiten noch von ihr viel Rühmenswertes gesungen, wenn Königin Natalie ihre Pflichten richtig verstanden hätte, die Pflichten des Weibes, der Königin und der Mutter. Kaum daß der königliche Reif sich um ihre Stirn geschlungen hatte, begann Königin Natalie Politik auf eigene Faust zu machen, sie liebte das Intrtguieren und Verschwören, wie andere Damen das Kokettieren, die Politik der Königin Natalie war für Serbien eine gefährliche, sie drohte die mühevoll errungene, junge Selbständigkeit des serbischen Staates zu vernichten. Und war es schließlich nötig, als Milan abdankte und Serbien verlangte, daß sein junger König in Belgrad residiere, dem serbischen Volk den Erben der Krone gewaltsam vorenthalten zu wollen; waren die Scandalscenen in Wiesbaden am Platze, trug es zum Ansehen der serbischen Dynastie bei, als Königin Natalie den Abgesandten Serbiens, welche ihren jungen

König holen kamen mit dem Revolver in der Hand entgegentrat? Eine unheilvolle Rolle hat Königin Natalie in Serbien gespielt und ihr trotziges Verlangen auch fernerhin in Belgrad verbleiben zu wollen, ist nur der Wunsch bei nächster, passender Gelegenheit eine Verwirrung zu erzeugen, durch irgend ein Skandälchen die Welt zu zwingen, sich mit Natalie Keschko, der Frau ohne Mann, der Königin ohne Land, der Mutter ohne Sohn zu beschäftigen. Selbst die natürliche Sympathie, welche Königin Natalie beanspruchen könnte, da so viel Leid und Elend ihren Weg gekreuzt haben, schwindet, da die Mutter des serbischen Königs ihre Qualen nicht mit königlicher Würde, nicht mit weiblicher Sitte getragen hat. Sie mißachtet das Ansehen der Dynastie, sie untergräbt das loyale Empfinden des serbischen Volkes.

König Milan hat sich als Preis für seine Selbstverbannung aus Serbien eine Million ausbedungen und sogleich verlangt, daß auch seine Gemahlin das Land verlasse. Freudig hat die Skupschtina das Geld bewilligt und freudig dafür gestimmt, daß die Regentschaft die Königin Natalie aus Serbien entferne. Nun aber weigert sich Königin Natalie den serbischen Boden zu verlassen und die Regentschaft zaudert, die Mutter des Königs gewaltsam aus Serbien zu entfernen, so kann es geschehen, daß König Milan erklärt: „Ihr habt den Pakt gebrochen“ und zurückkehrt. Dann hatte Serbien umsonst eine Million gezahlt und das serbische Volk würde mit patriotischem Angstgefühle dem

Augenblick entgegensehen, in dem der Landesvater zurückkehrt .... So muß denn zur Gewalt gegriffen werden und das serbische Volk kann Augenzeuge sein, wie seine ehemalige Königin ausgewiesen wird. Ein sonderbares Schauspiel, einzig in seiner Art. Es gab Königinnen, die schwereres erleiden mußten, aber in so erniedrigender Weise wurde noch keine Königin aufgefordert ihr Volk von ihrer unliebsamen Gegenwart zu befreien, polizeilich wurde noch keine Mutter eines Königs — ausgewiesen, über die Grenze geschafft. Königin Natalie beruft sich auf das Gesetz, auf ihre Würde und sie beruft sich darauf, daß sie als Privatperson still und unauffällig in Belgrad weilt, einzig und allein von dem Wunsche beseelt, dieselbe Luft mit ihrem Sohne zu atmen. Und wenn sie auch das Gesetz auf ihre Seite hätte, sie hat das serbische Volk gegen sich, die Interessen der Dynastie, die Interessen des Staates, sie hat die Würde der Frau und der Königin gegen sich, die sie mit Füßen getreten, sie hat die Skandale gegen sich, deren traurige Heldin sie gewesen ist; Serbien will nicht mehr die Aufmerksamkeit der ganzen Welt, einzig und allein durch die pikanten Affairen aus seinem Königshause, auf sich lenken.

Die Welt bewegen die schwersten Sorgen; große Fragen drängen sich auf die Tagesordnung und als Satyrspiel zu den großen sozialen und politischen Strömungen, welche uns in das neue Jahrhundert hinübertragen, erleben wir, wie ein Volk sich gewaltsam von

seiner Exkönigin befreien muß. Fürst Bismarck erklärt, es sei ihm peinlich, in Berlin mit seiner geschiedenen Frau, wie er seine ehemaligen Freunde bezeichnet hat, wieder zusammenzutreffen; sie haben beide ihre schweren Sorgen, Bismarck mit seiner geschiedenen Frau, Serbien mit der geschiedenen Frau seines Exkönigs. Das sind die sonderbaren Kontraste am Ende eines Jahrhunderts .....

Belgrad, 18. Mai.

Die Ausweisung der Königin-Mutter Natalie, welche heute vollzogen werden sollte, hat zu blutigen Straßenkämpfen geführt, die vorläufig das Resultat ergaben, daß die Volksmasse über die Regierungstruppen gesiegt hat und Natalie in Belgrad verblieben ist.

Um 2 Uhr nachmittags erschien der Polizeipräfekt in Begleitung eines Adjutanten vor dem verschlossenen Palais der Königin-Mutter. Als nicht geöffnet wurde, mußte die Hausthür aufgesprengt werden. Nach einigem Zögern ließ sich Natalie herbei den Polizeipräfekten persönlich zu empfangen. Derselbe erklärte ihr, daß er, falls sie dem Ausweisungsukas nicht freiwillig Folge leiste, genötigt sein werde Zwang anzuwenden. Natalie erwiderte sie werde nur der Gewalt weichen. Sie zog sich darauf zurück, um mit ihren Freundinnen zu beraten. Nach zwei Stunden, während welcher eine ungeheure Menschenmenge sich nach und nach vor dem

Palais angesammelt hatte, wiederholte der Beamte seine Frage ob die Königin-Mutter freiwillig abreisen wolle. Es wurde mit einem entschiedenen Nein geantwortet.

Der Polizeipräfekt teilte dies der Regentschaft und Regierung mit und erhielt umgehend den ausdrücklichen Befehl Hand an die Königin-Mutter zu legen. Erst nachdem der Beamte dies der hohen Frau mitgeteilt hatte, gab letztere nach und erklärte der Gewalt weichen zu wollen. Es wurde im Hof des Palais die Galaequipage der Königin angespannt; eine zahlreiche Gendarmerie-Eskorte war bereit den Wagen mit Natalie zu begleiten.

Unterdessen hatte sich die Kunde von den Vorgängen im Palais der Königin-Mutter durch die ganze Stadt verbreitet. Zahlreiches Militär und Gendarmerie waren aufgeboten, um die nach dem Palais führenden Straßen abzusperren, vermochte jedoch nicht diesen Befehl überall durchzuführen; der Militärkordon war durchbrochen und die Behörden sahen sich außer Stande die Volksmenge, welche vor dem Palais Posto gefaßt hatte, zu verdrängen. Natalie sollte an Bord des Donaudampfers „Deligrad" gebracht werden. Um das Publikum irre zu leiten, waren jedoch die nach dem Bahnhof führenden Straßen abgesperrt.

Da nun der Polizeipräfekt gedroht hatte Natalie mit Gewalt in den Wagen schleppen zu lassen, nahm sie freiwillig in demselben Platz. Dann setzte sich die von

Gendarmen eng umgebene Equipage in Bewegung. Schon bei der Ausfahrt im Palais warfen sich mehrere Individuen dem Wagen entgegen, um denselben an der Weiterfahrt zu hindern. Die Gendarmen machten den Weg frei. Aber von allen Seiten strömte die Volksmasse, die Straße sperrend, herbei. Da auch die Zufahrt zum Landungsplatze durch die Menge versperrt war wollte die Eskorte den Weg durch die Festung nehmen. Allein die Volksmenge merkte diese Absicht und vereitelte dieselbe. Die Gendarmen wurden von den Pferden gerissen und dermaßen mit Steinen bombardiert, daß sie ihr Heil in der Flucht suchen mußten. Am Donauufer vor dem Hotel zur serbischen Krone spannten Bürger und Studenten die Pferde der Equipage aus und zogen dieselbe im Triumph durch die Hauptstraßen der Stadt nach dem Palais zurück. Tausende von Menschen folgten mit Jubelgeschrei dem Wagen.

Vor dem Palais machte der Zug Halt; ein großer Trupp Studenten bildete wie eine Leibgarde ein Spalier und Studenten hoben die Königin-Mutter aus dem Wagen und trugen sie auf den Schultern in das Palais zurück. Eine unübersehbare Menschenmenge sammelte sich nach und nach in größter Erregung rings um das Palais. Abends 6 Uhr füllte die ganze Bevölkerung der Stadt die Straßen. Die Königin-Mutter mußte, dem stürmischen Verlangen des Volkes nachgebend, sich wiederholt am Fenster zeigen. Die Bevölkerung gab die Absicht kund die Königin nach der Burg zu bringen.

Gardekavallerie versuchte, die Straßen zu räumen. Die Volksmassen wichen bis zum Palais der Königin Natalie zurück, nahmen aber hier eine drohende Haltung an und verhöhnten den Kommandanten der Garde, welcher einen Angriff mit blanker Waffe machen ließ. Die Massen erwiderten mit Steinwürfen und zwangen die berittene Garde zum Zurückweichen. Zahlreiche Gardereiter, darunter auch mehrere Offiziere, wurden verwundet. Das Handgemenge begann fürchterlich zu werden. Kapitän Balitschek, selbst an der Stirne verwundet, schoß mit dem Revolver einen Studenten nieder. Unter einem Hagel von Steinwürfen mußte die Gardekavallerie abermals zurückweichen. Dann saßen die Reiter ab, rückten zu Fuß gegen die Volksmasse vor und gaben drei Salven ab. Die Menge antwortete mit Steinwürfen und Revolverschüssen. Es war ein entsetzliches Durcheinander, auf beiden Seiten gab es Tote und Verwundete. Der Kampf endete mit dem Rückzug der Gardekavallerie.

Inzwischen war ein Teil der in den Kasernen bereitstehenden Infanterie herbeigezogen worden. Die Infanterie sperrte alle Zugangsstraßen ab; aber die Volksmassen wichen nicht vom Platz, sondern harrten unter Verwünschungen auf die Mitglieder der Regentschaft unter der Regierung mutig aus. In der Menge erblickte man Redner, welche aufreizende Ansprachen hielten und die Menge fanatisierten.

Die Situation ist höchst kritisch. Natalie wird nur der Gewalt weichen; die vor ihrem Palais angesammelte

Menge aber ist so fanatisch erregt, daß es kaum möglich ist Natalie zum zweitenmal zum Verlassen ihres Hauses zu zwingen. Die Regierung andererseits kann, wenn sie nicht alle Autorität einbüßen will, die heute erlittene offenbare Niederlage unmöglich auf sich sitzen lassen. Die Situation wird sich aber noch gefährlicher gestalten, wenn die Regierung nachgiebt und keine genügende Energie bekundet. Es herrscht furchtbare Aufregung. Der Oberinspektor der Dampfschiffsgesellschaft in Semlin, Miritsch, erhielt den Befehl, für die Nacht ein Schiff in Bereitschaft zu halten. Die Königin-Mutter soll nachts entfernt werden.

Der Befehl gegen Natalie Gewalt anzuwenden ist auf ausdrücklichen Entschluß der Regentschaft zurückzuführen. Die Regentschaft ließ dem Ministerium nur die Wahl, entweder zurückzutreten oder die Königin Mutter mit Gewalt aus Serbien auszuweisen.

Soweit bis jetzt festgestellt ist hat der heutige Straßenkampf sieben Tote und zwanzig Verwundete gekostet. In Wirklichkeit dürfte sich die Zahl noch höher stellen.

Der junge König Alexander ward heute früh nach Topschider gebracht, um nicht Zeuge etwaiger Straßenexzesse zu sein.

Belgrad, 19. Mai.

Es war unmöglich, die Königin-Mutter an Bord eines Dampfers aus Belgrad zu entfernen. Erst heute Morgen 4 Uhr 27 Minuten wurde Natalie mit einem

Separatzug vom Belgrader Bahnhof nach dem Semliner gebracht, wo sie im Stationsgebäude im Passagierzimmer abstieg und sich zur Ruhe begab.

Soldaten drangen gestern Morgen um vier Uhr mittelst Leitern in die Wohnung der Königin-Mutter ein. Letzterer wurde vom Polizeihauptmann Roskovitsch eröffnet, daß sie sofort abreisen müsse. Natalie erklärte, daß sie der Gewalt nicht weiche, sondern nur abreise um weiteres Blutvergießen zu vermeiden. Während der Fahrt zum Bahnhof soll Natalie der begleitenden militärischen Eskorte höhnisch zugerufen haben: „Sehr tapfere Soldaten! Eine schwache Frau ist nicht Slivnica! Schmachvoll!“ Für Natalie standen vier Wagen im Bahnhof bereit. Sie langte um 5 Uhr in Semlin an und wartete auf dem Bahnhof bis Zimmer für sie im Hotel Europa bereit gestellt waren.

In einer Unterredung mit einem Journalisten suchte der serbische Minister des Innern Gjaja die Ereignisse vom Montag abzuschwächen, um die traurige Rolle, welche die Regierung spielte, in einem etwas günstigeren Lichte erscheinen zu lassen. Er erzählte die Vorgeschichte der Ausweisung der Königin-Mutter Natalie. Auf alle Bitten und Beschwörungen des Ministerpräsidenten Pasitsch und des Ministers Gjaja, eingedenk ihrer Würde als Königin die Dinge nicht weiter zu treiben, sondern nach der Einhändigung des schriftlichen Ausweisungsbefehls abzureisen, wiederholte Natalie nur ihr „Nein!“ und fügte hinzu: „Eure Gendarmen sollen mich fassen

und fortzerren, freiwillig gehe ich nicht." Gjaja schilderte ferner die tragikomische Art, wie der Polzeipräfekt durch Natalie gefoppt und hingehalten wurde bis ihre Anhänger durch ausgesandte Boten alarmiert worden waren. Natalie bediente sich des Vorwandes, sie müsse erst Toilette machen, sie müsse sich auch Geld holen lassen u. s. w., bis endlich die Vorbereitungen zu den Demonstrationen fertig waren. Gjaja erklärte schließlich, das früher mit Natalie getroffene Übereinkommen, daß der junge König sie alljährlich besuchen werde, sei nunmehr hinfällig. Der Minister gab an am Montag seien von Zivilpersonen zwei tot geblieben, eine Person sei schwer, 5 leicht verwundet; ferner seien 26 Gendarmen, 11 Kavalleristen, 3 Offiziere durch Steinwürfe verwundet.

Der serbische Finanzminister Vuitsch, der soeben aus Petersburg nach Belgrad zurückgekehrt ist, hat im Ministerrat berichtet, daß der Zar ihm erklärt habe es bleibe der Regierung kein anderer Weg übrig, als Natalie mit Zwangsmaßregeln zu entfernen; der Zar habe hinzugefügt, daß jedoch alles aufgeboten werden möge, um auf friedlichem Wege zum Ziel zu gelangen. Bekanntlich wurde die Rückkehr des Ministers Vuitsch nicht abgewartet, sondern vorher gegen Natalie vorgegangen. Belgrader Regierungskreise hegen die Befürchtung, der Zar werde jetzt ungehalten sein und die Maßregelung Nataliens als Werk der persönlichen Rache von Ristitsch ansehen.

Natalie begiebt sich von Galatz nach Ungeri zu

ihrer Tante, der Fürstin Morussi. Den Sommer gedenkt sie in Sinaja in der Villa ihrer Schwester, Fürstin Ghika, zu verbringen.

Paris, 26. Mai.

Wenn man im Bois, in der Theaterloge, in einem nicht allzu feinen Restaurant an wohlbesetzter Tafel einen ziemlich starken Herrn mit schwarzem struppigem Schnurrbart, sehr rauher Stimme, dunkelbraunem Teint und etwas lärmenden, aufdringlichen Manieren antrifft und sich nicht sagt: „Das ist irgend ein exotischer Parvenü (Rástaquouère), so wird man doch sagen: „Das ist der Exkönig von Serbien!“ Oder wenn man im Klub sein Spielchen macht, so wird man ihn sehr wahrscheinlich zwischen 5 Uhr abends und 5 Uhr morgens im Baccarat oder (in der Rue Royale) am Pokertische finden. König Milan führt in Paris das Leben eines sehr reichen fremden Herrn, der sich von seinen Berufsgeschäften zurückgezogen hat; und man muß — auf die Gefahr hin, eine Majestätsbeleidigung zu begehen — gestehen, daß seine Art und Weise durchaus nichts Majestätisches hat. Er liebt es übrigens auch gar nicht, daß man ihn Majestät nennt. Im Klub, in der Gesellschaft will er nur als Graf von Takovo behandelt sein; und wenn er noch regierte, so könnte es passieren, daß er zu ihm sympathischen Personen sagte: „Du gefällst mir, Freundchen, nenne mich nicht Majestät!“ Seit er seine Krone verloren, hat er das Duzen leichter.

Die Ex-Majestät wohnt ganz dicht am Bois de Bou-

logne. Es hat sich dort seit kurzem ein eigenes Heim eingerichtet, nachdem er ein paar Monate ein möbliertes Quartier in der Avenue d'Antin bewohnt hatte. Darum erwartet er auch wohl nicht, von seinen Unterthanen zurückgerufen zu werden. Sonst liebt dieser König das Provisorische und mag nicht gern feste Verhältnisse eingehen. Er hat einen Kammerherrn und einen Adjutanten, die ihn aber recht oft allein lassen, da er gern seine Majestät in den Vorzimmern jener Kämmerlein ablegt, die er häufig besucht, und im übrigen das goldene Exil, das ihm seine Unterthanen auferlegt haben, mit großer Lustigkeit erträgt. Er behauptet, sich garnicht mit der Politik zu befassen. Eingeweihte wissen jedoch, daß er dies mehr thäte, als nötig hätte. Er mag nicht, daß man ihm über die Königin Natalie spricht und wenn er einmal veranlaßt wird über sie zu reden, so geschieht das mit einer Kraft und Energie, welche eben nur beweisen, daß der Begründer der Dynastie Obrenowitsch nicht an den Stufen eines Thrones geboren wurde. Er liebt sein Vaterland und gefällt sich darin alle Revolutionen zu erzählen, welche während eines Jahrhunderts dort gewütet haben. Geschieht dies vielleicht, weil die Serben mehr als einmal diejenigen die sie hinausgeworfen haben, wieder heimriefen?!

Sonst führte Milan das Leben eines orientalischen Millionärs, wie man sie so viel in Paris gesehen hat: er will partout den Pariser herausbeißen, will auf der Höhe der Pariser Mode, des Pariser Geschmacks, der

Pariser Exentrizitäten stehen. „Ein guter Kerl“, sagen seine Freunde. Und bei dieser Eigenschaft können sie sich nicht über seinen Spitznamen wundern, den man ihm im Klub gegeben hat: Der Roi staquouère.

Belgrad, 28. Mai.

In der Kragujewazgasse, wenige Schritte von der herrlichen Baumreihe die nach Topschider führt, steht ein einstöckiges Haus in welchem bisher die Exkönigin von Serbien wohnte. Die Entfernung bis zum Konak, in dem der junge König von Serbien residiert, beträgt kaum sechshundert Schritte und dennoch konnten Mutter und Sohn einander nur in großen Zwischenräumen sehen. Sechs Fenster öffnen sich auf die Gasse, das Portal des Hauses ist immer geöffnet und man erblickt vom Eingange eine Glasthür, die in den hübschen, kleinen Garten führt. Die Wände des Vorzimmers sind nach orientalischer Sitte mit Teppichen geschmückt, sonst ist kein Wandschmuck zu sehen und auch Möbel sind nicht vorhanden. Von dem Vorzimmer gelangt man in den Empfangssaal. Der Stil seiner Einrichtung ist halb orientalisch, halb an Paris gemahnend. Die Wände sind mit persischen Teppichen dekoriert und in der linken Ecke steht ein prächtiger Erard-Flügel. Im Salon sind zwei Ölgemälde sichtbar, eines derselben stellt einen älteren Herrn mit sympathischen Zügen dar. Es ist der Vater der Königin. Das andere Bild, eine wunderbar schöne Frau mit edlen Zügen und einem

idealen Gesichtsausdrucke, ist das Konterfei der Mutter der Königin. Im Salon befindet sich noch ein kleines Aquarellgemälde, das die Königin als Mädchen darstellt. Eine unscheinbare Mädchengestalt mit ernst blickendem Augenpaar, jedoch einem glückstrahlenden Lächeln um die vollen Lippen. Rechts und links von diesem Aquarell befinden sich die Porträts der beiden Schwestern der Königin.

Die ältere in Berlin lebende Schwester, welche an einen Fürsten Ghika verheiratet ist, besitzt viel Ähnlichkeit mit der Exkönigin von Serbien; die jüngere, gleichfalls an einen Ghika verheiratet, ist ganz und gar nicht hübsch und hat ein echt russisches Profil. Im Arbeitszimmer Nataliens hängt merkwürdigerweise das Bildnis des Prinzen Alexander von Battenberg neben den Porträts der Mitglieder der russischen und griechischen Herrscherfamilien an ins Auge fallender Stelle. Über dem Schreibtisch ist der junge serbische König in den verschiedensten Lebensaltern zu sehen; etwa dreißig Photographien habe alle ihn zum Gegenstand. Auf dem Schreibtische befindet sich unter Glasschutz ein verwelktes Blumenbouquet. Niemand wußte zu sagen, welche Bedeutung dasselbe hätte. Neben dem Bouquetbehälter liegt ein gebrauchtes von Rost stark angefressenes Hufeisen. Der Hausinspektor erklärte lächelnd, daß die Königin sehr abergläubisch ist und jedesmal, wenn sie auf der Straße ein Hufeisen findet, dasselbe mit sich nach Hause nimmt. Diese Hufeisenstücke be-

gleiten sie auf allen ihren Reisen, daher auch wahrscheinlich in das jetzige Exil.

Der Pester Lloyd veröffentlichte ein Interview, welches der Belgrader Korrespondent mit dem serbischen Minister des Innern Gjaja gehabt hat. Der Minister versicherte dem Korrespondenten, die Regierung sei gegenüber der Königin Natalie bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit gegangen. Er fuhr dann fort: „Als der Ministerpräsident Paschitsch und ich bei der Königin mit dem Ultimatum erschienen, sagte Paschitsch: „Majestät, ich beschwöre Sie gehen Sie freiwillig, es gilt ja nur drei Jahre und wir versprechen Ihnen alles aufzubieten, daß diese Frist seinerzeit noch abgekürzt werde. Wenn Sie freiwillig scheiden, sollen Sie zuvor Ihren Sohn besuchen dürfen und aus dem Konak sollen Sie mit allen königlichen Ehren ausziehen, bis zum Schiff begleitet von Ihrem Sohne, der Regentschaft und den Ministern." Die Königin antwortete darauf mit einem schroffen, trotzigen Nein. Paschitsch fuhr fort: „Bedenken Sie was Sie Ihrer Würde als Königin und als Königinmutter schuldig sind." Die Antwort war: „Ich habe alles bedacht; man soll Gewalt anwenden; ich will es darauf ankommen lassen." Nun ergriff Gjaja das Wort und fragte: „Was verstehen Ew. Majestät unter Gewalt? Die Einhändigung eines schriftlichen Ausweisungsbefehls ist ja auch Gewalt." Die Königin erwiderte: „Nein, nein, Eure Gendarmen sollen mich fassen, zerren, schleppen, freiwillig gehe ich nicht."

Noch fragten wir, ob dies ihr letztes Wort sei. Sie sagte: „Ja" und wandte sich ab. Daraufhin wurde beschlossen, Gewalt anzuwenden.

Belgrad, — Juli 1894.

Als König Alexander von Serbien seine Reise nach Konstantinopel antrat, wurde von Belgrad aus immer wieder hervorgehoben, daß sich der jugendliche König hauptsächlich aus staatlichen Interessen zur Fahrt an den Bosporus entschlossen habe und daß diese Reise von großer politischer Bedeutung für Serbien sei. Jetzt verlautet aus verbürgter Quelle, daß der hauptsächlichste Zweck der Reise des Königs Alexander die Regelung einer delikaten Privatangelegenheit des allezeit fidelen Papa Milan war. Milan hatte mit der Frau des serbischen Diplomaten Christitsch, der damals Gesandter in Berlin war, schon vor Jahren ein intimes Verhältnis unterhalten. Dieses wurde von Milan auch dann noch einige Zeit fortgesetzt, nachdem sich Christitsch von seiner Frau hatte scheiden lassen. Die frühere Frau Christitsch, die Tochter des kaiserlich türkischen Architekten Joannides Effendi, lebt seitdem in Konstantinopel. Als nun der serbische Exkönig vor einigen Jahren dort weilte und das Verhältnis wieder anknüpfte, blieb dies nicht ohne Folgen. Die Geliebte Milans wurde Mutter eines Knaben. Dieses Ereignis führte zwischen ihr und dem König zu einer regen Korrespondenz; Frau Artimisia Joannides kam auf diese Weise in den Besitz

von elf Briefen, in denen sich Milan als Vater des Kindes bekannte und ihr eine größere Abfertigung — man spricht von 500000 Francs — versprach. Während der Anwesenheit des jungen Königs in der türkischen Hauptstadt war nun der in seiner Begleitung befindliche Bautenminister General Zdrawkowitsch mit der Erledigung der Angelegenheit, der Zurückerlangung der Briefe gegen eine Abfertigung, beauftragt. Diese Schritte führten anfänglich zu keinem Erfolg, trotzdem man türkischerseits auf die Familie der Frau einen starken Druck ausübte. Bei den Verhandlungen ist es sogar zwischen dem kaiserlichen Kammerherrn Raghib Bey und dem Bruder der Frau Artemisia zu einer sehr dramatischen Scene gekommen. Schließlich mußte aber die Familie dem energischen türkischen Drängen nachgeben; die Frau erhielt für ihr Kind 6000 Lsterl. und gab acht Briefe zurück. Für die fehlenden drei Briefe, die sie leugnet empfangen zu haben, mußte sie ein Papier unterzeichnen, in dem sie erklärt, daß, falls noch Briefe gefunden werden sollten, diese null und nichtig sind und weder sie noch ihre Familie davon irgend welchen Gebrauch machen würden.

Belgrad, 7. Mai 1895.

Die Tragikomödie der serbischen Verhältnisse nähert sich wieder einmal einer Katastrophe, deren Ziel und Tragweite niemand zu bestimmen vermag, weil in der offiziösen Rechnung die zu Belgrad aufgemacht wird,

stets die irrationellen Werte die Hauptfaktoren sind. Die rücksichtslose Energie mit der ein Wahlakt vollzogen wurde, welcher der Regierung einen Haufen blindergebener Anhänger in der Skupschtina brachte, hat nicht lange vorgehalten: Exkönig Milan ist wieder einmal mit seinen Geldgeschäften dazwischen getreten und hat von dem Staate von neuem eine Heilung seiner persönlichen ökonomischen Gebreste, die ein chronisches Leiden darstellten, begehrt. Daß dem Vater des Königs eine Apanage bewilligt wurde kann man füglich begreifen, daß er aber noch eine rückwirkende Kraft des Apanagegesetzes verlangte, war selbst in dieser Skupschtina nicht durchzusetzen. Seine Forderung ging überdies weiter, er verlangte die Zahlung seiner Schulden, und diesem Zwecke sollte die neue Anleihe von 98 Millionen dienen, die zu dem beschämenden Kurse von 70 abgeschlossen werden sollte. Die Anleihevorlage wurde abgelehnt, Milan machte sich auf den Weg nach Venedig und der bedauernswerte junge König, der bis auf weiteres statt seines Vaters seine Mutter als obersten Mentor um sich haben wird, sieht sich in einer Situation, welche die höchste staatsmännische Gewandtheit und politische Sicherheit erfordert. Eine am 9. d. M. mittags an der Berliner Börse verbreitete Meldung, wonach Milan plötzlich aus dem Leben geschieden sei, — nach einer Lesart habe er Selbstmord begangen, nach einer andern sei er das Opfer eines Attentats geworden — ist wieder eines jener Sensationsgerüchte gewesen, wie

sie in Belgrad, Wien und Pest durch eine gewissenlose Reportage berufsmäßig in Umlauf gesetzt werden.

Gerade in Serbien, wo der thatsächliche Verlauf der Dinge der Überraschungen genug darbietet, ist eine objektive und die Wahrheit zur Richtschnur nehmende Publizistik fast ganz zu vermissen. Dieser Umstand macht es unendlich schwer aus dem Wust der abenteuerlichen oder tendenziöse Zwecke verfolgenden Nachrichten ein klares und der Wirklichkeit einigermaßen ähnliches Bild zu gewinnen. Die Situation, wie sie sich in diesem Augenblicke darstellt, ist folgende: Morgen (Freitag, den 10. d. M.) wird die Mutter des Königs Natalie in Belgrad einziehen, und da der alte Gegensatz zwischen den Eltern wenigstens in den politischen Auffassungen noch fortdauert, bringt das Erscheinen der Königin in die genugsam verwirrte Lage ein neues Moment der Beunruhigung. Die stärkste Partei im Lande sind die Radikalen, die jüngste Phase der Politik des Königs hat versucht, diese antimonarchischen Elemente zurückzudrängen. Natalie dagegen, die nicht vergessen mag, daß die Radikalen ehedem zu ihr gehalten, obschon dies aus Parteiinteresse geschah, hat für diese stärkste politische Gruppe mehr Sympathie als für die anderen und dieser Umstand hat die Hoffnungen der Radikalen angesichts des Scheiterns der gegenwärtigen Regierung aufs höchste gesteigert.

Seitdem bekannt geworden, daß die Königin von Paris nach Belgrad kommen werde hat die radikale

Presse in Huldigungsbezeugungen sich schier erschöpft; eine unwidersprochen gebliebene Meldung behauptet sogar, Natalie habe den König bereits von Frankreich aus geraten, Nikola Pasitsch, den Führer der Radikalen, an die Spitze eines Koalitionsministeriums zu berufen. Zugleich kamen aus Belgrad Nachrichten, die den Umschwung als nahe bevorstehend ankündigten, der König konferierte lange Zeit mit radikalen Führern; die Forderungen aber, die diese stellten, vor allem die Wiederherstellung der Verfassung von 1888, mußten naturgemäß von dem Versuche abschrecken. Bedeutet die völlige Hingabe an die übertriebenen Ansprüche der Radikalen doch implicite eine Abdankung der Dynastie Obrenowitsch. So kann es denn nicht Wunder nehmen wenn allen diesen Kombinationen durch eine Drahtmeldung, welche behauptet, daß keine Rede davon sei, daß das Kabinett Christitsch seine Entlassung eingereicht habe, ein Ende gemacht wird.

Freilich steht damit das Wirrsal nicht vor seinem Ende, sondern vor dem Anfange. Mit dem bisherigen unzulänglichen Anhange kann der König nicht wirtschaften; mit den Radikalen es zu versuchen, hieße den Teufel durch Beelzebub austreiben. Die Proklamation der Radikalen, die bisher mit großer Sorgfalt unterdrückt wurde, wo immer die Polizeiorgane ihrer habhaft werden kounten, kursiert jetzt in Massen im ganzen Lande. Das Schriftstück, das die Regierung mit Vor-

würfen aller Art über ungesetzliche Handlungen überschüttet, schließt mit folgenden Worten:

„Nach all diesem bleibt uns nichts mehr übrig, als zu konstatieren, daß in Serbien gegenwärtig weder Verfassung noch Gesetz bestehen. Indem wir unseren Grundsätzen treu bleiben, haben wir Dank dem Vorgehen der Regierung nur neue Kraft geschöpft; es hat sich deutlich herausgestellt, daß die radikale Partei unter allen Regierungen und Verfassungsformen das serbische Volk hinter sich hat und daß der erdrückende Teil des serbischen Volkes zu alledem, was in Serbien seit dem 21. April vorgefallen ist und noch vorfallen wird, in schroffer Opposition steht.“

Wie der Entschluß mit dem Kabinet Christitsch weiter zu regieren seine Ausführung finden soll, bleibt zunächst ein vollkommenes Rätsel; indes in Serbien ist schon oft das Unwahrscheinlichste Ereignis geworden.

April 1896.

In einem Stimmungsbild aus Belgrad werden die Bestrebungen der Königin geschildert, ihren Sohn, den König Alexander, gänzlich unter ihren Einfluß zu bringen und die serbische Gesellschaft in allem ihren Launen dienstbar zu machen. Bei dem zwanzigjährigen Jüngling fällt dieses Bemühen durchaus nicht schwer. Hinter ihm liegt eine freudlose Kindheit. Seit Jahren ist er ausschließlich von graubärtigen Lehrern, heimtückischen

Ministern und gestrengen eisigen Regenten umringt gewesen. Er lechzt nach den Vergnügungen des Daseins, nach dem freien Schlage seines jugendlichen Herzens. Er will leben und genießen und das gestattet ihm zur Stunde in vollem Maße seine königliche Mutter. Ihr Hauptstreben geht dahin ihn den Regierungsgeschäften zu entfremden, seine Entscheidungen, sein Thun und Lassen als Herrscher und König ihrem Willen, ihren Launen unterzuordnen. So unterhält sich denn heute Alexander I. nach Kräften. Es ist hier nicht der Ort, auf die Geschichte einzugehen, welche die klatschsüchtige Hauptstadt über eine zarte Neigung des jungen Herrn zu einer Hofdame und gelegentliche Reisen des Leibarztes und des Leibjägers Carl nach Pest erzählt. Innerhalb zweier Monate hat in Belgrad die Judic gespielt, Coquelin gemimt, Pester Opernsänger haben gesungen und Susanne Reichenberg vom Théatre Français wird erwartet. Außerdem gab es jede zweite Woche ein Fest bei Hofe, das gewöhnlich ganz Belgrad vereinte. Und dabei ging es dann lustig und vornehm zu. Die Musik war immer vortrefflich, das Buffet wetteiferte mit dem der glänzendsten Kaiserhöfe. Mit ihrem Könige unterhalten sich also die guten Belgrader. Freilich fehlt es auch an stillen und offenen Einwänden nicht. Draußen droht der finanzielle Zusammenbruch. Der Finanzminister schickt sich an die verpfändeten Monopolkassen mit Beschlag zu belegen, die Steuern wollen nicht fließen, die Zölle werden immer geringer,

das Schweineausfuhrverbot hat tiefe Wunden geschlagen, der Handel stockt, das Aufgeld steigt.

So sieht man es denn auch nicht gern, wenn in solchen Zeiten die Judic um 8000 und Coquelin um 10000 Francs spielen, wenn sich die armen Beamten und Offiziere verschulden und verbluten müssen, um bei Hofe anstandsgemäß erscheinen zu können und das teure Geld bei diesen Anlässen mit vollen Händen verschleudert wird.

In einer Nachricht aus Belgrader Hofkreisen wird dagegen Königin Natalie als schwer leidend dargestellt. Sie sei in Nisch nicht unbedenklich erkrankt, Blutspucken habe sich bei der Königin eingestellt und auch eine leichte Affektion des Herzens herausgebildet. Die Ärzte haben angeordnet, daß sich die Königin sobald als möglich in ein milderes Klima begeben soll. Demnach wird die Königin sich bald nach Biarritz begeben.

*

Hier schließt die Correspondenz, die uns zum Abdruck zur Verfügung gestellt ist. Heute leben König Milan und Gemahlin wieder vereint in Serbien.

An deutschen Kleinfürstenhöfen.

25 Jahre nach der Neubegründung des deutschen Reiches bietet sich uns das seltsame Schauspiel, daß eine ganze Reihe kleiner Staaten, deren Fürsten bezw. Thronerben ohne männliche Nachkommen sind, darauf bedacht sind, durch eine rechtzeitige Regelung ihrer Thronfolgefrage die selbständige Forterxistenz ihres Landes zu sichern. So stark der deutsche Einheitsgedanke auch ist, die deutsche Kleinstaaterei blüht heute wie nur je zuvor. Herzog Ernst von Coburg-Gotha ist, wie vorher der Herzog von Braunschweig, kinderlos gestorben und wir haben es erlebt, daß ein englischer Prinz den Coburg-Gothaer Thron bestiegen hat. Im Großherzogtum Oldenburg ist nur durch den glücklichen Umstand, daß der verwitwete Fürst sich wieder vermählte, verhindert worden, daß ein russischer Prinz, der in Petersburg am 21. November 1868 geborene Prinz Peter von Oldenburg, Enkel eines Vetters des regierenden Großherzogs, dereinst der regierende Fürst von Oldenburg sein würde.

Kinderlos gestorben ist auch der Fürst von Lippe-Detmold, der dadurch einen Kampf der Bückeburger

gegen die Biesterfelder hervorgerufen hat, die sich gegenseitig unebenbürtige Ahnfrauen vorwerfen, ohne zu bedenken, daß auch zwei der vornehmsten Fürstenhäuser, die Zähringer in Baden und die Askanier in Anhalt je eine Dame des niederen Adels (Freifräulein von Geiersberg), diese gar eine schlichte Apothekerstochter (Amalie Föhse) unter ihren Ahnfrauen zählen, ohne daß darum die Regierungsfähigkeit dieser Häuser im mindesten gelitten hätte.

Ohne männlichen Nachkommenschaft sind auch die Herrscher, beziehungsweise Thronfolger in Württemberg, Altenburg, Meiningen, Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen. Im Auslande sieht es nicht viel besser aus, so hat z. B. der Kaiser von Österreich keinen direkten männlichen Erben und auch dem Erbgroßherzog von Luxemburg ist bisher noch kein Sohn geboren worden.

Eine rühmliche Ausnahme von diesem Mangel an Erbprinzen machen die Herrscherhäuser von Preußen und Bayern, die einen wahrhaft blühenden Mannesstamm aufweisen. Trotzdem nun aber die Mehrzahl der gegenwärtigen deutschen Fürstenhäuser im Erlöschen begriffen sind, wird die Zahl der Bundesstaaten mit fürstlicher Spitze keine geringere, die Landkarte von Deutschland keine einfachere werden. Nachdem 1896 der Landtag von Meiningen ein Gesetz angenommen hat, durch welches die Gattin des dritten Sohnes des Herzogs eine Gräfin Lippe-Biesterfeld, vollbürtig, und ihre Söhne

successionsberechtigt anerkannt werden, hat man jetzt auch in Rudolstadt einen bisher kaum dem Namen nach bekannten, im Königreich Sachsen begüterten, bisher unvermählten Prinzen, Sizzo von Lautenberg, dessen Vater zwar ein Fürst von Schwarzburg, dessen Mutter aber nur eine Gräfin Reima war, gesetzlich zum Thronerben erklärt. Im Gegensatze zu der schaumburgischen Empfindlichkeit, die vielleicht auch den Kaiser von Rußland wegen der bäuerlichen Vorfahren der Kaiserin Katharina I. nicht für regierungsfähig erachtet, sehen wir also, daß man in den übrigen Kleinstaaten die Ehe mit der Tochter eines guten deutschen Adelsgeschlechtes nicht als ein unheilbares Uebel betrachtet, wenn man dadurch die Verschmelzung mit einem benachbarten Lande verhüten und die Selbständigkeit des Landes erhalten kann. Dieser Wunsch nach der Fortdauer der getrennten Selbständigkeit ist einesteils auf die gegenseitige Eifersucht der Kleinstaaten zurückzuführen, — so würde z. B. das Herzogtum Koburg, das sogar auf Gotha eifersüchtig ist, niemals Meiningen als Hauptstadt des Landes anerkennen — anderenteils auf rein materielle Gründe, auf den Wunsch, nicht ein Fürstenhaus zu verlieren, das nicht bloß den betreffenden Residenzstädten, sondern dem ganzen Lande viel Vorteil bringt. Die deutsche Kleinstaaterei, so wunderliche Blüten sie treibt und so sehr sie anscheinend auch dem deutschen Einheitsgedanken widerspricht, sie hat, wie jeder, der in solch einem kleinen Ländchen gelebt hat, zugeben wird, doch auch ihr Gutes, und da

die Völker dies wünschen, so kann man ihnen, zumal die früheren Unbequemlichkeiten der Vielstaaterei längst beseitigt sind, ruhig die Fortexistenz ihres Staates gönnen.

Das Jahr 1897 hat denn nach dem erwähnten Streit der Bückeburger und Biesterfelder ein Ende gemacht. Das allgemeine preußische Landrecht erklärte Ehen zwischen einem Adligen und einer Person des Bürgerstandes und des niederen Bauernstandes für ungiltig. Das Reichsgesetz über den Civilstand hat mit diesen Vorschriften aufgeräumt, aber es hat doch einen Rest übrig gelassen. Der „hohe Adel" ist nicht dem Reichsgesetz, sondern dem Privatfürstenrecht unterworfen. Zu dem hohen Adel gehören unzweifelhaft die regierenden Familien, die früher reichsunmittelbaren, jetzt mediatisierten Familien und noch einige andere Familien, die nicht mit Sicherheit abzugrenzen sind. So wenig man früher eine scharfe Grenzlinie zwischen höherem und niederem Bürgerstande ziehen konnte, so wenig kann man jetzt eine scharfe Grenzlinie zwischen hohem und niederem Adel ziehen. Der hohe Adel soll ebenbürtige Ehen abschließen, das heißt seine Mitglieder sollen nur Personen heiraten, die gleichfalls zum hohen Adel gehören. Eine Ehe, die diesen Vorschriften zuwider geschlossen ist, braucht nicht notwendig nichtig zu sein. Aber sie ist eine Mißheirat. Die Kinder aus solcher Ehe sind eheliche Kinder; sie erben das Privatvermögen der Eltern, aber nicht ihren Fideikommißbesitz und wo mit dem Fideikommißbesitz ein Thron-

folgerecht verbunden ist, erben sie auch dieses nicht. Und was sie selbst nicht ererbt haben, können sie in alle Ewigkeit ihren Kindern und Kindeskindern nicht weiter vererben.

Diese kastenartige Absonderung des hohen Adels von der übrigen Bevölkerung kennt man heute nur noch in Deutschland. Der gegenwärtige Zar von Rußland zählt unter seinen Ahnen die Natalie Narischkin und die Katharina Skawronskij, in deren Adern kein Tropfen blaues Blut floß. Unter den zahlreichen Frauen, die König Heinrich VIII. von England geheiratet hat, waren einige bürgerliche, und wenn aus diesen Ehen Nachkommen hervorgegangen wären, so würde deren Thronfolgefähigkeit nicht bezweifelt worden sein. Eine Königin von England ist berechtigt, einen bürgerlichen Mann zu heiraten und der älteste Sohn aus dieser Ehe würde Prinz von Wales und Thronfolger sein. Eine Königin von England hat das bisher nicht gethan und wird es vielleicht nie thun, aber über die theoretische Richtigkeit des Satzes ist kein englischer Jurist und kein englischer Laie in Zweifel.

An vierzig fürstliche Personen waren im April 1894 in Koburg zur Hochzeit des Großherzogs von Hessen versammelt, voran der Deutsche Kaiser, die Königin von England und Kaiserin von Indien, der Prinz von Wales, der russische Thronfolger, die verwitwete deutsche Kaiserin Friedrich. Die Schwiegereltern von Europa)das dänische Königspaar) fehlten, die politische Plauder-

stube war von Kopenhagen nach dem kleinen Städtchen an der Itz verlegt. Ohne die Fruchtbarkeit deutscher Fürsterhäuser würde die republikanische Einrichtung in vielen Staaten lediglich wegen Mangels an Prinzen und Prinzessinnen eingeführt worden sein. Die Dynastien von Koburg, Darmstadt, Stuttgart waren für die Aus- und Einführung edlen Blutes immer hervorragende Stellen, auch Oldenburg hat viel für die Erhaltung monarchischer Einrichtungen gethan. Für die Politik waren die Heiraten zwischen den regierenden Häusern früher nicht so bedeutungslos wie gegenwärtig, namentlich haben die russischen Kaiser die deutsche Schwägerschaft zu energischer Einflußnahme ausgebeutet. An den kleinen Höfen hat das weniger geschadet, als am größten; in Berlin war Zar Nikolaus der gebietende Herr, von welchem Friedrich Wilhelm III. voll zärtlicher Ehrerbietung sich die Hand führen ließ und dessen Wunsch, daß mit der Narrheit des Gedankens deutscher Einheit ein für alle Mal gebrochen werde, für Friedrich Wilhelm IV. Befehl war.

Die Königin von England sah in Koburg einen ihrer Enkel mit einer ihrer Enkelinnen sich vermählen. Der Großherzog von Hessen ist der Sohn der englischen Prinzessin Alice. Die jetzt auf den Thron im Großherzogtum Hessen gelangte Tochter des Herzogs von Koburg (Edinburg) steht durch ihre Mutter, die Schwester des verstorbenen Zaren, diesem nahe. Das Erscheinen des russischen Thronfolgers (jetzt regierenden Zaren) zum

Vermählungsfeste war daher selbstverständlich, sobald nicht besondere Umstände hindernd im Wege standen Aber auch die von mehreren Seiten für den Hochzeitstag in Koburg angekündigte Verlobung des Czarewitsch mit der hessischen Prinzessin Alix wurde daselbst proklamiert.

Das Erscheinen des russischen Kronprinzen in Koburg war lange zweifelhaft gewesen und erst in letzter Zeit gesichert, auf der einen Seite durch den Eintritt freundlicherer Beziehungen zwischen Berlin und Petersburg, auf der anderen durch die Ausschließung des Prinzen Ferdinand, des nicht anerkannten Fürsten von Bulgarien von der Festgesellschaft. Alexander III. würde nicht geduldet haben, daß sein Sohn und künftiger Nachfolger Tischgenosse des Usurpators sei und mit diesem den vetterlichen Gruß austauschte.

Im April 1897 verlobte sich Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein mit der katholischen Prinzessin Dorothea von Sachsen-Koburg-Kohary. Bekanntlich steht Herzog Ernst Günther an der Spitze der „Deutschen Adelsgenossenschaft“, unter deren Mitgliedern sich sehr viele ultramontane befinden und deren Organ, das „Deutsche Adelsblatt“, schon mehrfach Proben einer nach Rom neigenden Gesinnung gegeben hat. Unwillkürlich drängt sich daher die Vermutung auf, daß diese Kreise irgendwie bei der Verlobung ihre Hand im Spiele gehabt haben, wird doch berichtet, daß Herzog Günther seine noch nicht sechzehnjährige Braut im vorigen Jahre

auf einem Jagdausfluge kennen gelernt habe. Es hat Zeiten gegeben, wo man eine Mischehe in fürstlichen Kreisen ruhig hinnehmen mochte, heute aber haben sich die konfessionellen Gegensätze verschärft und die evangelische Bevölkerung hat allen Grund die Augen offen zu halten. Vor einigen Jahren hat sich ein mecklenburger Prinz mit einer katholischen Prinzessin Windischgrätz vermählt und, da er ihr katholische Kindererziehung zusicherte, auf sein Erbfolgerecht in Mecklenburg-Schwerin verzichtet. Der Erbgroßherzog von Luxemburg hat gleichfalls katholische Kindererziehung zugesagt. In Württemberg und Baden drohen die katholischen Linien in absehbarer Zeit zur Herrschaft zu gelangen. Auch in Preußen fehlt es nicht an einer katholischen Hofpartei, welche gewiß die Nachricht von der in Cannes gefeierten Verlobung des Herzogs Ernst Günther mit einer katholischen Prinzessin freudig begrüßt hat.

Die Herzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin, die älteste Tochter des Großherzogs Friedrich Franz III., die sich mit dem ältesten Sohne des Kronprinzen von Dänemark, dem Prinzen Christian verlobte, war zur Zeit erst siebzehn Jahre alt. Sie wurde zu Schwerin am 24. Dezember 1879, Prinz Christian zu Charlottenlund am 26. September 1870 geboren.

Aus der Ehe des kürzlich verstorbenen Großherzogs Friedrich Franz mit Anastasiea Michailowna, Großfürstin von Rußland, sind außer der Herzogin Alexandrine noch zwei Kinder, der zu Palermo am 9. April

1882 geborene, jetzige Großherzog Friedrich Franz und die zu Schwerin am 29. September 1886 geborene Herzogin Cäcilie hervorgegangen.

Durch ihre Ehe mit dem Prinzen Christian von Dänemark gewinnt die Herzogin Alexandrine die Aussicht, dereinst Königin von Dänemark zu werden. Durch diese Heirat in die dänische Königsfamilie aufgenommen, wird sie mit einer großen Zahl regierender Familien Europas enger oder entfernter verwandt, soweit sie dies nicht schon durch ihre eigene Abstammung ist.

Zu den Vermählungsfeierlichkeiten der Prinzessin Alexandra und des Prinzen Sizzo in Dessau hatte die Stadt ihr Festgewand angelegt. Öffentliche und Privatgebäude wetteiferten mit einander im Schmuck von Tannengrün, Guirlanden, bunten Teppichen, Wappenschildern und Fahnen. Unter letzteren herrschte natürlich das anhaltische Rot-Grün-Weiß vor. Daneben erblickte man namentlich die blau-weißen schwarzburger Farben und das deutsche schwarz-weiß-rot. Kein Wunder, daß niemand hinter dem Anderen zurückstehen wollte; handelte es sich doch um ein Familienfest des askanischen Herrscherhauses. Und ein solches ist von jeher immer ein Fest des ganzen Landes und Volkes gewesen. Seit langen Jahrhunderten, von den Tagen Graf Esikos von Ballenstädt, des erlauchten Ahnherrn des Herrscherhauses, an hatte die Bevölkerung Anhalts stets in frohen und trüben Tagen treu und unentwegt zu seinen Fürsten gestanden und so hatte sie

auch jetzt wieder ihrer Freude und Teilnahme an dem frohen Ereignisse einen sichtbaren Ausdruck gegeben.

Zu den Festlichkeiten war eine große Anzahl von fürstlichen Verwandten des hohen Paares eingetroffen. Das Anhaltische Herzogshaus war vollzählig beisammen, auch die Frau Prinzessin Friedrich Karl von Preußen war zur Vermählung ihrer Nichte herbeigeeilt. Ebenso war die einzige Schwester der Braut, die Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Strelitz, mit ihrem Gemahl und Kindern zugegen. Das Fürstentum von Schwarzburg-Sondershausen war ebenfalls durch den Fürsten und dessen Bruder, Prinz Leopold, wie durch die Fürstin, die Stiefschwester der Herzogin von Anhalt vertreten, während der Fürst von Rudolstadt nebst Gemahlin erst am Hochzeitstage erschien. Auch die Großherzogin-Mutter von Mecklenburg-Schwerin, eine geborene Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt, wohnte den Festlichkeiten bei.

Der Fürst Georg zu Schaumburg hat gegen das Vorhaben der Lippeschen Regierung, die Thronfolge durch ein dem gegenwärtigen Landtage vorzulegendes Gesetz endgiltig zu regeln, Protest erhoben und diesen durch eine umfangreiche Darlegung begründet, in der er zunächst darauf hinweist, daß das Schiedsgericht keineswegs das Thronfolgerecht der Descendenz des Grafen Ernst zu Biesterfeld, sondern nur ihm persönlich zugesprochen habe. Nur dort, wo die Verhältnisse ebenso

lägen, wie bei der Entscheidung des Rechts des Grafen Ernst, könnten daraus analoge Schlüsse gezogen werden. Der Thronfolge der Söhne des Letzteren stehe jedoch der Umstand entgegen, daß ihre Mutter, geb. Gräfin Karoline von Wartensleben, eine Dame aus niederem Adel sei, die mütterlicherseits der bürgerlichen Familie Halbach aus Amerika entstamme. Die im Jahre 1868 geschlossene Ehe habe der Beurteilung des Gerichts nicht unterlegen. Wenn es nun auch von diesem ausgesprochen sei, daß die Ehe mit einer Dame von niederem Adel im vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts keine Mißheirat war, so könne dieser Grundsatz über die Zeit von 1815 hinaus nicht anerkannt werden. Der Protest geht dann auf das Recht ein, wie es seit dem Inkrafttreten der deutschen Bundesakte für die souveränen Fürstenhäuser Geltung erlangt hat.

Inwiefern dieses neuere Recht etwa strengere Anforderungen hinsichtlich der Ebenbürtigkeit stelle, als das Schiedsgericht wenigstens für die altgräflichen und neufürstlichen Häuser vor Erlangung der Souveränetät angenommen hat, sei durch den Schiedsspruch nicht beantwortet worden.

Es bleibe daher die Frage offen, ob die Mitglieder des altgräflichen Hauses Lippe nach Erlangung der Souverät noch in der Lage waren sich mit Damen von niederem Adel ebenbürtig zu vermählen, wenn sie dies, wie das Schiedsgericht annimmt, vor Auflösung des alten Reiches durften.

In der That habe sich in den sämtlichen souveränen Häusern Deutschlands, ja fast ganz Europas, ohne Unterschied, ob alt- oder neufürstlichen Ursprungs, im Laufe dieses Jahrhunderts ein Herkommen dahin gebildet, daß ihre Mitglieder ebenbürtige Ehen nur unter einander, oder doch in einem eng begrenzten Kreise hochadliger Familien abschließen.

Wenn man erwägt, eine wie große persönliche Beschränkung den männlichen Sprossen der landesherrlichen Familien durch das strenge Ebenbürtigkeitsprinzip auferlegt wird und wie viele Gründe im einzelnen Falle zur Durchbrechung desselben einen starken Anreiz geben, was durch die große Zahl morganatischer Ehen bestätigt wird, so könne man das fast ausnahmslose Festhalten an den strengen Ebenbürtigkeitsgrundsätzen nur aus einer im Kreise der landesherrlichen Familien herrschen- Rechtsüberzeugung erklären.

„Wenn der § 4 des Entwurfes Gesetz werden sollte, würde — so heißt es am Schlusse weiter, an die Stelle altangestammter Familienrechte, die durch keine feste Normen eingeschränkte Willkür des Chefs einer Linie treten. In seiner Hand würde es schließlich liegen, selbst gegen den Widerspruch der ebenbürtigen Agnaten Familienmitglieder aufzunehmen, die auch nicht den geringsten herkömmlichen Begriffen von Standesgleichheit und Ebenbürtigkeit entsprechen. Was in dieser Beziehung zu gewärtigen ist, ergiebt der Hinweis auf die mütterliche Abstammung der Gemahlin des Grafen-Re-

genten. Schutzlos würde mein Haus jeder weiteren Rechtsverletzung, der Lippesche Name aber der Minderung seines bisherigen unbestrittenen Ansehens im Kreise der souveränen Häuser und dem Verluste seiner gleichberechtigten Stellung ausgesetzt sein. Höhere Rücksichten des des Staatswohles rechtfertigen in keiner Weise diese schweren Eingriffe in die wohlerworbenen Rechte meines Hauses, deren der Gesetzentwurf auch noch in anderen Beziehungen enthält. Lediglich das Interesse der engsten Familie des Grafen-Regenten wird durch die Vorlage gefördert, durch die Rechte meines Hauses in so empfindlicher Weise verletzt werden. Ich sehe mich daher genötigt, gegen den Erlaß dieses Gesetzes Protest einzulegen und meinem Hause alle Rechte auf die Thronfolge im Fürstentum Lippe vorzubehalten. Die von dem Grafen Ernst oft verkündete Devise „Recht muß Recht bleiben" gilt nicht nur für die von ihm erhobenen Ansprüche, sondern auch für die Rechte der Agnaten. Der Lippesche Landtag, welcher es bisher immer abgelehnt hat, streitige Rechtsfragen durch willkürliche Beschlüsse zu entscheiden, wird auch Bedenken tragen müssen, durch Annahme dieser Gesetzesvorlage Rechte der Agnaten zu verkümmern, deren „unveränderte Bewahrung" in der Verfassungsurkunde des Fürstentums Lippe ausdrücklich gewährleistet ist.

Inhalts-Verzeichnis.

Im Verlage von *Hugo Steinitz* in *Berlin* ist erschienen:

Liebes- * * *

und

* * * Eheleben

an

Europäischen Fürstenhöfen.

Zwei Bände à 3,50 Mk.

Druck von A. Schulze in Berlin S., Brandenburgstr. 33.

Lesenswerte Werke

aus dem

Verlage von Hugo Steinitz in Berlin SW. 12.

Streitfragen der Gegenwart von K. P Pobedonoszew, Oberprocureur des heil. Synod. Autor. deutsche Uebersetzung 4.50
Moderner Kastengeist in uns. Kultureinrichtungen. Kulturgeschichtl.-philosoph. Skizzen von N. Grodtczinsky . . 1.—
Was verursacht und fördert die Unzufriedenheit? Sozialpolitische Betrachtungen von demselben . . . . 1.—
Widersprüche der empirischen Moral von Graf Leo Tolstoi 1.—
Patriotismus und Christentum von demselben . . . 1.50
Was sollen wir also thun? von demselben 1.50
Das Nichsthun von demselben . . . . —.50
Ueber das Leben von demselben . . . . 2.—
Ueber die Kunst von demselben . . . . 1.—
Das Evangelium. Kurze Auslegung von demselben . . . 2.50
Die Sünden der Genusssucht von Heinrich Lee . . . 1.50
Die Sünden unserer Civilisation von Dr. Georg Zepler . 2.—
Die Sünden unserer Gesellschaft von Max Hochstädt . 2.—
Nietzsche und Tolstoi von Nikolaus Grot, Prof. in Moskau —.50
Anna Karenina von demselben. Einzige vollständige Ausgabe in 3 Bänden . . . . 10.—

Politische Correspondenz Kaiser Wilhelm I. . . . . 3.—
Aus dem Tagebuche Kaiser Wilhelm I. . . . . . 1.—
Anekdoten aus dem Leben Kaiser Wilhelm I. . . . 1.—
Bismarcks Politische Briefe. Auswahl in 3 Bänden . à 3.—
Neue Bismarck=Erinnerungen von Wilhelm von Bülow . 3.50
Aus Bismarcks Politischem Briefwechsel . . . . . 5.—
Liebes= und Eheleben an Europäischen Fürstenhöfen . 3.50
do. do. do. Neue Folge. 3.50
Konventionelle Lügen in der Politik. Von Hans v. Schellbach 3.50
Aus der militärischen Gesellschaft Berlins . . . . 4.—
Was der Kaiser sagt! Aussprüche Kaiser Wilhelm II . 2.—
Hofleben unter Kaiser Wilhelm II 3.50
Am Hofe der Kaiserin Auguste Victoria 3.50
Aus der Berliner Gesellschaft unter Kaiser Wilhelm II. 4.—
Aus der Umgebung Kaiser Wilhelm II. 3.50
Politische Intriganten. Aus Preussens neuerer und neuester Geschichte von Dr. Heinr. Wiermann 3.50

Unsere Landsleute auf Reisen. Humorist. Reiseschilderungen der Erlebnisse des Ehepaares Iwanowitsch. Von N. A. Leykin. Aus dem Russischen 2.50
Wo die Orangen blühn. Humoristische Reiseerlebnisse des Ehepaares Iwanowitsch an der Reviera und in Italien. Von N. A. Lejkin. Aus dem Russischen . . . . . . 3.—

LOUIS SCHNEIDER, BERLIN, STALLSCHREIBERSTR. 21.

ALBERT BOSER
BUCHBINDEREI
MUENCHEN.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mettenborn, Erich von

Frauenpolitik und Frauenliebe an Europäischen Höfen

Berlin 1898

Eur. 531 n
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11863694-2